Adolf von Sonnenthal's Briefwechsel



Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart Berlin



Adolf von Sonnenthals Briefwechsel

Erster Band



NACH EINEM ÖLGEMÄLDE VON LEOPOLD HOROVITZ AUS DEM JAHRE 1859

Adolf von Sonnenthals Briefwechsel

Nach den Originalen herausgegeben

von

Hermine von Sonnenthal

Mit zwei Bildnissen in Gravüre, 24 Einschaltbildern und einem Brieffaksimile

Erster Band



Stuttgart und Berlin
Deutsche Verlags-Anstalt
1912

(Die Reproduktionen sämtlicher Kostümbilder sind nach Aufnahmen aus dem Atelier des Hofphotographen Carl Pietzner, Wien (vormals Székély) hergestellt.)

Vorwort

Vorliegendes Buch macht nicht den Anspruch auf literarische Bedeutung. Nur ein Erinnerungsbuch soll es sein für die Freunde meines Vaters und für diejenigen, welche ihn als Künstler noch wirken und schaffen sahen und ihm zugleich auch als Menschen ein freundliches Gedenken bewahren wollen. Die heranwachsende Generation aber und die Vielen, die meinen Vater weder auf der Bühne noch im Leben jemals gesehen, mögen in diesen Blättern vielleicht einen ganz bescheidenen Beitrag zur Geschichte des Burgtheaters erblicken, mit der das Leben dessen, von dem sie erzählen, untrennbar verbunden ist.

Allen denen nun, die mir durch ihr wahrhaft freundschaftliches Entgegenkommen geholfen haben, diese Blätter zu sammeln, spreche ich hier meinen wärmsten, innigsten Dank aus. Vor allem der verehrten Leitung des k. k. Hofburgtheaters, die mir das notwendige Material, soweit es überhaupt möglich war, uneingeschränkt zur Verfügung stellte, wobei ich dem artistischen Sekretär des k. k. Hofburgtheaters, Herrn Dr. Richard Rosenbaum, sowie dem Herrn Archivar der k. u. k. Generalintendanz, Herrn Regierungsrat Direktor Albert Josef Weltner, zu ganz besonderem Danke verpflichtet bin. Ferner danke ich wärmstens den geehrten Herren Kustoden der k. k. Hofbibliothek, Herrn Professor Alexander Ritter von Weilen und Herrn Dr. Rudolf Beer, Herrn Direktor Johann Eugen Probst der städtischen Sammlungen zu Wien und

Herrn Direktor Professor Dr. Anton Aldásy des Kgl. Nationalmuseums zu Budapest, sowie dem geehrten Direktorium des Theatermuseums (Clara Ziegler-Stiftung) zu München für die freundliche Gewährung von Abschriften der in ihren Sammlungen befindlichen Originalbriefe meines Vaters.

Zuletzt danke ich aus vollstem Herzen allen, allen Freunden meines Vaters, die mich bei diesem Werke der Erinnerung nicht nur durch die bereitwillige Überlassung von Briefen, sondern auch durch warme Worte der Ermutigung in wahrhaft herzlicher Weise unterstützten, und mir dadurch meine Arbeit zu einer frohen und freudigen machten. Ihnen Allen tausend Dank!

Wien, im Dezember 1911.

Hermine von Sonnenthal.

Einleitung

Mein Vater hat keine Memoiren hinterlassen. — In einer Lade seines Schreibtisches aber, in einem einfachen Kästchen aus schlichter schwarzer Pappe, ruhen — isoliert von allen anderen Schriften und Erinnerungsblättern — drei Dokumente, welche in ihrer Sprache mit wenigen Worten eine lange Geschichte zu erzählen wissen.

Das erste dieser Papiere, welches beim Öffnen des Kästchens sogleich ins Auge fällt, ist ein zusammengefaltetes Schriftstück mit dem Vermerk: „Bruder Adolf's Zeugnis vom Schneidermeister Wilhelm Prager." — Entfaltet man den Bogen, so sieht man obenan den eingepreßten Sechs-Kreuzer-Stempel aus den fünfziger Jahren und liest darunter folgende Worte:

Zeugnis.

Endesgefertigter bezeuget hiermit zur Steuer der Wahrheit, daß der Adolf Sonnenthal von hier gebürtig, bei mir vom 1. November 1848 bis 1. November 1850 das Schneiderhandwerk erlernte, und wehrend dieser Zeit ehrlich, treu, geschickt, arbeitsam, und überhaupt sehr musterhaft betragen, so daß ich demselben nur auf sein eigenes Ansuchen, um in der Fremde sich in sein wohlerlerntes Handwerk zu vervollkommnen, entlasse, mit dem besonderen Beifügen, daß Er in allen seinen Unternehmungen eben so glücklich sein möge, als ich mit demselben stets zufrieden war, und Er zu sein verdient.

Wilhelm Prager.
Lehrmeister des Obigen.

Pesth, den 1. November 1850.

Diesem Zeugnisse beigeschlossen liegt ein dünnes, unscheinbares, in grünes Glanzpapier gebundenes Büchlein, das „Gesellen-Einbringbüchel der Bürgerlichen Schneider-Innung in der Kais. Kön. Haupt- und Residenzstadt Wien vom Jahre 1850 für den Gesellen Adolf Sonnenthal aus Pest (Ungarn), alt 16 Jahre, zugereist November 1850, in Arbeit eingebracht den 25. November 1850 (nach Stück) zum Meister Josef Peschek, Stadt.“

Das zweite Dokument, das das Kästchen enthält, ist ein gleichfalls nach alter Art zusammengefalteter Brief, auf dessen vergilbtem Papier mit verblaßter Schrift nicht nur die Adresse, „an Herrn Hermann Sonnenthal im Baron v. Orczy'schen Hause, Pesth“, sondern auch diejenige des Absenders „Max Greger, Wien, Küstenpfennig 723“ zu lesen ist, und dessen Inhalt folgendermaßen lautet:

Wien, 28. April 1851.

Ich komme erst heute an die Beantwortung Ihres Geehrten vom 13. d. M., da ich erst gestern Gelegenheit fand, Herrn Dawison[1] persönlich zu sprechen. —

Herr Dawison scheint wirklich jener Menschenfreund zu sein, für den Sie ihn in Ihrem Werthen schilderten. Ich erkannte dies an der Teilnahme, die er an das Schicksal Ihres Sohnes nimmt, nur muß ich bedauern, daß Sie gerade mich zu dieser Angelegenheit aus Ihren Freunden erwählt haben, da ich Ihnen nur dort gerne dienen möchte, wo ich Ihnen Nutzen und Vergnügen zu verschaffen im Stande wäre; indeß Sie fordern von mir Wahrheit und in Anbetracht dessen, mein Zögern könnte der Sache noch mehr Nachteil bringen, eile ich, Ihnen meine Unterredung mit Herrn Dawison von gestern wortgetreu mitzuteilen.

Ihr Sohn habe zum Schauspieler gar kein Talent, dies sagte ihm Herr Dawison jedesmal bei den öfteren Besuchen,

[1] Bogumil Dawison, geb. 15. Mai 1818 zu Warschau, berühmter tragischer Charakterschauspieler, gehörte dem Hofburgtheater von 1849 bis 1854 an, und bekleidete hierauf am Hoftheater zu Dresden eine hervorragende künstlerische Stellung. 1867 zog er sich krankheitshalber für immer von der Bühne zurück und starb am 1. Februar 1872 in geistiger Umnachtung zu Dresden.

die ihm Ihr Sohn, der durchaus Dawisons Beifall anstrebt, machte. Indes wollte Dawison sein alleiniges Urteil nicht als kompetent genug gelten lassen, sondern adressierte Ihren Sohn an eine Meisterin (deren Namen ich nicht behielt), die in diesem Fache Unterricht erteilt, jedoch, sagt Dawison, wäre diese Person gewissenlos genug gewesen, trotz gänzlichem Mangel eines Talents von Seite Ihres Sohnes, sich für einen bereits mehrmonatlichen Unterricht bezahlen zu lassen.

Erst vor einigen Tagen war Ihr Sohn bei Dawison und erzählte ihm, er könne bei Direktor Laube[1] eine Anstellung als Statist erhalten und knüpft daran die Hoffnung, mit der Zeit werde er es dennoch zu einer Rolle bringen. — Nun schilderte mir Dawison seinen Abscheu gegen das Schauspielerleben überhaupt, um wie viel mehr aber gegen ein in diesem Fache untergeordnetes Individuum.

Dawison gab mir den Rat, wenn er durchaus ein ehrliches Handwerk nicht vorziehen wolle, so solle er lieber, anstatt sich bei Laube als Statist wegzuwerfen, sich bei einer wandernden Schauspielertruppe engagieren lassen — dies, meint Dawison, wäre für solche eingebildete junge Herrchen das beste Mittel, um ihnen noch zeitlich genug einen derartigen Abscheu gegen diese Art Existenz einzuflößen, daß sie bald mit besseren Grundsätzen zur Raison zurückkehren müssen. Herr Dawison wird wahrscheinlich an Sie selbst schreiben, da er mir dies versicherte, trotzdem aber wollte ich nicht zögern, vielleicht gelingt es Ihnen, Ihren Sohn von dieser Laufbahn abzubringen.

Verzeihen Sie, wenn ich Ihr väterliches Zartgefühl mit rauher Hand verletzen mußte, und halten Sie dies vielmehr meiner Freundschaft für Sie zu Gute.

Indem ich Ihnen sowohl, als Ihrer werten Gemahlin viele herzliche Grüße sende, zeichnet

achtungsvoll

Max Greger.

---

[1] Heinrich Laube, berühmter Politiker, Schriftsteller, Dramatiker, Dramaturg, geb. 18. September 1806 zu Sprottau, vom 1. Januar 1850 bis 26. September 1867 artistischer Direktor des k. k. Hofburgtheaters, gest. 1. August 1884 zu Wien.

Diesem Briefe unmittelbar zunächst liegt endlich das dritte Dokument:

Von Seiner Österreichisch Kaiserlichen Königlichen
Apostolischen Majestät
Unseres Allergnädigsten Herrn
Oberst-Kämmereramte
dem Schauspieler des k. k. Hofburgtheaters
Adolf Sonnenthal
anzufügen:

Seine k. k. Apostolische Majestät haben Sich mit Allerhöchster Entschließung vom 19. Februar d. J. bewogen gefunden, Sie nach Ablauf Ihres gegenwärtigen Vertrages, d. i. vom 1. Juni d. J. an, zum wirklichen pensionsfähigen k. k. Hofschauspieler mit Einrechnung der bei dieser Hofbühne bereits zugebrachten Dienstjahre allergnädigst zu ernennen.

Wovon Sie mit dem Beisatze in die Kenntnis gesetzt werden, daß Ihre Dienstzeit beim k. k. Hofburg-Theater vom Tage Ihres Eintrittes bei demselben, d. i. vom 1. Juni 1856, gerechnet wird.

Über Ihre Bezüge sind Sie bereits mit hierämtlichem Decrete vom 24. Februar d. J. verständigt worden und ergeht diesfalls gleichzeitig das Erforderliche an die k. k. Hof-Burgtheaterkassa.

Carl Gf. Lanckoronsky.
Oberster Hoftheater-Direktor.

Vom k. k. Oberstkämmerer-Amte.
Wien, am 15. Mai 1859.
J. Edler von Raymond. k. k. Hofrath.

*

Ohne in weitläufige biographische Einzelheiten einzugehen — die Aufgabe des vorliegenden Buches soll es sein, in diesem Punkte für sich selbst zu sprechen —, möchte ich den eben zitierten, in ihrem Zusammenhange inhaltsschweren Schriftstücken dennoch eine kurze Erklärung beifügen, die ich teils persönlichen Erzählungen meines Vaters, teils Aufzeichnungen, welche

er über Aufforderung Ludwig Speidels[1] im Jahre 1881 niederschrieb, teils dem „Tagebuch“ entnommen habe, in dem mein Vater gewissenhaft und regelmäßig sein jedesmaliges Auftreten — vom ersten- bis zum letztenmale — registrierte, den einfachen Daten aber doch bei einzelnen Gelegenheiten Anmerkungen persönlicher Art hinzuzufügen pflegte.

Mein Vater wurde am 21. Dezember 1834 als Sohn des jüdischen Kaufmannes Hermann Sonnenthal und seiner Gattin Charlotte, geborenen Weiß, in Pest in dem Baron von Orczyschen Hause in der Königsgasse geboren. Mein Großvater, der für damalige Verhältnisse ein nicht unbemittelter Mann war und seinen Kindern — es waren deren sieben — eine ganz anständige Erziehung angedeihen lassen konnte, verlor in dem ereignisreichen Jahre 1848 über Nacht sein bescheidenes Vermögen, und es wurde nun im Familienrate beschlossen, daß die beiden ältesten Söhne ehestens sich zu einem Broterwerb entschließen müßten, durch welchen ihnen die Möglichkeit geboten würde, so rasch, als es nur irgend ginge, sich selbständig weiter fortbringen zu können. Der Älteste, Sigmund,[2] ging denn auch — eigentlich gegen den Wunsch der Eltern — nach Amerika, wo er wirklich sein Glück machte und später als wohlhabender Mann zurückkehrte.

Der Jüngere, Adolf, war damals ein Knabe von 14 Jahren und besuchte das Polytechnikum in Pest, trug sich aber bereits mit Schauspielergedanken, zu denen eine häusliche Theatervorstellung, die einmal zum Geburtstage der Eltern veranstaltet

[1] Ludwig Speidel, Schriftsteller, Musik- und Theaterkritiker, hervorragender Publizist, geboren 11. April 1830 in Ulm, gest. 3. Febr. 1906 in Wien.

[2] Sigmund Sonnenthal, geb. 1829 zu Pest, gest. daselbst 18. Mai 1867. — Laut Paß — ausgestellt in Pest am 16. Juni 1848, vid. von den verschiedenen Gesandtschaften in Wien am 30. Juni und 1. Juli 1848 — scheint sich der 19jährige Jüngling noch im Laufe des Sommers 1848 nach Amerika eingeschifft zu haben, von wo er erst anfangs des Jahres 1856 nach Europa zurückkehrte. Kurz vorher — 4. Oktober 1855 — hatte er in San Franzisko ein Testament gemacht, in dem er ein Drittel seines Vermögens seinen Eltern, ein Drittel seinen drei Schwestern und ein Drittel seinen drei Brüdern vermachte.

worden war, den Grund gelegt hatte. Er hatte bei dieser ersten Gelegenheit, die Bühne zu betreten, eine Mädchenrolle gespielt und so allgemeines Entzücken erregt, daß Alle meinten, „der Junge müsse wirklich unter die Komödianten gehen". Und tatsächlich, so merkwürdig es auch klingen mag, von diesem Augenblicke an war sein Entschluß, Schauspieler zu werden, in ihm ein unerschütterlicher geworden. Freilich, als die Katastrophe über seine Familie hereinbrach und er, gleich seinem Bruder, befragt, welchen Beruf er nun wählen wolle, seinen geheimen Vorsatz zum erstenmal den Eltern enthüllte, wurde er verlacht und ihm bedeutet, sich derlei abenteuerliche Pläne gründlichst aus dem Kopfe zu schlagen. Allein auch sein bescheidenerer Wunsch, Lithograph zu werden, „um sich doch wenigstens einer Kunst zu widmen", wurde nicht berücksichtigt, weil sein Vater meinte, „daß ein Lithograph nicht immer Arbeit habe, währenddem ein Schneider oder Schuster immer und überall hinlängliche Beschäftigung fände". Für den armen Jungen, der in seinen verborgenen Träumen schon den Himmel der Kunst offen gesehen hatte, war dies ein harter Schlag. Allein nach schweren inneren Kämpfen fügte er sich dem Wunsche der Eltern, und so wurde er denn auch unverzüglich in die Lehre zum Schneidermeister Prager gegeben.

In einem Briefe, den er drei Jahre später von Wien aus seinen Eltern schrieb, und in dem er sie beschwor, ihr Vorurteil zu überwinden und ihm zu seinem Vorhaben, Schauspieler zu werden, ihren Segen zu geben, sagt der siebzehnjährige Knabe: „Damals tauchte plötzlich der Gedanke in mir auf, daß mein Schicksal eine göttliche Fügung wäre; denn hätte ich eine mir beliebige Profession gewählt, ich würde gewiß dabei geblieben sein, aber nun sehe ich es als einen Fingerzeig Gottes; indem ich dies Handwerk erlernte, kam ich täglich meinem Ziele näher."

Und viele, viele Jahre später schreibt er: „Ich werde diese zwei Lehrjahre nie vergessen. Ich wurde im Hause des Meisters wie das eigene Kind gehalten."

In der Tat sprach mein Vater niemals ohne Rührung von jener Zeit und bewahrte seinem ehemaligen Meister, der es

verstanden hatte, das schlichte Zeugnis für seinen jungen Lehrling in einen Segenswunsch ausklingen zu lassen, ein stets dankbares Angedenken, wie denn auch seine Anhänglichkeit und Treue für die Familie Prager, mit der ihn die herzlichste Freundschaft verband, zeitlebens dieselbe blieb.[1]

Während er nun aber zur Zufriedenheit seines Meisters seine Pflicht erfüllte und sein Handwerk tadellos erlernte, benützte er diese zwei Jahre, um in aller Stille — „faktisch beim Scheine der Nachtlampe" — das ganze Repertoire der jugendlichen Helden zu studieren, wobei er, zum Verdrusse der Gesellen, es nicht unterlassen konnte, beim Nähen oder Bügeln ganz laut seinen „Carlos" oder „Romeo" zu rezitieren.

[1] Im Jahre 1896, anläßlich Sonnenthals vierzigjährigem Burgtheaterjubiläum, sandte ihm die Tochter Wilhelm Pragers, Frau Pauline Reinitz, die als Witwe des bekannten Arztes Dr. Reinitz in Budapest lebt, das Faksimile eines Stammbuchblattes, das Sonnenthal der Jugendgespielin im Jahre 1850, da er aus Pest schied, geschrieben hatte. Es lautet wörtlich: „Souvenez-vous quelquefois sur l'élève de votre chère papa. A. Sonnenthal. Pesth, Novembre 10ième." — Frau Reinitz sandte das Blättchen mit folgenden begleitenden Worten an Sonnenthal: „Ich erlaube mir, Ihnen dieses Facsimile einzusenden, weil es selten interessant ist, daß der Namenszug eines sechzehnjährigen Jünglings nicht ein Handbreit von dem des Mannes abweicht. Die kleinen jugendlichen Fehler dürften Sie ebensowenig geniren, als mich die ortographischen Fehler meines Vaters. Unser Herrgott sieht nicht auf die Ortographie, sondern aufs Herz, wie der Volksmund sagt, und mein Vater war ein guter Mensch. Und daß der schlichte Mann Ihren Charakter und Ihre ungewöhnlichen Anlagen schon im Jünglingsalter so richtig erkannt hatte, macht mich stolz." — Sonnenthal antwortete: „Ihre lieben herzlichen Worte haben mir eine große Freude bereitet, zählen doch Sie und Ihr ganzes Haus zu meinen theuersten Jugend-Erinnerungen, und wenn man an einem so wichtigen Lebensabschnitt angelangt ist, wie ich nunmehr an dem meinigen, so blättert man gerne im Buche der Erinnerungen ein wenig nach und verweilt dann gerne auf einem Blatte, das Einem nur Liebes und Gutes ins Gedächtnis zurückruft. Ihr lieber Brief war mir ein solches Blatt und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür ... Und nun gar das Facsimile! Du lieber Gott! — wenn man denkt, daß mir dieser französische Vers ebensoviel Kopfzerbrechens bereitet hat, wie heute der ‚Wallenstein', und daß dieser vielleicht ebenso fehlerhaft ist, wie jener, nur daß jener mit milderen Augen beurtheilt wurde, so kommt man zu dem Worte des ‚Herrn' im Faust: ‚Es irrt der Mensch, so lang er strebt' ..." — —

Endlich schlug die Stunde der Erlösung — er wurde freigesprochen und ging auf die Wanderschaft nach Wien. Diese „Wanderschaft" bedeutete aber für ihn noch etwas ganz anderes. — „Am Morgen des 25. November 1850," erzählt er, „ließ ich mich bei der Schneider-Innung eintragen, und der Abend desselben Tages sah mich schon im — Burgtheater!" — Man gab an diesem Abend Raupachs „Der Nibelungen Hort"[1] in neuer Einstudierung mit Josef Wagner als Siegfried, Fräulein Würzburg (die später Frau Gabillon wurde) als Kriemhild, Anschütz als Hagen und Frau Hebbel als Brunhild, und man kann sich denken, welch tiefen Eindruck diese hervorragenden Künstler auf das empfängliche und für alles Schöne offene Gemüt des Jünglings ausüben mußten. — Schon am nächsten Tage zog es ihn mit unwiderstehlicher Macht wieder hin nach jenen Räumen, und nun verbrachte er jeden Abend im Burgtheater, mit immer gesteigertem Entzücken, mit immer heftiger brennendem Verlangen, das Ziel zu erreichen, nach dem alle seine sehnsüchtigen Wünsche strebten.

Am 1. Dezember wurde der „Erbförster" gegeben mit Anschütz in der Titelrolle und Dawison als Andres. Von dieser Rolle Dawisons sagt Laube in seiner „Geschichte des Burgtheaters": „Mit dem Andres machte Dawison einen Effekt, der alles andere in Schatten warf." Diese Vorstellung sollte dem Leben des blassen, schmächtigen jungen Menschen, der hoch oben auf der vierten Galerie mit atemloser Spannung den Vorgängen auf der Bühne folgte, die entscheidende Schicksalswendung geben. — „Was ich an diesem Abend empfunden, ich kann es nicht sagen," berichtet er selbst darüber; „daß ich die Nacht nicht schlafen konnte, versteht sich von selbst. Den andern Morgen schon ging ich zu Dawison, um ihm meinen Seelenzustand anzuvertrauen." —

Mein Vater hat oft von diesem Besuche erzählt: wie er

[1] „Dieser Nibelungenhort" hatte das große Publikum gehabt durch seine ersten drei Akte und besonders durch die Szenen zwischen Siegfried und Kriemhilde, Liebesszenen, welche mit unzweifelhaft starkem theatralischem Talente behandelt sind und welche eine allgemein günstige Wirkung gemacht haben." (Laube: „Das Burgtheater" II.)

zur frühesten Morgenstunde nach Dawisons Wohnung gestürzt, aber, vor der Eingangstüre angelangt, plötzlich den Mut verloren habe und unverrichteter Dinge wieder umgekehrt sei; wie er sich an den folgenden Tagen abermals auf den Weg gemacht, der Mut ihn aber immer wieder verlassen habe; wie er sich endlich nach langem Zagen und Schwanken dazu entschlossen, an Dawison zu schreiben und — o welches Glück! — auch eine Antwort erhalten habe, in welcher der Ersehnte ihn an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde zu sich beschied; mit welchem Herzklopfen der blutjunge Schneidergeselle nun wirklich den Gang zu dem berühmten Künstler gewagt, wie Dawison ihn freundlich ermutigt habe, etwas zu sprechen, wie er den Monolog Carl Moors „Menschen, Menschen . . .“ gewählt und beim Rezitieren derartig ins Feuer geraten sei, daß er einen Stuhl zertrümmerte, wie Dawison ihn lächelnd davor gewarnt, seine Möbel zu zerstören, im übrigen aber sofort das Talent des jungen gänzlich ungeschulten Menschen erkannt und ihn auf alle Art gefördert habe. — Zunächst gab er ihm einen Empfehlungsbrief an die pensionierte Schauspielerin Frau Bender, bei der mein Vater fünf oder sechs Rollen studierte. Um das Lehrgeld für diese Meisterin aufzubringen, arbeitete er die halben Nächte. Nachdem er aber sah, daß das Wenige, was er durch seine Arbeit verdienen konnte, nicht genügte, gab er das Handwerk endgültig auf und erteilte Stunden im Ungarischen und — Französischen. Sodann verschaffte Dawison ihm freien Eintritt ins Burgtheater und empfahl ihn schließlich an Laube, durch den ihm die Gunst zuteil ward, als „Volontär“ in verschiedenen Stücken, wie die „Räuber“, „Coriolan“, „Hans Sachs“ (von Deinhardstein), „Wilhelm Tell“ u. a. statieren zu dürfen. Die Luft des Burgtheaters zu atmen, erschien ihm schon Seligkeit.

Eines Tages endlich faßte der junge Mann den Mut, Laube zu bitten, ihm etwas vorsprechen zu dürfen, und das Resultat war, daß der erfahrene Theatermann ihm riet, so schleunig als möglich ins Engagement zu gehen. Zu diesem Zwecke gaben er und La Roche ihm Empfehlungen an den Agenten Prix, und dieser verschaffte ihm denn auch sein erstes

Engagement in Temesvar, woselbst er am 30. Oktober 1851 als „Phöbus“ im „Glöckner von Notre-Dame“ debütierte.

Inzwischen hatte es einen harten Kampf gekostet, die Einwilligung der Eltern zu erlangen. Den Besuch bei Dawison, die Stunden bei Frau Bender, den Austritt aus der Schneiderwerkstatt — alle diese wichtigen Ereignisse hatte er ihnen anfangs verschwiegen. Aber das Gefühl, heimlich gegen ihren Willen zu handeln, bedrückte ihm das Herz und ließ ihn seines Lebens nicht froh werden. Endlich übernahm eine Tante, bei der er in Wien viel verkehrte und die den angehenden jungen Künstler protegierte, die Vermittlung bei den Eltern, die jedoch nichts davon wissen wollten, und sich mehr denn je weigerten, ihre Zustimmung zu der selbstgewählten Laufbahn ihres Sohnes zu geben. Hier tritt nun auch Herr Max Greger in Aktion, der ein jüngerer Geschäftsfreund meines Großvaters und, wie die Legende erzählt, ein Hofmacher der schönen, ältesten Tochter des Hauses war, dessen Schreiben aber ganz unverständlich wird, wenn man weiß, daß Dawison in seinem Briefe an Hermann Sonnenthal — denn er hielt Wort und schrieb ihm wirklich — nicht nur endlich dessen Widerstand gegen den Schauspielerberuf seines Sohnes besiegte, sondern hinfort auch in die freundschaftlichsten Beziehungen zur Familie Sonnenthal trat, wie aus einigen Briefen Dawisons an Sigmund Sonnenthal, mit dem er später besonders herzlich befreundet wurde, ersichtlich ist.[1] Damit mag jener ominöse

[1] Einer dieser Briefe mag hier seinen Platz finden:

St. Petersburg, Hotel Berlin, 11. November 1865.

Lieber guter Sonnenthal,

Empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihre liebevollen Zeilen! Ihre herzliche Zuneigung für mich hat Sie ja förmlich zum Dichter gemacht. Unberufen, was ein Styl! Wenn ich Sie nur hier hätte — Sie sollten sehen, was ich Sie abküssen würde. Meine Frau und ich waren gerührt um die Wette. Haben Sie nochmals Dank, lieber treuer Freund!

Ich habe furchtbar zu tun, und dabei macht mir das Komödiespielen bei „Ene-Bumshaus“ wenig Spaß. Es ist eine Schmiere der herrlichsten Sorte. Heute zum 27. Male — Gott sei Dank! — Ich höre mit

Brief, der offenbar auf einem Mißverständnisse des Schreibers beruhte, vielleicht aber auch ein wenig seinem Bedürfnisse entsprang, sich irgendwie wichtig zu machen (wofür er in der Familie bekannt war), gewiß aber in der besten Absicht verfaßt worden war — außer den natürlichen Gegenbeweisen, welche sich aus der logischen Entwicklung der Tatsachen ergeben — genügend widerlegt sein.

Nun war das Ziel erreicht, die erste Stufe der neuen Laufbahn beschritten. — „Ich wohnte in Temesvar in der Nähe des Theaters," heißt es im „Tagebuch", „im Anfang mit dem Schauspieler Willi, einem ehemaligen Direktor, nachher mit dem Schauspieler Guido Lehmann[1] zusammen, die Beide später meine Freunde waren. Willi mochte damals fünfzig Jahre zählen und stand mir wirklich väterlich zur Seite, und ihm verdankte ich es, wenn ich des Abends, statt mit meinen übrigen Kollegen ins Wirtshaus zu gehen, an seiner Seite bei einer Wurst und einem Glase Wein mich von den Anstrengungen des Abends erholte. In künstlerischer Beziehung konnte er mir wenig helfen, da er selbst nur ein mittelmäßiger Schauspieler war, wie ich überhaupt in diesem Punkte nur auf mich selbst angewiesen war. Direktor Kreibig,[2] der mir zwar hie

---

der 35. Rolle auf, dann nach Königsberg. Mitte Januar bin ich in Dresden zurück.

Anbei meine neueste Rolle: „Der Lumpensammler von Paris". Das wäre was für Freund Sonnenthal! —

Ich muß schließen, lieber Sonnenthal! Ich habe 700 Briefe zu beantworten und weiß kaum, wo mir der Kopf steht. Constanze grüßt tausendmal. Leben Sie wohl, behalten Sie uns lieb und lassen Sie recht bald etwas von sich hören.

Ihr alter

Dawison.

Wie dumm, daß L.'s unverschämte Zumuthungen mir es vorderhand unmöglich machen, nach dem lieben Pest wiederzukommen!

[1] Guido Lehmann, geb. den 22. Mai 1826 zu Graz, bedeutender Charakterschauspieler und Bonvivant, zuletzt durch 25 Jahre am Großherzoglichen Hoftheater zu Weimar tätig, zog sich 1895 von der Bühne zurück und starb im April 1909 zu Graz.

[2] Eduard Kreibig, Schauspieler und Theater-Direktor, geb. 1. Juli 1803 zu Prag, gest. 24. Mai 1888 zu Graz.

und da Manches sagte, war aber doch zu wenig Künstler, als daß ihn ein einzelnes Mitglied, das ihm allerdings später vortreffliche Dienste leistete, das aber momentan in der höchsten Blüthe der Anfängerschaft stand, besonders hätte interessieren sollen, ja, er wollte mich sogar entlassen, weil, wie er sagte, ich ihm als erster Liebhaber vom Agenten Prix empfohlen wurde, er sich aber überzeugt hätte, daß ich noch totaler Anfänger wäre. Das Ganze handelte sich übrigens nur um die Gage; ich hatte nämlich dreißig Gulden monatlich und er wollte mir etwas abziehen, was er dann auch richtig gethan hat und mir nur zwanzig Gulden gab. Ich wäre übrigens auch um die Hälfte geblieben."

Nun, seine Ausdauer wurde belohnt, denn seine Gage steigerte sich bereits im zweiten Jahre unter derselben Direktion in Hermannstadt (die beiden Theater waren verbunden) auf zwölfhundert Gulden jährlich. — Mein Vater erzählt: „Ich blieb bei Kreibig bis zum 6. April 1854, an welchem Tage ich zum Abschied und meinem Benefice zum erstenmale den „Hamlet" spielte — natürlich wie man eine solche Rolle als zwanzigjähriger Mensch eben spielen kann. Von Hermannstadt ging ich nach Graz, woselbst ich am 8. Mai 1854 als „Mortimer" debutierte und von Direktor Balwansky sofort engagiert wurde." — Vorher hatte er aber in seiner Vaterstadt Station gemacht und war dort zum erstenmal aufgetreten. Außer einem zweitägigen Gastspiele in Kronstadt (2. u. 4. März 1854), wo er an einem der beiden Abende zum Benefice seines alten Kollegen Willi auftrat, war es das erste größere Gastspiel, das er — vom 20. bis 28. April 1854 — an vier Abenden absolvierte, und die Aufregung, an diesen Abenden zugleich auch zum erstenmal vor seinen Eltern zu spielen, wurde nur von dem Glücke überwogen, sie zufriedengestellt und mit seinem Berufe versöhnt zu sehen.

In Graz nun wehte schon eine andere Luft, als die er bis dahin in den kleinen Theatern von Temesvar und Hermannstadt geatmet hatte. Er lernte dort Holtei[1] kennen, der sich

[1] Carl v. Holtei, Schauspieler, dramatischer, lyrischer und epischer Dichter. Geb. 24. Jan. 1798 zu Breslau, gest. daselbst 12. Febr. 1880.

sofort seiner aufs liebevollste annahm, und einige hervorragende Schauspieler, die zum Gastspiele dahinkamen, wirkten ungemein anregend und befruchtend auf sein Talent. Vor allen Dingen war es Ludwig Löwe,[1] mit dem er auch schon im Sommer 1853 anläßlich eines Gastspiels Löwes in Hermannstadt gespielt hatte, der die Begeisterung des jungen Künstlers von neuem erweckte und an dem er schon damals einen wohlwollenden Freund gewann. An seiner Seite, mit Karl Devrient,[2] Ira Aldridge,[3] Johann Nestroy[4] u. A., durfte nun mein Vater das Fach der jugendlichen Helden und Liebhaber spielen, das er in Graz vollkommen ausfüllte, so daß er dort sogar schon — am 14. März 1855 — zum ersten Male als „Clavigo" auftrat.

Von Graz ging es nach Königsberg, woselbst er am 4. Mai 1855 als „Garrick" in „Doktor Robin" (von W. Friedrich) debütierte. Und dort erfüllte sich sein Schicksal. „Am 11. März 1856", erzählt mein Vater, „kam Heinrich Marr,[5] der berühmte Charakterschauspieler und unvergleichliche père noble

---

[1] Ludwig Löwe, k. u. k. Hofschauspieler, geb. 29. Jan. 1795 zu Rinteln (Kurhessen), Heldendarsteller, von 1826 bis zu seinem Tode — 7. März 1871 — Mitglied des k. k. Hofburgtheaters, zu dessen glänzendsten Zierden er gehörte. Als Sonnenthal 1856 sein Engagement am Burgtheater antrat, machte ihm Löwe den Vorschlag, bei ihm zu wohnen und vermietete ihm ein Zimmer der Wohnung, die er im 1. Stocke des Hauses Nr. 4, Karlsgasse, innehatte, desselben Hauses, in dem viele Jahre später auch Johannes Brahms wohnte und starb.

[2] Karl Devrient, Neffe Ludwig Devrients, geb. 5. April 1797 zu Berlin, gest. 3. Aug. 1872 zu Lauterberg am Harz. Sonnenthal sagt von ihm: „Ein bedeutender Künstler, vielleicht der genialste nach Ludwig, aber unzuverlässig — er hatte Abende, wo man glauben konnte, er parodiere seine Rolle."

[3] Ira Aldridge, berühmter amerikanischer Schauspieler (Neger), geb. um 1810 in Bellair bei Baltimore, gest. 7. Aug. 1867 zu Lodz in Polen.

[4] Joh. Nep. Nestroy, Charakterkomiker und Dichter, geb. 7. Dez. 1801 zu Wien, gest. 25. Mai 1862 zu Graz.

[5] Heinrich Marr, bedeutender Charakterschauspieler, geb. 30. Aug. 1797 zu Hamburg, gest. daselbst 16. Sept. 1871 als Oberregisseur des Thaliatheaters. Von 1838 bis 1844 war Heinrich Marr Mitglied des k. k. Hofburgtheaters.

zum Gastspiel nach Königsberg und sah mich noch denselben Abend als ‚Kean'. Den nächsten Tag schrieb er, ohne daß ich ein Wort davon wußte, an Laube, ob er mich brauchen könne, und vier Tage später zeigte er mir, ohne weitere Vorbereitung, Laubes Antwort, die kurz und lakonisch lautete: ‚Lieber Freund! Ich verfolge den jungen Sonnenthal schon eine ganze Zeit lang; wenn er so weit ist, schicken Sie ihn mir. Ihr Laube'. Man kann sich meine Seligkeit denken! — Wien! — Das Burgtheater! — Das Eldorado meiner Träume und Wünsche, es sollte in Erfüllung gehen — und so rasch! — Ich war glücklich! — Genug — Marr schickte mich an Laube, und am 18. Mai 1856 betrat ich als ‚Mortimer' die geheiligten Bretter des Burgtheaters. Am 27. Mai ließ mich Laube rufen und teilte mir mit, er hätte mein Engagement — — erzwungen. Für dieses ‚erzwungen' danke ich ihm erst kürzlich am 27. Mai 1881 und werde es ihm ewig danken. Am 1. Juni 1856 trat ich als engagiertes Mitglied des k. k. Hofburgtheaters als ‚Romeo' auf."

*

Nicht nur die Briefe, die wir schreiben, sondern auch diejenigen, die wir erhalten, werfen einen hellen Schein auf unseren eigenen Charakter, der in dieser Beleuchtung mit allen Licht- und Schattenseiten seines Wesens zuverlässig und wahrheitsgetreu wiedergegeben wird. Aus dieser Erwägung heraus ist vorliegendes Buch entstanden, aus dessen Zusammenhang, so hoffe ich, das Bild meines Vaters als Mensch und Künstler klar und deutlich im Rahmen der Vergangenheit erscheinen wird.

Wenn ich diesem Bilde nun — auf die Gefahr hin, nicht als durchaus objektive Beurteilerin gelten zu können — einige Striche hinzufügen darf, so möchte ich vor allen Dingen jene Charaktereigenschaften hervorheben, welche zumeist im persönlichen Verkehre zum Ausdrucke kommen und die sich bei meinem Vater hauptsächlich in einer bis zum Fanatismus gehenden Pflichttreue, einer seltenen Bescheidenheit, die um so echter war, als sie nichts mit einer absichtlich zur Schau getragenen Selbstunterschätzung gemein hatte, sondern einer geradezu kindlichen Einfalt und Reinheit seines Gemütes entsprang, und in einer

unendlichen Herzensgüte offenbarten, einer Güte, die sich oft bis zur Schwäche steigern konnte, mit zunehmendem Alter aber in einer alles verstehenden, unsagbar wohlwollenden Milde und Nachsicht ausklang. — In früheren Jahren oftmals heftig und aufbrausend, wie alle temperamentvollen, stark empfindenden Menschen, war mein Vater dennoch, auch damals schon, stets milde und gemäßigt in seinem Urteil über andere und — ohne im entferntesten eine praktische oder gar berechnende Natur zu sein — besonnen und wohlüberlegt in seinen Handlungen. In seiner Kunst war und blieb er Idealist. Im Leben gelangte er nach mancherlei Stürmen und Kämpfen zu einer Ausgeglichenheit des Wesens, die unendlich beruhigend auf alle diejenigen wirkte, die noch mitten in den Kämpfen und Stürmen des Lebens standen. Vor allem aber gehörte er seiner Kunst, und wenn ihn auch oft während ermüdender Gastspiele die Sehnsucht nach häuslicher Ruhe übermächtig ergriff, er hätte diese Ruhe auf die Dauer doch nimmermehr ertragen können, hätte sich mit leidenschaftlichstem Bedauern nach der Ausübung seiner Kunst zurückgesehnt, die ihm trotz mancher Dornen, die der Lorbeer zu Zeiten trug, doch stets eine unerschöpfliche Quelle des reinsten Schaffens und Genießens war. Darum entsprang auch alles, was er als Künstler gab, seinem innersten Bedürfnis, war ihm gleichsam ein eigenes Erleben, so daß es auch immer mit dem Eindrucke unmittelbarer Wahrheit auf den Zuschauer wirkte, wobei es ihm besonders in seinen Konversationsrollen zugute kam, daß die Natur ihn mit einer Liebenswürdigkeit des Herzens und Wesens ausgestattet hatte, die auf der Bühne geradezu unwiderstehlich fortriß. —

An seinem Burgtheater hing er mit allen Fasern seiner Seele. Mit Ausnahme jener kurzen Episode unter der Direktion Wolff,[1] während welcher er sich künstlerisch untergehen fühlte und nach einem anderen Wirkungskreise sehnte, war und blieb er mit dem Burgtheater bis in die innersten Wurzeln seines Herzens und Lebens verwachsen. Damals freilich war Laube

[1] August Wolff, Schauspieler und Oberregisseur des Mannheimer Hoftheaters, von 1868 bis 1871 artistischer Direktor des Hofburgtheaters. Gest. 13. Aug. 1883 zu Heidelberg.

ihm das Burgtheater, und da Laube schied, drängte es ihn selbst unwiderstehlich, dem verehrten Freunde und Meister zu folgen. Allein der Schritt, den er in einer Zeit tiefster künstlerischer Depression und Unzufriedenheit wagen wollte, den er später jedoch vielleicht tief bereut hätte, blieb zum Glücke ungeschehen. Hätte er sein Schicksal an dasjenige Laubes geknüpft, er wäre trotz der eminent künstlerischen Führung Laubes, trotz seiner Verehrung für den Mann, dem er so viel zu danken hatte, dennoch an den vielfachen Kämpfen und Wirren, von denen auch er nicht verschont geblieben wäre, zugrunde gegangen. Laube war eine Kampfnatur, die im Kampfe immer mehr erstarkte — das Talent meines Vaters jedoch bedurfte des ruhigen Bodens, um zu gedeihen und sich frei zu entwickeln, sein sensitives Gemüt war Stürmen und Erschütterungen nicht gewachsen. Das zeigte sich am deutlichsten während seines wiederholten Direktions-Provisoriums, während welcher Zeit der Mensch und Künstler in ihm unsäglich litten.

Ohne Laube jemals zu vergessen, fand er unter der Direktion Dingelstedts, der ihm gleichfalls ein warmer Freund und Gönner wurde, und den mein Vater aufrichtig verehrte und liebte, allmählich seine Schaffensfreude wieder, erstarkten die Gefühle der Zusammengehörigkeit, die ihn mit dem Burgtheater verknüpften, zu unzerreißbaren Herzensfesseln, die ihn — auch ohne lebenslängliches Dekret — für immer an das geliebte Institut gebunden hätten. Das natürliche Interesse am eigenen Schicksal, der gesunde Ehrgeiz, der ihn in seiner Jugend mächtig vorwärts trieb und anspornte, über alle Hindernisse hinweg und Schritt für Schritt das Terrain erobernd, das nun einmal angestrebte Ziel auch zu erreichen, wich allmählich dem selbstloseren Interesse für das Ganze, für die Allgemeinheit, der er in späteren Jahren oft, wenn er es für das Richtige hielt, sein eigenes Interesse opferte. —

Sieben Direktoren wechselten während seines 53jährigen Wirkens am Burgtheater und es gab wohl nicht Einen unter ihnen, der nicht „seiner Sitten Freundlichkeit“ erfahren hätte. Nach Dingelstedt, der bis zu seinem Tode meinem Vater ein unverändert treuer, warmherziger Freund geblieben war, folgte

Wilbrandt, den schon seit langem zarte Bande der Freundschaft und Liebe mit dem Burgtheater und seinen Künstlern verknüpften, und unter dessen Leitung mein Vater die höchste Stufe seines Könnens erreichte. Nach Wilbrandts Demission und einem darauf folgenden fünfzehn monatlichen Interregnum meines Vaters wurde die Direktion des Burgtheaters an Dr. August Förster übertragen, den aber ein tragisches Geschick nach kurzer Zeit von seinem Posten abberief, worauf Dr. Max Burckhard, nach einem abermaligen Provisorium meines Vaters, sein Nachfolger wurde. Als nach ihm endlich Dr. Paul Schlenther zum Direktor des Burgtheaters ernannt wurde, schrieb mein Vater an dessen Gattin, Frau Paula Schlenther-Conrad, die ahnungsvollen Worte: „Ich habe die feste Überzeugung, daß Dr. Paul Schlenther mein letzter Direktor sein und bleiben wird.“ Diese Prophezeiung sollte sich in einem ganz anderen Sinne erfüllen, als sie von meinem Vater, in dessen Apelles-Natur es nicht lag, sich mit Befürchtungen eines nahen Endes zu quälen, gemeint war. Seine Gesundheit, welche — mit seltenen Ausnahmen — eine unerschütterliche schien, begann in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, fast unmerklich zwar, aber dennoch zu wanken. Er selbst freilich wurde es nicht gewahr, wollte es vielleicht auch nicht gewahr werden — allein, die ihn liebten sahen mit Sorge auf ihn. Eine Zeitlang schien es, als würde seine kraftvolle Natur wieder auf Jahre hinaus den Sieg davontragen — jedoch es war eine Täuschung. Die Rolle des Königs Marke in Hardts „Tantris der Narr“, die er noch im Herbste 1908 mit Aufwendung all' seiner Kräfte studierte und zur Darstellung brachte, kostete ihn zum ersten Male eine tiefgehende körperliche und geistige Anstrengung, die er nicht mehr, wie er es sonst wohl getan, mit seinen starken Willenskräften zu überwinden vermochte. Die Schatten des Todes lagerten bereits über ihm, dem er — zum Glücke ahnungslos und mitten aus seiner Tätigkeit heraus — in die Arme sank. Während eines Gastspieles in Prag, das er vom 4. bis 7. April 1909 absolvieren sollte, nach einer mehrstündigen Probe zu Hans Müllers „Puppenschule“ wurde er während seiner Nachmittagsruhe

von einem Unwohlsein befallen, das mit einer Ohnmacht endete, aus der er nicht mehr erwachen sollte. Ferne von seiner Familie, von seinem Heim, das er so sehr liebte, hauchte er den letzten Seufzer aus. Er starb am Palmsonntag-Abend des 4. April 1909.

— — — — — — — — — — — — —

Im Burgtheater war er zum letztenmale am 13. März desselben Jahres aufgetreten. In einer Vorstellung des „Faust“ 1. Teil sprach er — dem Publikum unsichtbar — „die Stimme des Herrn“. Die letzten Worte, die von der Bühne herab von ihm gehört wurden, waren die herrlichen Worte Goethes, die aus seinem Munde wie ein Vermächtnis für sein geliebtes Burgtheater und für all' die Künstler, die an dieser der Kunst geweihten Stätte nach ihm noch wirken und schaffen sollen, erklangen:

„Doch Ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut Euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' Euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!“

Erste Abteilung

„Die Kunst ist eine Läuterung.“
Laube.



1851—1856

Jugend. — Anfänge.

(Temesvar, Hermannstadt, Graz, Königsberg.)

Sonnenthal an seine Eltern.

Herrn

Hermann Sonnenthal

Pest

Königsgasse,

im Baron von Orczy'schen Hause.

Wien, den 11. März 1851.

Theuerste und innigst geliebte Eltern!

Mit Thränen in den Augen, mit Dolchen in dem Herzen (denn Ihre Worte waren gift'ge Dolche) und mit zerrissenem Gemüte lege ich Ihren Brief beiseite, und beginne, Ihnen zu antworten. Zehnmal fange ich an und zehnmal muß ich aufhören, denn mein Gemüt ist zu sehr aufgeregt, und meine Gedanken würden nur ein Chaos von Worten sein, denn ich schwebe in einem wahren Delirium. Ich muß nun die Nacht abwarten, bis mein Geist freier, der heftige Sturm, der in meinem Innern mit unendlicher Gewalt tobt, sich gelegt und ich sozusagen wieder bei Sinnen bin; denn wahrlich, ein solcher Brief kann ein solch' gefühlvoll Herz, wie das Meinige, zerreißen und sehr leicht der Verzweiflung nahe bringen. — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun endlich bricht die heißersehnte Nacht herein; es ist zehn Uhr, Alles liegt im tiefen Schlafe, eine Totenstille herrscht rings um mich herum, unterbrochen von den heftigen Schlägen meines Herzens und dem eintönigen Tiktak der an der Mauer hängenden Wanduhr; auch dieses Geräusch hindert mich — — ich mache die Uhr stehen — — nun ist alles still — — —

aber noch kaue ich an der Feder, nicht wissend, was dieses stumme Werkzeug meiner Gedanken in der nächsten Minute niederschreiben wird; und dich, himmlischer Vater, flehe ich an, mir Worte einzugeben, damit ich mich vor dir, meinen theuren Eltern und der Welt rechtfertigen könne! — — — — — —

Gott hat jedem Menschen ein gewisses Etwas in sein Innerstes gepflanzt, welches man Hang nennt und welcher den Menschen veranlaßt, etwas zu tun oder zu lassen. Er hat ihm auch zugleich die Macht gegeben, diesen Hang zu verfolgen oder auch zu meiden. Mir hat der liebe Himmel schon in meiner zartesten Kindheit den Hang zur Schauspielkunst eingegeben, und von meiner frühesten Jugend an verfolge ich diesen Hang mit einer Leidenschaft, die sich nicht beschreiben läßt. Wie und wann ich nur konnte besuchte ich das Theater, spielte selbst in einigen Haustheatern mit, und dies, wie auch Sie wohl wissen, mit dem günstigsten Erfolg, mit einem Worte, ich weihte mich dem Tempel Thalias von ganzer Seele, denn eine innere Stimme sagte mir, ich würde glücklich werden, da Gott diesen Hang in mein Innerstes gepflanzt! — — — — — — Nun rückte die Zeit heran, wo Sie mich fragten was ich werden möchte. Ich antwortete eines Tages: „Schauspieler". Sie lachten, und ich — ich — weinte! — Nun beschlossen Sie, ich sollte ein Handwerk erlernen. O wie brach mir das Herz bei dem Gedanken, alle meine Hoffnungen auf einmal gescheitert zu sehen, diesem unwillkürlichen Hange, den ich so lange mit so vieler Sorgfalt in meinem Geiste genährt, plötzlich weichen zu müssen, die goldenen Luftschlösser, die ich gebaut, den Beifall, den ich schon im Gedanken erntete, mit einem Schlage vernichtet zu sehen; allein ich dachte mir, es ist Gottes und meiner theuren Eltern Wille und ergab mich in mein Geschick. Nun schlug ich Ihnen vor, ich möchte, um mich doch wenigstens einer Kunst zu widmen, ein Lithograph werden; Sie wendeten mir dagegen ein, daß ein Lithograph nicht immer Arbeit habe, währenddem ein Schneider oder Schuster immer und überall hinlängliche Beschäftigung hat. Es blieb nun bei Ihrem Willen. Ich mußte Schneider werden! — Ein Gott weiß, wie viele Thränen

ich anfangs darüber vergoß, mich auf einmal von dem Gipfel des Glücks — (denn bloß der Gedanke, Schauspieler zu werden, war schon hohes Glück für mich) — in den tiefsten Abgrund des Unglücks geschleudert zu sehen! — — — Und wenn Sie, theuerster Vater, sich in meine Lage hineindenken können, wenn man sich seinem langersehnten Ziele so nahe weiß, und seine Hoffnungen an der Klippe des altertümlichen Vorurteils gescheitert sieht, wenn Sie sich nur die kleinste Vorstellung von meiner Lage machen können, so werden Sie einsehen, wie dies ein menschlich fühlend Herz zerreißen kann! — — — Allein ich lasse mich zu viel von meinem jetzigen Zustand hinreißen — nur weiter, weiter! —

Damals tauchte plötzlich der Gedanke in mir auf, daß mein Schicksal eine göttliche Fügung wäre; denn hätte ich eine mir beliebige Profession gewählt, ich würde gewiß dabei geblieben sein, aber nun sehe ich es als einen Fingerzeig Gottes; indem ich dies Handwerk erlernte, kam ich täglich meinem Ziele näher, und ich erlernte es auch mit Eifer aus doppeltem Grunde. Erstens: sollte ich mich in mir getäuscht und kein Talent haben, so habe ich doch eine Profession, womit ich mir mein täglich Brot verdienen kann. Zweitens soll man alles können und nichts brauchen: ich nähte mir neulich einen Knopf an und studierte dabei die Rolle des „Don Carlos". So dachte ich mir, und erwartete mit Ungeduld den Tag meiner Abreise. — — — Das Eine, was mich bis in die tiefste Tiefe meiner Seele schmerzte, war, daß ich mich Ihnen, theuerste Eltern, nicht entdecken konnte, und ich wollte es auch nicht eher tun, als bis ich engagiert wäre, und da mir die liebe Tante die Freude dieser Überraschung (verdarb), so habe ich meine schwerste Rolle gespielt, und ich kann Ihnen nun aufrichtig mein Tun und Lassen seit meinem Abschiede von Ihnen mitteilen! — —

Ich kam nach Wien mit dem festen Vorsatze, mich in meiner Profession auszubilden. Ich arbeitete fleißig, sehr fleißig. Meine Quartiersfrau, sowie mein Schlafkollege[1] können es bezeugen, daß ich manchmal bis 1 Uhr nach Mitternacht aufblieb und arbeitete, ja manchmal die ganze Nacht durchwachte, und mir wöchentlich — o Schmach und Schande!

wenn ich daran denke — nur 2 Gulden Cm. verdienen konnte.[2] Ich führte aber dennoch keine Klage und dachte mir, später wird es besser gehen. Während dieser Zeit besuchte ich sonntäglich die liebe Tante; es war nie die Rede von meiner Profession und wenn davon gesprochen wurde, so wurde sie in meiner Gegenwart immer mit Achtung und Ehrerbietung erwähnt, folglich hat man mich nicht abgeredet, wie Sie es glauben. Ich fuhr fort, zu arbeiten, so lange zu arbeiten war; doch als sich plötzlich die Arbeit aufhörte, als ich nach vierzehntägigem Pausieren keinen Pfennig mehr hatte (und um Geld schreiben, hieße Sie und meine theuren Geschwister bestehlen, und so lange ich zwei gesunde Arme habe, werde ich dies gewiß nicht tun) — als ich mir nun die Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft genau und reiflich überlegte, faßte ich den männlichen Entschluß, mich dem Theater zu widmen. Also nicht aus jugendlichem Leichtsinn, nicht aus Übereilung und nicht durch Ab- und Zureden. Aber noch hatte ich mir meinen Plan nicht ganz festgestellt, denn noch immer konnte ich mich in mir getäuscht haben. Erst dann, als ich mich von dem ersten Hof-Schauspieler und auch einer der erstlebenden Herren, von Dawison, prüfen ließ, und er mir sagte, daß es schade wäre, ein solches Talent zu vernachlässigen, als ich mich nun nicht getäuscht hatte, und den von Gott mir eingegebenen Trieb mit Recht verfolgte, erst dann faßte ich ganz meinen Entschluß, der nun felsenfest steht. Also nicht auf das Lob von Narren, wie Sie es nennen, sondern auf das Lob von Kennern und Kennerinnen; denn Herr von Dawison, der sich sehr für mich verwendet (erst vorige Woche bewirkte er mir freies Entrée aufs erste Parterre) schickte mich gleich zu Frau v. Bender, gewesenen Hofschauspielerin, die jetzt eine Theaterschule hat, um mich von ihr unterrichten zu lassen. Als sie mich prüfte, sagte sie mir offenherzig, daß sie sich nicht so viel von einem Anfänger vorgestellt hätte, und daß ich mir schon jetzt, wenn ich Rollen untergeordneten Ranges spielen wollte, mein Brot beim Theater redlich verdienen könnte; wollte ich aber einige Monate warten und bei ihr Unterricht nehmen, so würde ich in den ersten Rollen und auf den ersten

Bühnen Deutschlands auftreten können. Sie sagte mir nun, daß man ihr 16 Gulden monatlich für zwei Stunden in der Woche zahlen müsse; ich entdeckte ihr meine Lage und sie unterrichtete mich den ersten Monat umsonst, und dann, meint sie, werden wir schon einig werden. — Und nun sehen Sie, daß der liebe Himmel mit mir ist, und mich in meinem Plan unterstützt und es fehlt mir zu meinem Glücke einzig und allein Ihr Segen; dann weiß ich ganz gewiß, daß ich in meinem Unternehmen glücklich sein und auch Andere glücklich machen werde!

Glauben Sie ja nicht, theuerste Eltern, daß ich mir das Ziel gesetzt, ein mittelmäßiger Schauspieler zu werden, denn wenn ich nicht gesonnen wäre, es wenigstens über die Mittelmäßigkeit zu bringen, so wäre mir ein ordentlicher Gassenputzer lieber; denn ein solcher Schauspieler ist nichts anderes, als ein Marktschreier, ein Fratzenschneider, und verdient, um mich mit Shakespeare auszudrücken, geprügelt zu werden; also nicht dies Ziel habe ich mir festgesetzt, sondern ich hoffe, daß Sie mich einst mit der göttlichen Hülfe als Künstler umarmen und mit Recht stolz auf Ihren Adolf sein werden!! — —

O Vater, Vater! Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, willigen Sie ein, denn ohne Ihre Einwilligung würde ich unglücklich für immer sein! Ich schwöre es Ihnen, und Sie dürfen mir es glauben, daß ich während des Studierens plötzlich innehalten mußte; denn eine Angst überfiel mich, Gewissensbisse folterten mich, daß ich einen solchen Schritt ohne Ihr Wissen begehe und hatte mir fest vorgenommen, Ihnen (auch ohne der lieben Tante ihr Hinzuthun) mit Nächstem mein Herz zu eröffnen und darüber zu schreiben. — Ich weiß gewiß, daß Sie sich dem Glücke Ihres Sohnes nicht mit allzu väterlicher Strenge und Vorurteil in den Weg stellen werden. — Bedenken Sie, daß Sie auch unserem theuren Sigmund den Segen verweigern wollten, denn auch sein Unternehmen schien Ihnen gefährlich, doch er folgte einem von Gott ihm gegebenen höheren Trieb und er ist auch mit der göttlichen Hülfe glücklich! — Ich flehe Sie nochmals an, beschwören Sie mich nicht bei meiner Liebe zu Ihnen, diesen Gedanken aufzugeben. Ja, ich liebe Sie so heiß und wahr, wie nur ein Kind seine

Eltern lieben kann, und eben bei dieser Liebe beschwöre ich Sie, in mein Unternehmen zu willigen und meinen Plan zu billigen. — Glauben Sie ja nicht, um Schauspieler zu sein, muß man ein Lump sein; nein, man kann ein Lump und Spieler sein, ohne gerade Schauspieler zu sein. Jeder, der mich genau kennt, billigt mein Unternehmen, denn man kennt auch meinen Charakter und fürchtet sich nicht für mich; sollten Sie, theuerste Eltern, meine treuen Beschützer von Kindheit an, mich weniger kennen, als Fremde, und für meinen Charakter nur im Leisesten bange haben? — Am schmerzlichsten traf es mich auch, daß Sie unseres lieben Sigmunds Befürchtungen für begründet hielten; ich gebe Ihnen nun hinlänglichen Beweis, daß ich weder leichtsinnig noch übereilt gehandelt, und fähig bin, im Bewußtsein, mir selber überlassen zu sein, mich zu regieren und zu beherrschen. —

Nun bitte ich Sie nochmals und zum letztenmale, theuerste Eltern, willigen Sie ein! — Es kommt der fröhliche Purim, schicken Sie mir Ihre Einwilligung als Segen und Sie machen mich zum Glücklichsten aller Erdensöhne. Ich wiederhole es nochmals, daß ich unter keiner Bedingung Geld annehme, denn ich lebe von meinen zwei Lektionen, die mir 18 Gulden monatlich abwerfen (welches ich bei der Schneiderei nicht in drei Monaten verdient hätte), wenn auch nicht glänzend, doch zufrieden, und die Zufriedenheit ist die Würze des Lebens; ich hoffe auch, mein Lehrgeld damit bezahlen zu können! — —

Beraten Sie sich, mit wem Sie wollen, zeigen Sie den Brief, wem Sie wollen, und wenn dann nicht Jeder, nach einer solchen aufrichtigen Schilderung meiner Lage, einwilligen wird, dann — ja dann — ist die Welt aus ihren Fugen getreten, und wir sind um ein Seculum zurück!! — — — —

Nun, theuerste Eltern, kann ich nicht weiter, ich bin erschöpft und einigemale senkten sich schon meine Augenlider, der Schlaf überwältigt mich — meine Hand wird schwer — ich zittere — gute Nacht!

Euer Sie ewig liebender
und verehrender Sohn
Adolf.

[1] Dieser „Schlafkollege" war Hermann Epler, später Oberingenieur und Stationschef in Brünn. Die beiden jungen Leute waren bei Frau Mittler, der Mutter des Spediteurs Mittler, in der Taborstraße einquartiert, und die damals geknüpfte Freundschaft haben sie sich dann in herzlicher Gesinnung bis zu ihrem Tode bewahrt. Im Jahre 1897, da Hermann Epler in Brünn sein 25jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, schrieb er an Sonnenthal: „Liebster alter Freund! Dein sinniges Geschenk hat mir eine unaussprechliche Freude bereitet. Dasselbe hat Erinnerungen in mir wachgerufen, welche mich heute noch glücklich machen. Sehe ich Dich doch vor mir, wie Du aussahst, als ich Dich nach einer fünfjährigen Trennung wiedersah! Ich erinnere mich, wie ich zwei Tage nach meiner Hochzeit, am 25. Oktober 1856, Abends mit meiner Frau im Burgtheater saß — gespielt wurde ‚König Lear' — und Dich oben in der Theaterloge ersah, hinaufeilte, Dich umarmte und küßte, und wir dann nach dem Theater im Michaeler-Bierhaus beisammen saßen und uns unsere Erlebnisse während der fünfjährigen Trennung erzählten! Beide waren wir jung, Beide hatten wir Hoffnungen und Pläne für die Zukunft! Giebt es eine noch schönere Erinnerung? — Du bist mir in Deinem Adlerfluge treu geblieben und das lohne Dir der liebe Gott!..." — [2] Der § 5 des Gesellen-Einbringbüchels aus dem Jahre 1850 besagt: „Die Arbeit hat im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr Morgens zu beginnen, dann im Sommer um 8 Uhr, im Winter um 10 Uhr Nachts aufzuhören. An Feierabends-Nächten hat die Arbeit längstens bis 12 Uhr Nachts zu dauern. — Sowie der Tagschneider nicht mehr als 3 Kreuzer Conv.-Münze für die Stunde zu fordern berechtigt ist, so hat der Feierabendschneider sich mit dem Lohne von täglichen 17 Kreuzern Conv.-Münze zu begnügen."

Sonnenthal an August Fricke.[1]

Herrn

August Fricke,
k. k. Hofschauspieler

in

Orovitza.

Hermannstadt,[2] 10. April 1853.

Bester Freund!

Wo fang' ich an, wo hör' ich auf, dir all' die Begebnisse und Erlebnisse seit deiner Abreise bis zum heutigen Tag mitzuteilen; ich will mein Möglichstes versuchen und zwar auf Telegraphenmanier.

Montag, 28. März: „Filz der Prasser“, Posse. Ich wie gewöhnlich Possenrock rc. 10 Uhr Nachts: Ball. Für mich sehr interessant. Frau v. G....., Fräulein Tepke, Fräulein Paus (mit der wir uns sehr gut unterhielten), Fräulein Gebbel, Fräulein Caspar, die Bürgermeisterische rc. rc. Ich richtete jeder Tänzerin einen Gruß von dir aus und jede bedauerte, daß du nicht selbst da bist. Ich tanzte mit Paus, Tepke, Gebbel, Caspar und Frau von Bajda von den Bekannten. Frau v. G. tanzte diesen Abend gar nicht, kokettierte aber umsomehr, auch Freund Kastner hatte einen Magnet oben, oder ein Eisen oder .... mit welchem ich auch tanzte. Im Ganzen war ich diesen Abend sehr vergnügt.

Dienstag, 29.: „Alpenröslein“. Abschiedsbenefice der Mad. Spreer und erstes Debut der Fräulein Spreer als Lisli. Die Junge war ganz die Alte, mehr brauch' ich dir nicht zu sagen; sonst ging die Vorstellung sehr gerundet.

Den 30.: „Der verwunschene Prinz“. Ich war diesen Abend sehr fuchtig, grimmig, aufgebracht, weil Kastner den Schuster spielte, auf den ich mich schon so lange gefreut; übrigens ging die Vorstellung bis auf einen gewissen Sonnenthal sehr gut. —

Den 31.: „Verrechnet“. An diesem Abend war ich selig. Ich sang und spielte viel besser, als das erstemal, erhielt auch nach meinem Entréelied von dem nicht zahlreich versammelten Publikum einen Applaus, sowie nach einigen Abgängen. Die Besetzung war die gewöhnliche bis auf Kreibig, der diesmal den Offizier spielte und sehr schön aussah.

Freitag, den 1.: Geschlossen.

Samstag, den 2.: „Don Carlos“. Auftritts- und Durchfallsrollen der Herren Pfalz und Burmeister. Dir jetzt nähere Details über diese beiden Künstler gar keinen Ranges zu geben, ist mir auf einmal unmöglich. Vorläufig nur Folgendes. Ersterer ist ein Mann von 34 bis 35 Jahren, kugelrund, sieht aber auf der Bühne nicht schlecht aus, geht seit der Zeit seines Hierseins in einem Kostüm und in ein paar

Stiefel, welche schon rot sind, spielt sehr gut Billard, war gleich mit jedem per „Ihr" und „Ös" — mit einem Wort, ein Komödiant von echtem Schrott und Korn...... das ist, außer dem Theater. Auf dem Theater ist er die Elastizität selber. Sein Niederknien und Aufstehen ist komisch, seine Sprachweise originell, aber höchst deklamatorisch unrichtig, kurz er ist alles, nur kein Schauspieler. Letzterer, Herr Burmeister nämlich, der schreit wieder wie ein Bräumeister, sein Äußeres, eine Galgenphysionomie, war als „König Philipp" unter aller Kritik. Fortsetzung folgt. — Wie ich an diesem Abend war, erlaubt mir meine Bescheidenheit nicht, dir zu sagen. Nur das Eine: Freund Kastner kam nach dem zweiten Akt zu mir herauf, küßte mich und sagte mir: „So schön hast du noch nie ausgesehen" — (ich hatte nämlich ein ganz neues blauatlassenes Kostüm) — „und so gut hast du noch nie gespielt." Ich wurde auch diesen Abend vom Publikum sehr ausgezeichnet.

Sonntag, den 3.: „Versprechen hinterm Herd", „Freiherr als Wildschütz" und „der Ang'schmiade". Auftrittsrollen der Frau und des Herrn Blank. Letzterer: Zahni kani und kräht wie ein Hahni, ist aber doch wenigstens ein Schauspieler und hat gefallen. Sie ist auch nicht übel, gefällt mir besser, als die Ziegler,[3] hat auch dem Publikum sehr gefallen.

Montag, den 4.: Theaterball. Erschrick' aber nicht, denn es war keiner von uns, natürlich auch niemand von der Haute-Volé, wenn nämlich hier eine existiert. Ich war diesen Abend „vis-à-vis der Reitschule", wo man auch deinen Abgang sehr bedauerte, von dort aus machte ich einen Sprung ins Theater, wo ich von der Loge aus einen flüchtigen Blick hinunter warf und dann nach Hause ging. —

Dienstag, den 5.: „Bekenntnisse", recht gut zusammengegangen, indem wir Alle gespielt haben.

Den 6.: „Eine Familie". Auftrittsrolle des Fräulein Raab (Mutter). Äußeres kropfet, mager, schiach und alt, spielte aber diesen Abend nicht schlecht, sowie auch Herr Burmeister, der sogar sehr gut spielte. An diesem Tage erhielt

Fräulein Gutperl die Nachricht, daß ihr Vater gestorben sei. Frau v. Schmidt übernahm sogleich ihre Rolle.

Den 7.: „Dichter und Bauer". Herr u. Frau Blank zum zweitenmale entschieden gefallen.

Den 9.: „Guttenberg". Herr Pfalz und Frl. Raab zum zweitenmale entschieden mißfallen, obwohl ersterer diesen Abend manches sehr gut spielte und einmal sogar wohlverdienter Weise gerufen wurde. Dann fing er aber wieder an zu schreien und verdarb sich alles. Ich und Kastner saßen diesen Abend im Parterre, konnten's aber nicht lange aushalten, so jämmerlich ward gespielt ..... man nennt uns im Publikum (die Hybl natürlich mitgerechnet) „die leuchtenden Sterne am schwarzen Himmel", man sagt sogar, Du wärest Ihnen als erster Held lieber gewesen, als der Pfalz; jetzt kannst du dir denken, wie schlecht er sein muß! — Und nun genug vom Theater.

Diverse Neuigkeiten: Ich wohne nun ganz allein; meine liebenswürdige Hausfrau hat mir das Zimmer um 6 Gulden Conv.-Münze lassen und da kann ich schon bestehen, obwohl es mir manchmal und namentlich am Abend so ganz allein langweilig ist, aber ich will mich schon daran gewöhnen. Ins Gasthaus gehe ich jetzt sehr selten, da du, mein Verleiter, fort bist, dafür aber vergönne ich mir des Mittags einen Tropfen, und das ist das Einzige, was mir deinen Verlust ersetzt ....

Diese Woche bekam ich neue Kostümbilder, worunter auch Herr Baumeister[4] in Shakespeares Lustspiel: „Viel Lärm um Nichts". Ich glaube, er hat gerade meine Tricots angehabt. Apropos, weißt du, daß du mich mit der Tricot eigentlich betrogen, indem sie nicht, wie du sagtest, ganz Seide, sondern nur Halbseide ist; indeß ist sie sehr weiß geworden und hat in „Carlos" schon paradiert ... Schade, daß ich nicht früher wußte, daß du als Krügl auftrittst, ich hätte dir einige gute Extempore und Nuancen sagen können, doch habe ich keine Angst für dich, du wirst dich schon durchbeißen, nur, wie gesagt, lernen, lernen und lernen ...

Fräulein Egger kommt wieder hierher — und es werden

wahrscheinlich von den Neuengagierten einige wieder fortgehen; jetzt sieh zu, daß du dir binnen vierzehn Tagen ein großes Repertoire machst, dann kommst du hierher, du mimst „Carlösse“ und ich gaukle „Posas“. Was nicht ist, kann noch werden ...

Nächstens mehr von deinem aufrichtigen

A. Sonnenthal.

Daß du ja dein nächstes Schreiben an mich adressierst, sonst erhältst du nie mehr eine Zeile von mir. Beinahe hätte ich eine Frage vergessen. Sind die Damen dort hübsch? Fang' ja um Gotteswillen kein Verhältnis an ... Verzeih' meinen Durcheinander, aber ich schrieb so, wie es mir gerade einfiel.

[1] August Fricke wurde, wie Wlassacks „Chronik des Burgtheaters“ berichtet, im Jahre 1857 für jugendliche Liebhaber-Rollen zweiten Ranges an das Hofburgtheater engagiert. Der unglückliche und sehr sympathische junge Mann starb schon 1866 in geistiger Umnachtung. — [2] Sonnenthal war von Temesvar, seinem ersten Engagement, wo er vom 30. Oktober 1851 bis 4. April 1852 tätig gewesen war, mit seinem dortigen Direktor Kreibig nach Hermannstadt gegangen, woselbst er am 12. April 1852 sein Engagement antrat und bis 6. April 1854 verblieb. (Siehe Einleitung.) — [3] Nicht Clara Ziegler, die im Jahre 1853 erst neun Jahre zählte. — [4] Wohl Bernhard Baumeister, der seit April 1852 Mitglied des Hofburgtheaters war.

Sonnenthal an August Fricke.[1]

Herrn

August Fricke,
Mitglied des Deutschen Theaters
in
Agram.

Hermannstadt, den 4. September 1853.

Mein guter Fricke!

Ich kann es unmöglich auf mein Gewissen nehmen, dich nach zweimaligem Schreiben ohne Antwort zu lassen, und hätte es wahrhaftig schon früher getan, wenn ich nicht durch Freund

Kastner aufgehalten worden wäre, indem er immer sagte, er möchte auch daran schreiben, kam aber nie dazu — nun aber ist er krank und kann also nicht schreiben, er hat nämlich die Masern und liegt schon vierzehn Tage. Jetzt geht's ihm wohl besser, aber er muß noch das Bett hüten und läßt dich daher einstweilen nur grüßen. Bis er wieder gesund ist, wird auch er dir schreiben. — Uns geht es Gott sei Dank noch immer recht langweilig; jetzt ist der Komiker Niclas aus Pest als Gast bei uns, er wohnt bei mir und ißt bei uns und ist ein sehr fideles altes Haus, der dich grüßen läßt. Du mögest den Direktor in seinem Namen ersuchen, er möge ihm sein Stück „Die Matzelsdorfer Griseldis" nach Pest schicken. Fräulein Hybl geht mit Ende September nach Baden — sonst bleibt alles beim Alten. Ich bleibe bis Ostern hier und gehe dann direkt ins Ausland;[2] denn das sehe ich ein, daß für einen jungen Schauspieler in Österreich keine Schule ist. — Du frägst mich, was mir in „Kabale und Liebe" arrivirte — so höre: Gerade in der rührendsten Szene im zweiten Akt, wie ich sage: „Vater, eh' Sie meine Gemahlin beschimpfen, durchstoß' ich Sie" 2c. und hebe die Hand zum Stoß auf, da ertönt plötzlich im Parterre ein Schrei des Entsetzens. Ich wende mich unwillkürlich nach jener Seite, wo der unartikulierte Ton herkam, und was mußt' ich erblicken?! — eine ungeheure Ratte sprang einer hübschen Dame in den Schoß und wollte nicht von ihr weichen, wahrscheinlich gefiel es ihr dort. — Dieser Vorfall wiederholte sich im letzten Akte wieder — du kannst dir denken, in welch' heiterer Stimmung das Publikum war, sie konnten aus dem Lachen gar nicht herauskommen, und ich mußte den Ferdinand spielen — och ene schöne Jegend! — wurde aber trotzdem dreimal gerufen.

Nun, Freundchen, wie geht's Dir denn noch? Bist Du viel beschäftigt? Schreibe mir auch, in was Du schon gespielt und verhehle mir aber dabei nicht, ob und wie Du gefällst. Direktor Kreibig läßt dich grüßen und dich an dein Versprechen erinnern, so wie auch ich an die blauen Strümpfe. — Büchner und Herten sind schon längst fort. Horatschek, der bald Officier wird, läßt dich vielmals grüßen, ebenso Herr Stöckl, Frl. Hybl,



Sonnenthals Geburtshaus in der ehemaligen Königsgasse, Budapest.



Cajetan, sowie alle Damen und Herren unserer ehrenwerten Gesellschaft. Einen herzhaften Kuß von deinem aufrichtigen

Adolf Sonnenthal.

Schreibe recht bald und recht viel. Gestern spielte ich den Richers[3] und gefiel eselhaft.

[1] Vorliegender Brief wurde der Herausgeberin von Herrn Komponisten Edmund Eyßler in Wien freundlichst zum Abdruck überlassen. — [2] Dieser Plan kam nur insoferne zur Ausführung, als Sonnenthal im Frühjahre 1854 wirklich Hermannstadt verließ, aber vorerst nach Graz ging, wo er auch alsbald ein Engagement fand. — [3] In „Johann, Herzog von Finnland", Schauspiel in fünf Akten von Madame Weißenthurn.

Carl von Holtei an Sonnenthal.

Der Eine zog voll Jugendhoffnung hin,
Der Andre schlich enttäuscht, ermüdet her.
„Ich hab' es recht von Herzen satt," rief Der.
Der Andre rief: „Wie lebensfroh ich bin!"
Sie haben an dem Kreuzweg sich begegnet,
Der Alte hat den Jungen still gesegnet.

Graez, im Frühling 1855.[1]

[1] Sonnenthal war vom 8. Mai 1854 bis 31. März 1855 am ständischen Theater in Graz unter der Direktion Anton Balwansky im Engagement gewesen. (Siehe Einleitung.) Aus dieser Zeit existieren leider keine Briefe. Vorliegende Verse schrieb Holtei als Abschiedsgruß in das Stammbuch Sonnenthals, als dieser Graz verließ. Zu derselben Gelegenheit schrieb August Wolff, der spätere Direktor des Burgtheaters, der zu jener Zeit gleichfalls in Graz bei Balwansky engagiert war, folgende Abschiedsworte an Sonnenthal: „Indem ich dir, lieber Adolf, beim Abschiede ein herzliches ‚Lebewohl' zurufe, spreche ich zugleich den aufrichtigen, tiefgefühlten Wunsch aus, du mögest stets in deinem künstlerischen Streben die eigene innere Genugthuung finden, die allein im Stande ist, uns über so manche bittere Erfahrungen und Unbilden, denen wir auf unserer dornenvollen Laufbahn kaum ganz entgehen können, zu trösten, und die allein uns in der Anstrebung nach dem Ideale, d. i. in der Versinnlichung des Wahren und Schönen, treu zu erhalten vermag. Vergiß' dabei in bescheidenem Stolze nie des großen Dichters Worte:
„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, schließe als dienendes Glied an ein Ganzes dich an!
Lebewohl und denke zuweilen deines treuen A. Wolff. Beim Abschiede in Graz, den 30. März 1855."

Sonnenthal an Martin Perels.[1]

Königsberg,[2] 16. November 1855.

Sie werden wahrscheinlich über die lange Kunstpause, die ich seit meinem ersten Schreiben machte, aufgebracht sein. Allein, wenn Sie wüßten, was ich während der letzten vierzehn Tage alles zu lernen hatte, Sie würden mich nicht nur sogleich entschuldigen, sondern auch gewiß bedauern; denn ich habe im strengsten Sinne des Wortes kaum Zeit zum Essen und Schlafen gehabt ... Ich habe in dieser kurzen Zeit nicht weniger als drei bedeutende Rollen, worunter eine zwölf Bogen starke und in Jamben geschriebene, neu lernen müssen — und das war wohl auch die Ursache, weshalb ich Ihre lieben herzlichen Zeilen nicht sogleich beantworten konnte. Ja, Sie hätten vielleicht noch warten müssen, wenn ich mich nicht mit aller Macht von meinen Studien losgerissen und mir gleichsam eine Viertelstunde von meiner Zeit abgestohlen hätte, um mich mit Ihnen, wenn auch nur schriftlich, unterhalten zu können.

Zunächst einige Worte über Ihr Schreiben. Sie sagen nämlich gegen das Ende Ihres Briefes: daß es des Schauspielers Beruf sei, das Gute wie das Böse so zur Anschauung zu bringen, daß das Publikum von dem Einen ergriffen und mitgerissen, von dem Andern erschreckt und zurückgestoßen werden soll — oder mit anderen Worten: es sei des Mimen höchste Aufgabe, den Menschen und seinen Charakter auf den Brettern, die die Welt *bedeuten*, so darzustellen, wie er sich in der *wirklichen* Welt zeigt und bewegt. Sie haben allerdings recht, mein lieber Freund, und wird dies auch fürder mein einziges höchstes Streben sein; allein wird es mir, wird es überhaupt einem meiner Zeitgenossen gelingen? Ich glaube kaum ... Ja, vor hundert Jahren etwa, da war es noch möglich; man konnte den Menschen, der sich zeigte, wie er *ist*, im Leben studieren und ihn dann auf der Bühne getreu wiedergeben — aber in unseren Tagen, wo Alles gerade im öffentlichen Leben auf dem nichtigen Wörtchen *Schein* beruht, wo Alles nur Trug und Maske ist, wo wollen Sie da den Cha-

rakter des Menschen studieren? Wie da das Gute vom Bösen sondern?... Glauben Sie mir, junger Freund, es ist in unserem Jahrhundert sehr schwer, ein guter Schauspieler unter solchen Menschen zu sein, und noch weit schwerer, ein guter Mensch unter solchen Schauspielern zu bleiben!... Als Beweis des eben Gesagten möge Ihnen dienen, daß jetzt fast an allen Bühnen Mangel an guten Charakterspielern ist, und die Wenigen, die es noch gibt, sind theils aus der alten Schule, theils aber stellen sie auch nicht selten statt eines Charakters uns eine Fratze hin; — aber wie gesagt, sie können nicht anders. Denn nach der Natur malen, ist zur Unmöglichkeit geworden, und die guten Originale, wie sie uns Goethe, Schiller, Lessing im bürgerlichen Schau- und Lustspiele, ferner Iffland, Kotzebue etc. geliefert haben, — die sind nach der Meinung des großen Haufens „veraltet" und erquicken das Auge nicht mehr. Es bleibt uns somit nichts anderes übrig, als den Pinsel in den Farbentopf unserer Phantasie zu tauchen und daraus neue Bilder zu schaffen und zu formen, die je nachdem entweder zu matt oder zu stark aufgetragen werden...

Doch wie meine Uhr zeigt, plaudern wir schon eine halbe Stunde miteinander, und ich wollte mir doch nur eine Viertelstunde borgen. Sehen Sie, wie ich mich so gerne mit Ihnen unterhalte, wenn auch das Thema, worauf mich Ihr Brief führte, nicht zu meinen liebsten gehört, weil es mich im Hinblick auf die Verhältnisse etwas bitter stimmt.

Ich bitte Sie daher, mir ja nicht zu grollen oder Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern recht bald zu antworten

Ihrem treuen Freunde

Adolf Sonnenthal.

[1] Martin Perels, Schauspieler und Schriftsteller, gemeinschaftlich mit Feodor Wehl seinerzeit Begründer und Herausgeber der „Deutschen Schaubühne", geb. 17. Aug. 1838 zu Danzig, gest. 26. Juli 1882 zu Frankfurt a. M. — [2] Am 4. Mai 1855 hatte Sonnenthal am Stadttheater zu Königsberg unter der Direktion Kommissionsrat Woltersdorf sein Engagement angetreten (siehe Einleitung).

Sonnenthal an Heinrich Laube.[1]

Königsberg, den 24. März 1856.

Hochgeschätzter Herr Direktor!

In Beziehung auf Ihr geehrtes Schreiben an Herrn Marr[2] nehme ich mir die Freiheit, mich durch nachstehende Zeilen mit einem Wunsche an Sie zu wenden, von dessen Erfüllung meine ganze künftige Carrière, ja vielleicht mein Lebensglück abhängen kann.

Seit Beginn meiner theatralischen Laufbahn war es nämlich mein eifrigstes Bestreben, unter Ihre Leitung an das k. k. Hofburgtheater zu kommen, um unter Ihrer Weisung und Führung mein großes Ziel, mein höchstes Ideal zu erreichen. — Bis vor wenigen Tagen noch schien mir eine Gewährung dieses meines stillen Wunsches fast unmöglich, und ich würde es ohne die gütige Fürsprache und Aufmunterung des Herrn Marr auch niemals gewagt haben, mich an Sie zu wenden, trotzdem ich in der letzten Zeit von einigen größeren Theatern, unter anderem Dresden, sehr vortheilhafte Engagements- und Gastspiel-Anträge bekommen, auf welch' letzteren ich sogar schon ein Gastspiel angenommen habe; aber, wie gesagt, trotz dieser Aufmunterung von allen Seiten, und obschon ich das Glück habe, Ihre persönliche Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit zu kennen, würde ich es nicht gewagt haben an Sie zu schreiben, wenn nicht eben Herr Marr mir besonders zugeredet und mich versichert hätte, was zwar schon längst in mir feststand, daß ich nur unter Ihrer Leitung mich ausbilden könnte und nur Sie der Mann wären, der meine schwachen Kräfte zu meinem Nutzen zu verwerten verstünde.

Demzufolge, um nun kurz zu sein, geht meine Bitte an Sie dahin, mir unumwunden zu sagen, welche Stellung, natürlich falls ich Ihren Anforderungen entsprechen sollte, Sie mir an der dortigen k. k. Hofbühne versprechen könnten; denn Eines muß ich bevorworten, eine untergeordnete Stellung würde mich in meinem Fortschritte nur hemmen und ich fühle es, ich würde dabei physisch und geistig zu Grunde gehen; darum möchte ich Sie wohl fragen, ob ich mich in das Rollen-

fach des Herrn Josef Wagner[3] theilen würde, der ohnehin, wie ich hörte, schon ins gesetztere Heldenfach übergeht. — Ist dies der Fall, und glauben Sie, verehrtester Herr Direktor, mir ein Gastspiel auf ein solches Engagement bieten zu können, so weiß ich, daß ich Ihrem Worte unbedingtes Vertrauen schenken darf, und ich will dann auch sogleich jede anderweitige Unterhandlung, sowie das Gastspiel in Dresden, das anfangs Mai stattfinden soll und an welches ich nur durch einfache schriftliche, nicht kontraktliche Zusage gebunden bin, abbrechen. Letzteres dürfte mir eigentlich nicht so leicht werden, da es eben auch mit Engagement verbunden ist, und ich wage es, mir Ihren wohlmeinenden Rath über diesen Punkt einzuholen.

Was die Bedingungen des Gastspiels an dortiger k. k. Hofbühne betrifft, wenn Sie nämlich nach dem, was ich Ihnen offen und ehrlich sagte, noch gesonnen sind, mir ein solches zu bewilligen, mögen Sie mir gütigst in Ihrem werten Nächsten bestimmen, und ich will mich ganz Ihren Anordnungen fügen.

Bis dahin aber bleibe ich, hoffend, daß mein sehnlichster, mein kühnster Wunsch doch endlich in Erfüllung gehen wird, Ihr Sie hochverehrender

und ganz ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Dieser sowie alle folgenden Briefe Sonnenthals an Heinrich Laube befinden sich im Besitze des Herrn Regierungsrates Alb. Jos. Weltner, von dem sie der Herausgeberin in liebenswürdigster Weise zum Abdruck überlassen wurden. — [2] Am 11. März 1856 wurde „Kean“ als Benefizvorstellung für Sonnenthal gegeben. — Dieser Abend sollte bedeutungsvoll für Sonnenthals Schicksal werden, denn in eben dieser Vorstellung sah ihn Heinrich Marr, der an demselben Tage zu seinem Gastspiel nach Königsberg gekommen war, zum erstenmale spielen und berichtete am folgenden Tage sofort über ihn an Laube (siehe Einleitung). — [3] Josef Wagner, k. u. k. Hofschauspieler, geb. 15. März 1818 in Wien, von 1850 bis zu seinem Tode — 5. Juni 1870 — zuerst als erster tragischer Heldenliebhaber, später in tragischen Charakterrollen eines der berühmtesten Mitglieder des Hofburgtheaters.

Sonnenthal an Heinrich Laube.

Königsberg, den 19. April 1856.

Verehrtester Herr Direktor!

Ich beeile mich nunmehr, Ihnen anzuzeigen, daß ich unter diesen Aussichten sehr gerne bereit bin, ein Gastspiel anzunehmen; nur dürfte dieses erst vom 16. Mai ab stattfinden, bis zu welcher Zeit ich mit Dresden abgeschlossen habe. Die Rollen, die ich Ihnen zum Gastspiel vorschlagen könnte, sind: Mortimer, Ferdinand, Uriel Acosta, Carl Moor, Thumelicus, Roderich (Leben ein Traum), Rudolf (Landwirt),[1] Herzog (Geheimer Agent),[2] Arthur (Ein Arzt),[3] Wahrberg (Eine kleine Erzählung ohne Namen).[4]

Jedoch würde ich Sie bitten, als erste Rolle den Mortimer zu wählen, die beiden anderen mögen Sie gefälligst bestimmen.

Indem ich mich nun Ihrer Gewogenheit auch ferner bestens empfehle zeichne ich mit der größten Hochachtung als

Ihr ganz ergebener

A. Sonnenthal.

[1] „Der Landwirt", Schauspiel in vier Akten von Prinzessin von Sachsen. — [2] Von Hackländer. — [3] Lustspiel in einem Akt nach dem Französischen. — [4] Lustspiel von Görner.

Sonnenthal an Heinrich Laube.

Berlin, den 4. Mai 1856.

Hochgeschätzter Herr Direktor!

Ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, daß ich in Folge Ihres geehrten Schreibens vom 23. v. M. das Gastspiel in Dresden ganz aufgegeben habe — und ich denke, ich habe gut daran gethan; denn da das dortige Gastspiel auch nur mit Engagement verbunden war, ich aber, wie gesagt, Wien unbedingt vorziehe, so glaube ich der dortigen Intendanz gegenüber zum mindesten offen gehandelt zu haben, indem ich geradezu abschrieb.

Demzufolge werde ich nun den 5. von hier abreisen und hoffe, den 6. Abend schon in Wien zu sein, von welcher Zeit ab ich zu Ihrer Verfügung stehe.

Indem ich mich Ihnen hiermit bestens empfehle, verharre ich mit vorzüglicher Hochachtung als Ihr

ganz ergebener

A. Sonnenthal.

Sonnenthal an seinen Vater.

Herrn

Hermann Sonnenthal,

Pest.

Berlin, den 5. Mai 1856.

Meine theuersten innigst geliebten Eltern!

Aus der Überschrift, wie aus dem Papierstempel, werden Sie ersehen, daß ich glücklich hier angekommen bin. Heute Abend reise ich wieder fort und zwar: nach Wien. Ich werde dreimal im Hofburgtheater auf Engagement gastieren. — So angenehm es mir nun einerseits wäre, Sie bei diesem Gastspiel in Wien zu sehen, so unangenehm wäre es mir, wenn Sie Zeugen meiner Niederlage sein müßten. Übrigens thun Sie, was Sie für gut halten — — der gute Sigmund wird schon Rath schaffen. — — Von Wien aus schreib' ich Ihnen genau den Tag meines Auftretens. Für diesmal seien Sie mir tausendmal gegrüßt und geküßt von Ihrem Sie ewig liebenden

Sohn

Adolf.

1856—1867

Unter Laube am Burgtheater

Sonnenthal hatte sich am 1. Mai 1856 als Ferdinand in „Treue Liebe" (Schauspiel in fünf Akten von Eduard Devrient) und als Sonnenstein in „Erziehungsresultate" (Lustspiel aus dem Französischen von Blum) vom Königsberger Publikum verabschiedet, und trat am 18. Mai 1856 zum ersten Male als Gast in der Rolle des „Mortimer" im k. k. Hofburgtheater auf. Als weitere Gastrollen folgten der Herzog in Hackländers „Der geheime Agent" und „Don Carlos". — Obwohl der junge Künstler bei Publikum und Presse keine besondere Aufmunterung fand, wagte es Laube dennoch, ihn zu engagieren. Am 1. Juni 1856 betrat Sonnenthal denn als „Romeo" zum erstenmal als engagiertes Mitglied die Bretter des Burgtheaters. Laube berichtet über dieses Engagement in seiner „Geschichte des Burgtheaters" (II, XXIII) folgendes:

„Den jungen Mann, welcher in Königsberg spielte, hatte Heinrich Marr, ein kundiger Diagnostiker, empfohlen. Aber ich mußte ihn unbesehen fest ergreifen, denn auf dem Wege nach dem Süden wollte er in einem Hoftheater auf Engagement gastieren. Ich wagte es. Er kam und — das Wagnis schien mißlungen zu sein. Er trat als „Mortimer" auf und gefiel nicht. —

Am Morgen nach diesem Debut begegnete ich auf der damals noch bestehenden Bastei einem jungen Schauspielerpaar — ich glaube, es war ein Brautpaar * — und beide drückten mir ihr inniges Bedauern aus, daß es wieder nichts wäre mit dem neuen jungen Liebhaber und daß ich ihn nicht behalten könnte.

Ich schwieg. Die Person des jungen Mannes war mir angenehm; ich hoffte hartnäckig. Der tragischen Rolle sollte eine Lustspielrolle folgen, „Der geheime Agent". Eine Fichtnersche Rolle! Natürlich genügte er da auch nicht; aber ich meinte nach diesem zweiten Abende meiner Hoffnung noch sicherer vertrauen zu dürfen, wenn es mir nur gelänge, einen fremden Redeakzent zu vertreiben, der ihm eigen war.

---

* Das Brautpaar Gabillon-Würzburg, das am 27. Juni 1856 heiratete.

Ich war es gewohnt, mit solcher Hoffnung allein zu bleiben, ja mich verspottet zu sehen mit derselben, was diesmal auch von meiner Behörde reichlich geschah. Der Spott steigerte sich sogar zum Tadel, als ich ihm Rollen gab, wie den Schiller in den „Karlsschülern“ und das sonst beliebte Stück vor schwachem Hause abspielte. Das kommt von solchen Besetzungen! hieß es.

Dies ist der ewig fehlerhafte Zirkeltanz beim Theater; es soll Nachwuchs erzogen werden, aber Rollen will man den jungen Leuten nicht anvertrauen; sie sollen schwimmen lernen ohne Wasser.

Nun, ich blieb eigensinnig anderer Meinung, und jener junge Mann, fleißig und geistig strebsam, lernte schwimmen, wie einer, und wenn ich ihn jetzt nenne, so sagt jetzt jedermann: Ja, das glauben wir! — Es war Adolf Sonnenthal.“

Und in seinen „Erinnerungen“ (II, 18) erzählt Laube gleichfalls: „Mein Recht des einjährigen Engagements mußte ich bei den meisten hartnäckig geltend machen, um ihr Engagement durchzusetzen ... Am ungünstigsten standen bei der obersten Direktion Herr Sonnenthal und Fräulein Wolter, welche durchaus nicht aufgenommen werden sollten ... Daraus geht hervor, wie nachteilig es werden kann, wenn Dilettanten allein — und das sind ja zumeist die obersten Direktionen der Hoftheater — die Wahl neuer Mitglieder überlassen bleibt. Der Fachmann, welcher die Schauspieler im Negligé sieht, will sagen, sie auf den Proben und im Privatverkehr beobachtet, kann ja viel sicherer, wenigstens ungefähr, ihre Zukunft beurteilen.“ —

Die Rolle des Schiller in den „Karlsschülern“, die Laube ihm so früh anvertraute, spielte Sonnenthal zum erstenmal am 20. September 1857. „Die Karlsschüler“, Schauspiel in fünf Akten von Heinrich Laube, wurden zum ersten Male am 24. April 1848 im Burgtheater gegeben. In seiner „Chronik des Burgtheaters“ erzählt Wlassack: „Das Stück hatte einen glänzenden Erfolg gehabt, der nicht nur der unvergeßlichen Leistung Fichtners als Schiller und der übrigen ausgezeichneten Darstellung, sondern auch einer trefflichen Inszenesetzung zugeschrieben wurde, welche der Verfasser Dr. Laube persönlich geleitet hatte.“

In der Tat wurde diese Vorstellung die unmittelbare Ursache von Laubes Ernennung zum Direktor des Burgtheaters, das an diesem selben 24. April 1848 auch zum erstenmal, einer Allerhöchsten Entschließung zufolge, die Bezeichnung „K. K. Hof- und Nationaltheater“ erhielt, „damit dadurch die Erinnerung an die neue Gründung und Glanzepoche des Theaters unter der glorreichen Regierung Kaiser Josefs II. in allen Herzen lebendig werde“. Diesen Titel führte das Institut bis nach den Ferien 1852, um welche Zeit es wieder den früheren: „K. K. Hofburgtheater“ annahm.

Am 1. Juni 1856 wurde der erste Kontrakt zwischen Laube und Adolf Sonnenthal abgeschlossen. In diesem Kontrakte, der auf ein Jahr lautete, wurde Sonnenthal eine jährliche Gage von 2000 Gulden,

ein jährliches Garderobegeld von 300 Gulden und eine jährliche Remuneration von 400 Gulden, im ganzen also ein Gehalt von 2500 Gulden Konventionsmünze, zugesichert. Zudem behielt sich die Direktion das Recht vor, diesen Kontrakt auf zwei weitere Jahre für verlängert zu erklären, wenn sie dieses Recht bis zum 1. März 1857 durch die Erklärung geltend machen würde, daß Sonnenthal im zweiten Jahre eine Steigerung von 1000 Gulden, im dritten Jahre eine Steigerung von 500 Gulden erhalten solle.

Sonnenthal an Martin Perels,[1] Berlin.

Wien, 18. September 1856.

... Was mein künstlerisches Wirken hier betrifft, so fange ich gewissermaßen an zu begreifen, welche schwierige Aufgabe der Schauspieler, der nur halbwegs auf den Namen Künstler Anspruch machen will, zu lösen hat. — Nicht etwa, daß ich nicht schon früher den Standpunkt des wahren Künstler's erfaßt hätte; aber ich fühle, daß ich jetzt anfange, ihn auszufüllen, oder um bescheidener zu sein: ich habe den guten Willen dazu. Sehen Sie, mein Theurer, es ist ganz etwas Anderes, sich in einem Kreise von gediegenen Künstlern zu bewegen; es herrscht da eine gewisse geistige Anregung. Man verschwindet zwar einestheils und erkennt sich so recht als Zwerg unter diesen Titanen dramatischer Kunst; andererseits wird man unwillkürlich mitgerissen; man gewahrt Dinge, worauf man früher ohne die leise Anregung des mitspielenden Künstlers nicht im Entferntesten gedacht hätte — man hält sich gleichsam an den Adlerschwingen des Anderen fest, wird von ihm mit leichter Mühe hinaufgetragen, und am Gipfel angelangt, staunt man, wie man sich zu solcher Höhe emporgewagt. Man faßt Vertrauen zu sich selbst ... versucht nach und nach seinen eigenen Flügelschlag ... vorerst freilich nur bis zu einem bescheidenen Hügelchen ... dann jedoch immer höher und höher hinauf ... man stößt wohl noch hie und da an kantige Felsen, versengt gar oft auch im gluthigen Strahle die zarten Fittiche: — doch die kühlende Palme da oben, sie lockt gar zu sehr ...

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob ich mich durch dieses Gleichnis ganz verständlich gemacht. Soviel jedoch kann ich in

kurzen Worten sagen: künstlerisch fange ich erst jetzt an zu leben . . .

[1] Dieser Brief, sowie der frühere an Martin Perels gerichtete, ist zuerst abgedruckt bei Eisenberg: „Adolf Sonnenthal, eine Künstlerlaufbahn."

Sonnenthal an Heinrich Laube.

Wien, den 23. November, 1858.

Verehrtester Herr Direktor!

Ich habe vor Kurzem einen Engagementsantrag von einer auswärtigen Hofbühne erhalten; da ich aber gesonnen bin, wenn anders die Hohe Intendanz und Sie, Herr Direktor, mit mir zufrieden sind, dem Institute, dem ich jetzt anzugehören die Ehre habe, für immer meine Kräfte mit ganzer Seele und mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu weihen, so erlaube ich mir die Frage, ob Sie meinen, mit 1. Juni kommenden Jahres zu Ende gehenden, Kontrakt zu erneuern gedenken.[1]

Ich wiederhole es, es würde mich unendlich glücklich machen, dem ersten Kunstinstitute Deutschlands für mein Leben anzugehören und zu dessen Fortbestehen und Gedeihen nach meinen schwachen Kräften beisteuern zu können. Und nun ich Ihnen offen und ohne Rückhalt meinen sehnlichsten Wunsch ausgesprochen, will ich Ihnen ebenso ehrlich meine Bedingungen mitteilen.

Meine Gage belief sich im letzten Jahr auf 4000 Gulden. — Ich gestehe Ihnen, daß ich mit dieser Summe nicht nur nicht ausgekommen, sondern sogar immer im Rückstand war und es noch bin. Ich glaube, Sie nicht versichern zu brauchen, daß die Schuld nicht an mir, sondern teils in dem theueren Leben und theils auch in meiner Doppel-Stellung als tragischer und -Conversationsliebhaber liegt. Meine Garderobe allein kommt mindestens jährlich auf 1800 Gulden. — Es gehörte wohl nicht hieher, Ihnen zu sagen, daß ich nebstbei auch moralische Verpflichtungen gegen meine Familie habe, da ich aber meine Bedingungen stellen soll und diese nun eine Lebensfrage für mich sind, so müssen Sie auch die Gründe kennen, worauf ich dieselben baue; — und auf diese und viele ähnliche

Gründe, die einzeln herzuzählen Sie ermüden würde, basirt, sind meine Bedingungen nun folgende:

3150 Gulden Gage und 4350 Gulden Emolumente, zusammen 7500 Gulden Ö. W. mit lebenslänglicher Anstellung.

Ich glaube mit dieser meiner Forderung nicht unbescheiden zu sein, denn wenn ich es auch meiner jetzigen Stellung nach nicht verdiene, so hoffe ich doch mit Gottes Hülfe und unter Ihrer Führung und Leitung, der ich bis heute schon so viel verdanke, in kürzester Zeit mich des Vertrauens würdig zu zeigen, welches mir eine Hohe Intendanz, Sie, verehrtester Herr Direktor, und das Publikum geschenkt, und wofür ich Ihnen freilich jetzt nur meinen guten Willen, meinen heiligen Eifer für die Sache und meine aufopfernde Liebe für die Kunst als Bürgen stellen kann.

Dies, Herr Direktor, sind meine offenen und ehrlichen Ansichten. Ich habe meine gegenwärtige und künftige Stellung genau erwogen und könnte von dem Resultate dieser Erwägung nicht ein Haar breit weichen, so sehr es mich auch schmerzen würde, meinem heißesten Wunsche, hier zu bleiben, entsagen zu müssen.

Indem ich Ihnen nun hiermit meine ganze Zukunft in die Hände gebe, bleibe ich wie bisher

Ihr Sie hochschätzender

A. Sonnenthal.[2]

[1] Der erste Kontrakt Sonnenthals war — nach dem Rechte, welches die Direktion darin geltend gemacht hatte — am 1. Juni 1857 dahin ergänzt worden, daß — laut Dekret vom 4. Juni 1857 — „dem Schauspieler Adolf Sonnenthal mit Eintritt des zweiten Kontraktjahres, d. i. mit 1. Juni 1857 bis Ende Mai 1858, ein Jahresgehalt von 2500 Gulden, ein Garderobegeld von 500 Gulden und eine jährliche Remuneration von 500 Gulden" bewilligt wurde. — Am 1. Juni 1858 war hierauf zwischen Laube und Sonnenthal ein zweiter Kontrakt unterzeichnet worden, welcher den Künstler auf die weitere Dauer von einem Jahre dem Burgtheater verpflichtete und in welchem ihm ein Gehalt von 4000 Gulden (inkl. Garderobegeld und Remuneration) zugesichert worden war. — [2] Diesem Briefe war ein Verzeichnis sämtlicher Rollen, welche Sonnenthal 1858 zu seinem Repertoire zählte — es waren deren 132 — beigeschlossen.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Wien, den 3. Dezember 1858.

Ihre Forderung, lieber Herr Sonnenthal, hat uns alle erschreckt. Sie ist so, daß sie unser Zusammenbleiben geradezu unwahrscheinlich macht; denn sie kann Ihnen von der Direction nicht gewährt werden. Wir haben keine größere Gage für die erprobtesten Vertreter erster Fächer (und unter diesen haben sie nicht alle, Fichtner z. B. nicht) als Sie nach dreijährigem Einarbeiten in ein Fach fordern, welches Sie in seinem ganzen Umfange vielleicht nie ausfüllen, weil Ihnen für die höhere Tragik das Naturel nicht vollständig zur Seite steht.

Seine Excellenz[1] hat mir bewilligt Ihnen anzubieten:

1. Verwendung für das k. k. Hofdekret,
2. 3000 Gulden Gehalt
600 Gulden Garderobegeld
1000 Gulden Remuneration
5 Gulden Spielhonorar } Conv. Münze.

und die Aussicht, daß Sie nach wiederum drei Jahren, wenn Ihre Ausbildung dem jetzigen Gange entsprechend fortschreitet, Anspruch machen können auf eine weitere Zulage.

Prüfen Sie das unbefangen, und geben Sie mir Ihre Meinung so bald als möglich zu erkennen, denn ich wäre genöthigt, wenn Sie damit nicht einverstanden wären, nach einem Ersatzmann für Sie auszuschauen, wie ungern ich dies auch thäte.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Laube.

[1] Oberstkämmerer Carl Graf Lanckoronsky, Oberster Theaterdirektor vom 9. Mai 1849 bis 16. Mai 1863.

Sonnenthal an Heinrich Laube.

Verehrtester Herr Director!

Erlauben Sie, daß ich mich Ihrer Worte des Essex bediene: „Es widerstrebt mir sehr, mich selbst zu loben, doch Noth bricht Eisen und bricht auch das Zartgefühl, ich werde es beweisen" — daß meine Forderung nicht so übertrieben war, daß Sie zu erschrecken brauchten.

Es sind jetzt bald drei Jahre, daß ich am k. k. Hoftheater engagirt bin. Sie boten mir für das erste Jahr eine Gage, die meiner Gage in Königsberg beinahe gleich kam, die sich allerdings in den folgenden zwei Jahren steigerte. Ich nahm die Gage bereitwillig an und hätte gewiß auch weniger genommen, nur um mich an der Seite solch' trefflicher Künstler, wie meiner Herren Collegen, und unter Ihrer Leitung heranzubilden. — Ich überlasse es Ihrem gediegenen Urtheile, wie schwer es ist, sich hier eben neben solch' erprobten Künstlern eine Stellung zu gründen. Ich überlasse es ferner Ihrem Urtheile, wie schwer es mir werden mußte, bei meinem unausgesprochenen Rollen-fache — indem ich neben einigen ersten Rollen überwiegend zweite und dritte Rollen spielen mußte — ich überlasse es endlich Ihrem Urtheile zu entscheiden, ob es mir trotz alledem gelungen ist, binnen noch nicht drei Jahren mir doch einiger-maßen eine Stellung zu verschaffen.

Nun aber, verehrtester Herr Director, da diese drei Prüfungs-jahre bald verstrichen sind und ich gleichsam eine Lebensfrage vor mir habe, halte ich es an der Zeit, über meine Stellung ins Klare zu kommen. — Sie werden sich erinnern, daß ich schon vor einigen Monaten mit Ihnen darüber Rücksprache nahm und Sie selbst darum ersuchte, mich vorherrschend im Lustspiel zu beschäftigen. Sie haben einige Versuche gemacht und ich glaube, sie sind nicht mißlungen, weil sich, wie Sie selbst auch meinen, mein Naturel nicht so ganz für die höhere Tragik eignet — obschon ich glaube, daß mir späterhin auch die soge-nannten Verstandes- und Charakterhelden, wie Essex, Egmont, Fiesco, Posa, Hamlet, Faust 2c. 2c. ganz gut zusagen dürften.

Nun aber werden Sie wohl wissen, Herr Director, daß es unter tausend Schauspielern vielleicht Einen gibt, der beide Fächer, das tragische und das Lustspielfach, gleich vollkommen repräsentirt. Ich weiß nicht, ob es m i r je gelingen wird, wenn ich gleich schon einige schwache Proben davon ablegte — ich habe beispielsweise den Melchthal und den Waller im „letzten Trumpf“, zwei ganz heterogene Charaktere, zu Ihrer Zufriedenheit gespielt.

Aus all' dem Gesagten geht nun hervor, Herr Director, daß es mir nach Ablauf meines Contraktes hauptsächlich darum

zu tun sein muß, eine decidirt erste Stellung am k. k. Hoftheater hier einzunehmen, wobei ich jedoch keineswegs gesagt haben will, daß ich mich weigern würde, wenn es das Interesse des Ganzen erfordert, zweite und dritte Rollen zu übernehmen, aber ich will auf das Ziel, welches ich vor Augen habe, geradezu hinsteuern, ich möchte nicht gerne länger planlos herumlaviren, und ich habe den Muth und den festen Willen, dies Ziel zu erreichen oder unterzugehen. — Sie, Herr Director, waren bisher mein Kompaß, der mich väterlich leitete und mich vor mancher Klippe warnte, es würde mich unendlich schmerzen, wenn Sie mich gerade jetzt, wo ich eines erprobten Führers am Notwendigsten bedarf, mir selber überließen! — — — — —

Herr Director, ich habe, wie Sie mir riethen, durchaus unbefangen über meine künftige Stellung nachgedacht und finde, daß diese Stellung auch diese Gage erfordert. Ich finde wohl, daß meine Forderung für den Moment zu viel ist; ja, wenn ich auch, wie Sie meinen, noch drei Probejahre bestehen soll, ist selbst die von Se. Excellenz mir angebotene Gage zu viel und ich bin überzeugt, daß Sie für das Fach, welches ich jetzt bekleide, hundert Remplaçanten zu billigeren Bedingungen finden, aber vielleicht wenige für die Stellung, die ich in kurzer Zeit einzunehmen mich berechtigt und gerüstet fühle. (Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit, ich weiß selbst nicht, wo ich den Muth dazu hernehme, aber wie gesagt, es ist ein Abschluß fürs ganze Leben und da ist's wohl einmal erlaubt.)

Um nun zum Schluß zu kommen, handelt es sich also im Ganzen nur um tausend oder fünfhundert Gulden, die ich für das erste Jahr zu viel erhalten würde und ich bin gerne bereit, Ihnen entgegenzukommen und meine Forderung dahin zu ändern:

Für das erste Jahr meines neuen Engagements:

3000 Gulden Gage
1000 „ Garderobegeld
1000 „ Remuneration } Conventions-Münze.
5 „ Spielhonorar:
(15 mal im Monat garantirt).

Das zweite Jahr 500 Gulden
Das dritte Jahr 600 „ } Zulage.

Wenn Ihnen diese Bedingungen auch unbillig erscheinen, so bin ich gezwungen, wenn auch mit schwerem Herzen, die hiesige k. k. Hofbühne zu verlassen, der ich so gerne mein ganzes Leben geweiht.

Ich harre Ihrer Entscheidung und gebe Ihnen die Versicherung, daß, wie diese auch für mich ausfallen möge, ich Ihnen für Ihr Wohlwollen und Ihre Freundschaft, die Sie mir bisher zu Theil werden ließen, doch immer dankbar ergeben bleiben werde.

Adolf Sonnenthal.

Wien, den 6. Dezember 1858.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Wien, den 15. Dezember 1858.

Ich habe gestern Ihre Erwiderung, verehrter Herr, Se. Excellenz zur Entscheidung vorgelegt und folgendes Ergebnis erreicht:

3000 Gulden Gehalt
1000 „ Garderobegeld
1000 „ Remuneration
5 „ Spielhonorar,

im Übrigen wie früher. Garantirt wird kein Spielhonorar, und eine Steigerung soll erst nach Ablauf der nächsten drei Jahre in Aussicht gestellt bleiben. In Rücksicht auf Ihre vorzugsweise Verwendung im Conversationsstücke, hat Excellenz Ihrem höheren Wunsche in Betreff des Garderobegeldes nachgegeben, mir aber ausdrücklich erklärt, daß hiermit das, was er gewähren könne, an der entscheidenden Grenze sei.

Die volle Wahrheit zu sagen: ich bin derselben Meinung. Haben Sie die Güte, mir bis Ende des Monats Ihre Zustimmung oder Verneinung positiv auszudrücken.

Bestens grüßend

Ihr ergebener

Laube.



Adolf Sonnenthal.
Nach einer Zeichnung von Kriehuber aus dem Jahre 1859.



Anschließend an diese Verhandlungen erhielt Sonnenthal am 24. Februar 1859 eine Zuschrift des k. k. Oberstkämmereramtes, in welchem ihm ein jährlicher Gehalt von 3150 Gulden, ein Garderobegeld von 1050 Gulden, eine jährliche Remuneration von 1050 Gulden und ein Spielhonorar von 5 Gulden 25 Kreuzer ö. W. zugesichert, und seine Ernennung zum wirklichen pensionsfähigen k. k. Hofschauspieler nach Ablauf seines gegenwärtigen Vertrages, d. i. vom 1. Juni 1859 an, in Aussicht gestellt wurde. Diese Ernennung erfolgte denn auch, laut Dekret, am 15. Mai 1859. (Siehe Einleitung.)

Ein eigentlicher Kontrakt aus diesem Jahre liegt nicht vor, und es ist nirgends ausdrücklich betont, auf wie viele Jahre hinaus die obigen Bedingungen Geltung behalten sollten.

Sonnenthal an Heinrich Marr.

Mein gutes liebes altes Papachen!

Vor Allem meinen herzlichsten nachträglichen Glückwunsch zum Neuen Jahre! Gott erhalte Sie noch recht recht lange in Fülle der Gesundheit und lasse Sie in ungeschwächter geistiger und physischer Kraft bis nach zwanzig Jahren wie heute Ihrem Berufe nachkommen!!

Und nun, mein hochverehrter Freund, wie geht es Ihnen, wie leben Sie? Wissen Sie, daß mir schon recht bange nach Ihnen ist, daß ich Sie gern wieder einmal sehen, mit Ihnen sprechen, und mich an Ihren heiteren, wie belehrenden Gesprächen ergötzen möchte? — Aber das sind pia desideria — Sie können nicht nach Wien und ich — — aber weiß Gott, ich könnte doch nach Hamburg kommen, ich habe jüngere Beine, werden Sie sagen, und darin hätten Sie auch nicht ganz unrecht. Na, wer weiß, was geschieht! — Apropos — ich undankbarer ehr- und pflichtvergessener Mensch — ich habe Ihnen ja noch gar nicht angezeigt, daß ich unter glänzenden Bedingungen einen neuen Contrakt unterschrieben habe. Aber so sind die Menschen! — im Glücke da werden sie übermüthig, aber als sie noch in der Provinz waren und man ihnen eines schönen Tages ganz lakonisch anzeigte: „Sie, junger Mann, ich habe für Sie ein Engagement am Wiener Hoftheater," da wußte der junge Mann nicht aus noch ein vor Freude, da war ich sein guter Papa, sein Wohlthäter und wie alle die Phrasen

heißen mögen und jetzt — — — — — nein, mein bester väterlicher Freund, Sie thäten mir doch Unrecht, wenn Sie so von mir denken würden, und ich bin, weiß Gott, doch anders, wie jene Gattung Menschen. — Daß ich so lange nichts von mir hören ließ, ist allerdings ein Unrecht und nur theilweise in meiner immensen Beschäftigung zu entschuldigen, und die geht wahrhaftig schon über meine Kräfte. Denken Sie, ich habe durchschnittlich zwanzigmal im Monate zu spielen,[1] und darunter Rollen von zehn bis zwölf Bogen; Sie werden sagen, das ist nicht gut, man wird abgenützt, man hat nicht Zeit, eine Rolle geistig zu bewältigen — aber was soll ich machen? ich habe Dr. Laube wohl schon ein Dutzendmal ersucht, noch einen zweiten Liebhaber zu engagiren,[2] aber er tröstete mich von Monat zu Monat, sowie er nur einen passenden fände, wolle er ihn sofort engagiren — — — — — inzwischen bleibt es aber beim Alten, und man muß seine besten Freunde vernachlässigen und sich noch obendrein den Vorwurf der Undankbarkeit auf sein unschuldiges Haupt laden. Aber Geduld, ich will mich glänzend revangiren, und wenn mich der Zufall nach Hamburg führen sollte — (wäre es vielleicht möglich, in der Charwoche ein kleines Gastspiel am Thaliatheater zu entriren? ich bin überzeugt, ich bekäme noch ein paar Tage Urlaub zu) — dann sollen Sie sehen, mein bester Marr, daß ich noch der alte gute Junge bin, wie Sie mich so oft nannten. Inzwischen schicke ich Ihnen durch Überbringer dieses, Herrn Martin Perels, mein Portrait, damit auch Sie sich dann und wann Ihres kleinen Sonnenthälchens erinnern mögen. Herr Perels ist ein junger, strebsamer, mit dem heiligsten Eifer beseelter Mensch, — das Nähere werden Sie von ihm selbst erfahren.

Und nun, verehrtester Freund, sage ich Ihnen Adieu, und gelingt es mir, durch Ihre Fürsprache ein Gastspiel an Ihrer Bühne oder auch am Stadttheater zu erhalten, so wollen Sie nur so freundlich sein und mich es so bald als möglich wissen zu lassen, damit ich meine Arrangements danach treffe — und dann wollen wir die schön verlebten Tage in Königsberg in echtem Nektar wieder aufzufrischen suchen.

Also nochmals Gott befohlen, grüßen Sie herzlich Fräulein Vanini von mir und erinnern Sie sich zuweilen Ihres Sie hochverehrenden dankbaren Freundes

A. Sonnenthal.

Wien, den 17. Jänner 1860.

[1] Das „Tagebuch" verzeichnet für das Spieljahr 1859/60: „September: an 17 Abenden 17mal gespielt, Oktober: an 19 Abenden 19mal, November: an 22 Abenden 29mal, Dezember: an 21 Abenden 24mal, Januar: an 19 Abenden 22mal usw. — [2] Erst im Jahre 1864 wurde Sonnenthals berufener Nachfolger für jugendliche Liebhaber, Ernst Hartmann, engagiert.

Der Vorstand der Pester Israel. Kultusgemeinde an Sonnenthal.

An Seiner des Herrn Adolf Sonnenthal,
K. K. Hofschauspielers Wohlgeboren, derzeit
in
Pesth.

Eine gestern in unserem Bethause veröffentlichte Verkündigung bringt uns Kunde von Ihrer bevorstehenden Vermählung in Wien.[1] Dies gibt uns angenehme Veranlassung, Ew. Wohlgeboren zu dieser freudigen Wendung in Ihrem Leben unsere herzlichsten Glückwünsche darzubringen, und es auszusprechen, daß wir uns recht sehr freuen, ja stolz darauf sind, in der allgemein geachteten Person Ew. Wohlgeboren nicht nur unseren Glaubensgenossen, sondern ein Mitglied unserer Gemeinde zu verehren, der hierorts geboren und erzogen, in seiner selbsterrungenen, geachteten Stellung als k. k. Hofschauspieler sich als gefeierter Künstler sowohl, wie durch einen musterhaft soliden und ehrenwerten Charakter auszeichnet. Nicht liegt es in unserem Berufe, die rühmlichen Leistungen Ew. Wohlgeboren auf dem Gebiete der Kunst gehörig zu würdigen, wir können Ihre errungene Meisterschaft, welche sich während Ihres jetzigen Gastspiels hier besonders glänzend bewährt, mit der ganzen Welt nur bewundern, was uns aber mit besonderer Achtung für Ew. Wohlgeboren erfüllt, ist die Reinheit Ihrer Sitten, die Unbescholtenheit Ihres Charakters im privatgesellschaftlichen

Leben, Ihr Festhalten an dem väterlichen Glauben, die kindliche Pietät, mit welcher Sie Ihre Eltern und Ihre ganze Familie ehren und lieben. Der Allmächtige verleihe Ew. Wohlgeboren stets Glück und Segen auf der betretenen ehrenvollen Bahn und lasse Ihre Ehe eine glückliche und zufriedene werden.

Nehmen Ew. Wohlgeboren das mitfolgende kleine Andenken als ein Zeichen unserer besonderen Achtung und Wertschätzung, mit welcher wir die Ehre haben zu sein

Der Vorstand der Pester isr. Kultus-Gemeinde.

Pesth, am 22. Juli 1860.

[1] Sonnenthal hatte sich im Frühling des Jahres 1860 mit Pauline, der zweiten Tochter des Großkaufmannes Albert Pappenheim in Wien und seiner Gattin Maria, geb. Stukart, verlobt.

Carl v. Holtei an Sonnenthal.

Lieber Herr Sonnenthal!

Die mich ehrende Einladung, welche Ihre Ältern und die Ältern Ihrer Braut mir gönnten, kann wie sich von selbst versteht, nur durch Sie veranlaßt worden seyn, und es ist demnach ganz natürlich, daß ich Sie ersuche, beiden Theilen meinen ergebensten Dank für diese Güte auszusprechen. Aber vor allen Dingen danke ich Ihnen, daß Sie bei diesem wichtigsten Ereignisse Ihres Lebens eines alten Freundes herzlich dachten.

Es würde mir große Freude gewähren, Zeuge des Sie beglückenden Festes zu seyn, und meine aufrichtig gemeinten Glückwünsche mündlich darzubringen. Leider jedoch ist es mit meinem Reisen aus. Der alte Vagabund sitzt, von fortwährender Kränklichkeit gepeiniget, fest auf der Scholle, und mein kühnster Ausflug reicht höchstens bis in die Mitte des Schloßbergs. Eine Fahrt nach Wien wäre nun gänzlich unausführbar, hätt' ich ihr nicht mindestens vier, fünf Wochen zu widmen. Es leben mir dort viele Gönner und Freunde, die ich nothwendig heimsuchen müßte, wär' ich einmal dort. Solchen Aufwand von Zeit, darf sich der geplagte, von Verlegern abhängige, Buchmacher nicht gestatten.

Ich muß mich also begnügen, am 5. August um 1 Uhr im Geiste und mit dem Herzen bei Ihnen zu seyn, und ein frommes Gebet für Ihre Zukunft empor zu senden, an jenen großen Gott gerichtet, der im israelitischen, wie im protestantischen Bethause gleich verehrt wird.

Mit unveränderter Anhänglichkeit und Theilnahme

Ihr hochachtungsvoll ergebener

C. v. Holtei.

Graez, 22. Juli 1860.

Heinrich Marr an Sonnenthal.

Hamburg, den 30. July 1860.

Mein lieber guter Sonnenthal!

Eben von meiner Reise heimgekehrt finde ich eine mich hochehrende Einladung von Ihren lieben Eltern und künftigen Schwieger-Eltern, Ihrer Trauung als Zeuge zu assistiren.

Wie dankbar ich auch diese Ehre erkenne, leider — Sie wissen, was in diesem leider liegt. Am 1. August beginnt die Wiedereröffnung der Bühne und meine Thätigkeit wird gerade im ersten Monate mehr als später in Anspruch genommen.

Soll ich Ihnen Versicherungen geben, daß ich Ihres Glückes mich freue? Ich denke, Sie erlassen mir diese. Vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft zwangen Sie mich, Ihnen mein Herz zu öffnen; daß Sie Besitz genommen haben, ist mir lieb. Sagen Sie Ihren verehrten Eltern und Schwiegereltern meinen tiefgefühlten Dank für die mir zugedachte ehrenvolle Auszeichnung und erbitten Sie mir die Erlaubnis, mich später persönlich vorstellen zu dürfen. Ihrer lieben Braut meinen Handkuß. Möge sie dem an Erfahrung und Menschenkenntnis reichen väterlichen Freunde ihres baldigen Gatten gestatten, zum Glückwunsch ihr die Versicherung zu geben, sie habe gut gewählt. Von Ihrer sittlichen Bildung und Ihrem Verstande bin ich desselben bei Ihrer Wahl gewiß.

Mit dem Segen beyder Elternpaare vereine ich den Meinen und rufe dem jungen Paare im Augenblick feierlicher Ver-

einigung ein „Heil und Segen auf all Euren Wegen!“ zu. Leben Sie wohl, mein lieber Sohn, und behalten Sie mich lieb, damit ich einmal bei Euch, Ihr Glücklichen, anpochen darf.

Ihr väterlicher Freund

H. Marr.

Am 5. August 1860 fand die Vermählung Sonnenthals mit Pauline Pappenheim statt.

Sonnenthal an Ludwig Barnay.[1]

Lieber Barnay!

Ich bedauere sehr, Ihrem Wunsche nicht nachkommen zu können, ich habe meine sämmtlichen Theatereffekten vor langer Zeit schon verschenkt und habe nicht eine Feder mehr.

Was mich unendlich freut, ist, daß Sie sehr zufrieden sind und sich dort gefallen,[2] und das ist für den Schauspieler die Hauptsache — — ob Hoftheater oder Provinzschmiere, das ist egal. Mir ist der Provinzschauspieler, der seine Sache *ernsthaft* betreibt und *daran glaubt*, viel ehrenwerter, als der Hofschauspieler, der seine Kunst nur als Mittel zum Zweck betrachtet. Darum vorwärts, nicht rechts noch links geschaut, sondern gerade aufs Ziel los — es wird gewiß nicht fehlen.

Seien Sie nun herzlichst gegrüßt von Ihrem ganz

ergebenen

A. Sonnenthal.

Wien, den 26. November 1860.

[1] Ludwig Barnay, hervorragender Charakterschauspieler, Großherzogl. Hess. Hofrat, Geh. Intendanzrat, geb. 11. Februar 1842 zu Pest. — [2] Barnay bereiste in den Jahren 1860/1861 mehrere kleine Städte Mährens mit einer Wandertruppe.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Wien, 28. April 1862.

Also schriftlich, damit Sie nicht eingeschüchtert werden, Sie blöder Schäfer!

Sie wünschen jetzt tausend[1] und nach drei Jahren wieder tausend — das kann Excellenz wirklich nicht bewilligen. Es

geht über alle Etats hinaus. Die Regiezulage ist eben doch Zulage für ein Amt, welches längere Dienstzeit voraussetzt. Wenn Ihnen solch ein Amt oder etwas Ähnliches zukommen soll, so muß eben eine längere Dienstzeit abgewartet werden; im Vorhinein kann sich die Direktion nicht dazu verpflichten.

Um aber Ihnen den günstigsten Willen für Ihre Zufriedenstellung zu zeigen, will ich darauf antragen, daß Ihnen die tausend Gulden unverkürzt gewährt und außerdem ein Spielhonorar von acht Gulden angewiesen werde. Dies ist das Äußerste, was ich jetzt erreichbar glaube, ist also mein Ultimatum.

Sagen Sie mir mit einer Zeile, ob Sie damit einverstanden sind, und ich trage es vor, mit allen Kräften dafür wirkend.[2]

Dieser Zeile gewärtig, grüßt Sie

Ihr ergebener

Laube.

[1] Nach der im Jahre 1859 gegebenen Zusage der Obersten Theaterdirektion, Sonnenthals Bezüge nach drei Jahren zu erhöhen, war nun der Termin gekommen, dieses Versprechen einzulösen. — [2] Laube hielt sein Wort unverzüglich, und schon am 28. Mai 1862 erhielt Sonnenthal eine Zuschrift des Oberstkämmereramtes, gezeichnet Carl Graf Lanckoronsky und Hofrat Edler v. Raymond, in welchem ihm angezeigt wird, daß die k. k. Oberste Hoftheaterdirektion sich „in Anerkennung seiner unverdrossenen und ersprießlichen Dienstleistung und seines den Theatergesetzen vollkommen entsprechenden Benehmens“ sich bewogen findet, ihm vom 1. Juni an eine jährliche Remuneration von tausend Gulden zu bewilligen und sein bisheriges Spielhonorar — gleichfalls vom 1. Juni an — auf acht Gulden zu erhöhen.

Sonnenthal an Ludwig Barnay.

Meinen besten Dank, liebster Barnay, für Ihre freundlichen Zeilen[1] — nur meine ungeheure Beschäftigung ist Schuld daran, daß ich nicht früher geantwortet. — Mit Laube habe ich dieser Tage gesprochen; er frug mich, ob ich Näheres über Sie gehört — ich wußte nur das Beste über Sie zu sagen, und er wird Ihnen jedenfalls in den nächsten Tagen schreiben, wenn es nicht etwa schon geschehen ist. Ich halte Ihr Gastspiel für den Moment sehr an der Zeit, fürs Erste, weil wir Sie nothwendig brauchen, und fürs Zweite dürfte es Ihnen ein Leichtes sein, Ihren

Mitkonkurrenten aus dem Sattel zu heben.[2] — Also nur Muth und der Erfolg ist Ihnen gewiß! — Allerdings dürften Sie für den Anfang nicht auf ein decidirt erstes Fach bestehen — aber Sie kennen ja die hiesigen Verhältnisse, wo jeder sich dem Ganzen künstlerisch unterordnen muß, und wo ein Löwe und La Roche, dem Ensemble zuliebe, auch zweite und dritte Rollen spielt, und haben Sie nur erst Fuß gefaßt, so macht sich die Stellung von selbst. Also seien Sie auch darin klug.

Ihr aufrichtig ergebener
A. Sonnenthal.

Wien, den 9. Jänner 1864.

[1] Von 1864 bis 1867 war Barnay an der Bühne zu Mainz tätig. — [2] Gustav Otto Scherenberg, Darsteller des Helden- und Liebhaberfachs, später auch Bühnenleiter, geb. 12. Mai 1832 in Swinemünde, absolvierte im Anfang des Jahres 1864 ein Gastspiel am Hofburgtheater, das jedoch zu keinem Engagement führte. Scherenberg starb zu Berlin am 9. Mai 1906.

Heinrich Marr an Sonnenthal.

Hamburg, den 12. Jänner 1864.

Mein lieber theurer Freund!

Wem könnte ich mit größerem Vertrauen einen jungen neuen Kollegen bestens empfehlen, als Ihnen, mein lieber guter Sonnenthal? Ich glaube nicht anmaßend gewesen zu seyn, als ich Herrn Hartmann[1] eine freundliche Aufnahme bey Ihnen zusicherte, und kann bey Ihnen die Bürgschaft übernehmen, Sie werden sich der näheren Bekanntschaft des angehenden jungen Künstlers freuen. Dr. Laube und Förster werden sich für ihn interessiren, seyen Sie der Dritte im Bunde. Sie stehen jetzt auf dem Höhepunkt des künstlerischen Zieles, reichen Sie von da dem jungen Mann freundlich die Hand, ermuthigen Sie ihn, daß er in voller Begeisterung bleibend Ihnen nachstrebe. Auf Sie und Fichtner habe ich ihn als Muster des Natürlichen und ästhetischen angewiesen, helfen Sie, damit er



Pauline Sonnenthal (1860).
Nach einem Aquarell von Wünsch.



die ihm noch anklebenden Unarten kleiner Bühnen nach und nach ablege und in Eure Fußstapfen trete.

Daß Hartmann ein feingebildeter und höchst sittlicher junger Mann ist, versteht sich von selbst, sonst wäre er nicht an Sie empfohlen; ich empfehle überhaupt höchst selten und nur da, wo ich es nach allen Richtungen hin mit gutem Gewissen kann.

Cardinal! Ich habe
Das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!

For ever Ihr aufrichtig ergebener Freund
H. Marr.

Lassen Sie für eine passende Wohnung Sorge tragen. Der verdammte Junge ist so schüchtern, wie eine langweilige Jungfer. Rennen Sie ihm zuweilen in die Rippen, daß er dreist werde.

[1] Ernst Hartmann, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. den 8. Januar 1844 zu Hamburg, war — gleichfalls durch Heinrich Marr empfohlen — von Laube sofort auf diese Empfehlung hin engagiert worden, ehe er ihn überhaupt noch gesehen hatte. „Ich kaufe die Katze im Sack," schrieb er lakonisch, wie es seine Art war, an Marr. Hartmann trat denn sein Engagement am Hofburgtheater am 16. Januar 1864 an und wurde bald — zuerst als jugendlicher Liebhaber und Bonvivant, später in das ernste und heitere Charakterfach übergehend — eines der hervorragendsten Mitglieder des Burgtheaters, dem er bis zu seinem Tode — 10. Oktober 1911 — als eine Stütze und Säule angehörte. Im Jahre 1868 hatte sich Hartmann mit seiner Kollegin Helene Schneeberger vermählt.

Sonnenthal an Ludwig Barnay.

In aller Eile, liebster Barnay, zeige ich Ihnen den Empfang Ihrer Zeilen an und wiederhole Ihnen, daß es mich außerordentlich freut, daß Ihr Gastspiel zu Stande gekommen; daß Sie reussiren werden, unterliegt keinem Zweifel. In der Wahl der Debut-Rollen seien Sie vorsichtig — Scherenberg hat sich mit der „Valentine"[1] das ganze Engagement, das schon abgeschlossen war, verdorben. — Seien Sie versichert, daß ich als Freund zu Ihnen spreche, und was an mir liegt, Sie bei

Ihrem Gastspiel zu unterstützen, soll gewiß nicht fehlen. Also Muth und Vorsicht![2]

In der Erwartung, Sie bald zu sehen, grüßt Sie freundschaftlichst Ihr ergebener

A. Sonnenthal.

Wien, den 26. Januar 1864.

[1] „Die Valentine", Schauspiel in fünf Akten von Gustav Freytag. — — [2] Barnay gastierte vom 12. bis 18. Februar 1864 dreimal am Hofburgtheater — als Ludovici in Mosenthals „Die Deutschen Komödianten", als Karl Moor und als Lord Rochester in „Die Waise von Lowood". — Dieses Gastspiel, über das Barnay in seinen „Erinnerungen" ausführlich berichtet, führte zu keinem Engagement, weil Laube, wie er sagte, einen jugendlichen Heldenliebhaber suchte (im folgenden Jahre wurde Kraftel für dieses Fach engagiert), während er in Barnay sofort den ausgesprochenen Charakterdarsteller zu erkennen glaubte.

Bogumil Dawison an Sonnenthal.

Dezember 1864.

Mein lieber Sonnenthal!

Ich kann nicht von hier scheiden, ohne auch von Ihnen Abschied zu nehmen. Tausend Dank für Ihren lieben Brief! — Mein Erfolg hier riesig, unerhört. Auf mein Theil 20,100 Gulden, auf Strampfer 29,450 Gulden. Außerdem für Gutzkow netto 2077 Gulden. Seien Sie geküßt von Ihrem alten

B. Dawison.[1]

[1] Dawison absolvierte zu Ende des Jahres 1864 ein längeres Gastspiel am Strampfer-Theater zu Wien. Das „Tagebuch" berichtet unter dem Datum des 15. Dezember 1864: „Der letzte Brief: Prosper v. Block. In Gegenwart Dawisons."

Rudolf v. Gottschall[1] an Sonnenthal.

Leipzig, den 26. Februar 1865.

Geehrter Herr!

Verbindlichsten Dank für die mir von allen Seiten gerühmte glänzende Darstellung des Derham in meiner „Catharina Howard".[2] Die Kritik hat das Stück in Wien totzuschlagen

versucht; ich weiß nicht, inwieweit es ihr gelungen, nur so viel weiß ich, daß dies außerhalb Wiens wenig auf sich hat.

Die Zeitungen meldeten mir von günstigen Äußerungen der Herren Hofschauspieler über die „Howard". Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß das Stück auch Ihren Beifall hat und erlaube mir die Bitte, daß Sie Ihre günstige Meinung von demselben dadurch bethätigen, daß Sie den Arthur Derham gelegentlich auf Ihren Gastreisen, namentlich bei einem etwaigen Gesammtgastspiel freundlichst zur Aufführung bringen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr ganz ergebenster

Hofrath Dr. Rudolf Gottschall.

[1] Rudolf v. Gottschall, dramatischer Dichter, Schriftsteller und Kritiker, geb. 30. September 1823 zu Breslau, gest. 21. März 1909 zu Leipzig. — [2] „Catharina Howard", Trauerspiel in fünf Akten von Gottschall, wurde am 15. Februar 1865 zum erstenmal am Burgtheater gegeben, erlebte aber nur drei Vorstellungen. In seiner „Geschichte des Burgtheaters" (II, XXXIV) sagt Laube: „Gottschall hat früher in Stücken wie ‚Die Rose vom Kaukasus' den lyrischen Ergüssen zu viel Spielraum gewährt, ist aber neuerdings in Stoff und Behandlung überraschend geschickt den Bedürfnissen der Szene nahegerückt. Selbst in seiner ‚Catharina Howard', welche durch Ungleichartigkeit ihrer Teile und vielleicht auch durch machtlose Darstellung des achten Heinrich keine Dauer bei uns fand, zeigte sich ein Trachten nach wirklichem Lebenspulse."

Sonnenthal an Karl Fichtner.[1]

Hochverehrter Freund und College!

Sie wissen wohl, daß wir nur auf Ihr entschiedenes und determinirtes Einschreiten den Plan eines collektiven und collegialen Ehrengeschenkes für Sie, bei Gelegenheit Ihres Scheidens aus unserem Kreise, aufgaben — aber das wissen Sie nicht, daß Sie uns durch diese, nur aus Ihrer edlen künstlerischen Bescheidenheit entsprungenen Weigerung, wohl sehr wehe thaten, denn wir wollten Sie nicht als Künstler ehren — das vermochten wir nicht — wir wollten Ihnen nur den Beweis geben, daß wir Sie — lieben!

Nun aber, hochverehrter Freund, können und dürfen Sie es mir nicht verwehren, daß ich, der ich Sie vom Beginne meines Eintritts in den Künstlerkreis, dessen schönste Zierde Sie waren, bis zur letzten Stunde, nicht wie einen Collegen, sondern wie einen zweiten Vater liebte — Sie, der mir in Allem und Jedem, sowohl als Künstler, wie als Mensch ein Muster und Vorbild war, das nur halbwegs zu erreichen die Aufgabe meines Lebens sein soll — daß ich, der gerade ich Ihnen am meisten verdanke, von Ihnen scheiden soll, ohne Ihnen auch nur das geringste Zeichen meiner aufrichtigen Verehrung zu übergeben.

Nein, verehrtester Freund, das können Sie nicht verlangen — und so erlauben Sie mir, Ihnen nachträglich beifolgendes kleines Andenken als einen nur geringen Beweis meiner Hochachtung und Verehrung für Sie zu übersenden, mit dem Wunsche, daß Sie aus diesen Tassen mindestens noch fünfzig Jahre heiter und froh in dem Kreise der Ihrigen Ihren Nachmittagskaffee schlürfen mögen. Daß ich mich mit meiner ganzen Familie auf den Kannen verewigt, mag Ihnen ein Beweis sein, daß Sie mir auch als Familienvater ein Muster und Vorbild sind!

Nun, Gott erhalte Sie mit Ihrer guten lieben Frau noch recht, recht lange, und wenn Sie sich manchmal in traulichen Stunden Ihrer Collegen am Michaeler-Platz erinnern, so bitte ich Sie vergessen Sie auch nicht Ihren

A. Sonnenthal.

Wien, am 11. März 1865.

[1] Karl Fichtner, geb. am 7. Juni 1805 in Coburg, wurde im Jahre 1824 von Schreyvogel dem Burgtheater gewonnen, dem er als eine seiner schönsten Zierden bis zum Jahre 1865 angehörte. Er verabschiedete sich am 31. Januar 1865 in dem Stücke „Das letzte Mittel“, Lustspiel in vier Akten von Madame Weißenthurn, vom Wiener Publikum, und zog sich ins Privatleben zurück. Sonnenthal sendete ihm in Begleitung vorliegenden Briefes ein Porzellankaffeeservice für sechs Personen. Auf der einen Kanne war er selbst, auf der anderen seine Gattin, jedes mit einem Kind auf dem Schoße, abgebildet. Das „Tagebuch“ berichtet am 31. Januar 1865: „‚Sonnstätt‘ in ‚Das letzte Mittel‘. Letztes Auftreten Fichtners. Er erhielt von Seiner Majestät den Franz-Josefs-Orden.

Die Einnahme für die Armen betrug 4018 Gulden. Meine Angst an diesem Abend war unbeschreiblich. Fichtners Abschied that mir in der Seele weh — ich habe ihn als Mensch, wie als Künstler, verehrt." — Fichtner starb am 26. August 1873 zu Wien.

Albert Emil Brachvogel[1] an Sonnenthal.

Verehrter Herr und Freund!

Nunmehr die Frage, ob „dauernder Erfolg oder nicht" zu Gunsten meiner „Montpensier"[2] entschieden worden, halte ich es für meine erste Pflicht, Ihnen warm und herzlich für Ihre allbelobte schöne Darstellung des „Tarascon" zu danken. Schade, daß es mir nicht vergönnt gewesen, Sie in der Rolle zu sehen. Die Aufgabe ist gewiß die schwierigste, welche einem Liebhaber gestellt werden kann, und da auf der Glaublichkeit dieser extremen Figur die ganze Fabel des Stückes ruht, so wissen Sie also hinreichend, wie wohlbegründet und wahr mein Dank ist. Hoffentlich soll es nicht mein letzter sein, ich will mir wenigstens Mühe geben, Ihnen noch oft die Veranlassung zu schaffen, Ihre künstlerische Bedeutsamkeit an meinen Arbeiten zu beweisen. Sieht man Sie dieses Jahr nicht hier auf Gastspiel? Jedenfalls werden Sie aber wohl so liebenswürdig sein, mir Ihr Abbild als „Tarascon" photographirt zu senden, damit, wenn ich eine neue Rolle schreibe, ich mir doch meinen Verkörperer auch gleich ansehen kann.

Besten Gruß und Dank nochmals.

Ihr freundschaftlich ergebener

A. E. Brachvogel.

Berlin, den 22. März 1865.

[1] Albert Emil Brachvogel, dramatischer Dichter und Romanschriftsteller, Verfasser des „Narciß", geb. 29. April 1824 zu Breslau, gest. 27. November 1878 zu Berlin. — [2] „Prinzessin Montpensier", Schauspiel in fünf Akten von Brachvogel, gelangte am 10. März 1865 zur ersten Aufführung am Burgtheater. Sonnenthal spielte darin den Hannibal de Tarascon, die Wolter die Titelrolle. An demselben Abend erntete der junge Ernst Hartmann, der als Ludwig XIV. für den plötzlich erkrankten Lewinsky über Nacht eingesprungen war, seinen ersten großen Erfolg bei Publikum und Presse.

Carl v. Holtei an Sonnenthal.

Juli 1865.

Lieber Sonnenthal!

Es liegt mir schwer auf der Seele, daß Sie im „Lorbeerbaum" spielen wollen. Dieses Stück, welches vor 31 Jahren in Wien wie in Berlin von den damaligen strengsten Kritikern mit Nachsicht aufgenommen wurde, hat später als Stichblatt für die böswilligsten Verdammungsurtheile herhalten müssen und ist gleichsam ein Gegenstand, woran die sogenannten Recensenten ihre Federn üben.

In meinen Jahren ist mirs nachgerade ziemlich gleichgiltig, was die Herren über mich und meine anspruchslosen Versuche schreiben; ich bekümmere mich wenig um die Weisheit der Journale, die mich doch nicht belehrt, wie ichs besser machen könnte. Aber was hierorts geschrieben wird, verletzt mich deshalb, weil es die Meinigen betrübt, die zu wenig mit den Zuständen der Tageslitteratur vertraut sind, um sie gebührend zu würdigen. Deshalb fürchte ich die Aufführung jenes Schauspiels; und Sie würden mir einen Beweis Ihres Wohlwollens geben, wenn Sie ein anderes Stück dafür wählten. Verlieren werden weder Sie noch Kreibig bei jedem beliebigen Tausche. Leerer wird das Haus bei keinem anderen Drama. Und an der Gesammtvorstellung dürfte auch nicht viel verloren sein!

Ich schreibe diese Zeilen für den Fall, Ihnen meine Bitte nicht mündlich vortragen zu können, und bin im Voraus dankbar für deren Erfüllung.[1]

Ihr

Holtei.

[1] Sonnenthal gastierte im Jahre 1865 in Graz, und zwar vom 2. bis 12. Juli am Thaliatheater (Direktion Czernitz) und vom 15. bis 27. Juli am Landschaftlichen Theater (Direktion Kreibig). Auf letzteres Gastspiel bezieht sich wohl vorliegender Brief, der kein Datum trägt. Holtei schrieb offenbar aus bitteren Erfahrungen heraus, Tatsache aber ist es, daß Sonnenthal noch viele Jahre später mit dem verbotenen Stücke volle Häuser machte. Diesmal respektierte er Holteis Wunsch und ließ „Lorbeerbaum und Bettelstab" aus seinem Repertoire ausfallen. Sein diesbezüglicher Brief existiert leider nicht, nur Holteis Antwort vom folgenden

Tage: „Herzlichen Dank, lieber Freund! Heute Nachmittag von 4 Uhr an finden Sie mich gewiß, und ich werde Sorge tragen, daß wir ungestört plaudern können. Ihr Holtei." — An dieser Stelle mag ein Brief Holteis an Laube interessiren, der denselben Gegenstand behandelt, und dessen Mitteilung die Herausgeberin Herrn Max Kalbeck verdankt, in dessen Besitze sich das Schreiben befindet. Es lautet: „Graez, Pfingstmontag 1857. ... ‚Lorbeerbaum' ist (wie ich es nach sechsjähriger Praxis auf der Bühne zusammengestrichen und ‚pour tout le monde' eingerichtet hatte) bei Conrad Glaser in Schleusingen einzeln gedruckt (1839—40) erschienen. Besagter Glaser soll zwar, wie ich hörte, umgeworfen haben und zu Grunde gegangen sein, doch würde in Leipzig der Kommissionär sich leicht finden lassen, der sein Inventar verwaltet, und unter alter Makulatur dürften noch genug Lorbeerbäume und Bettelstäbe liegen, um Ihren Ofen zu heizen. Was ich in jener für die Darstellbarkeit eingerichteten Bearbeitung besonders vor Augen hatte, war die Unfähigkeit der meisten Schauspieler, Couplets vorzutragen. Ich nahm also sämmtlichen Singsang heraus, und ersetzte ihn durch zu sprechende Worte — mußte aber leider das Trinklied bestehen lassen, welches nun einmal zum Denouement unentbehrlich ist. Wollten Sie mich seinerzeit wissen lassen, wem Sie die Rolle des Heinrich zudenken, so würde ich (wenn es z. B. Josef Wagner wäre?) einige lyrische Passagen — natürlich nur parlando, ohne Orchester — gern wieder herstellen. Auch Sonnenthal singt ein bissel, und ich habe mit diesem, wenn ich mich nicht sehr täusche, besagte Stellen schon mündlich verhandelt. Besonders im ersten Akte ist das ‚Ergraute Mütterchen' immer von großer Wirkung gewesen, ebenso im vierten Akt das Lied vom Winter und Frühling, welches der Wahnsinnige murmelnd singt. Ich habe die Melodien. In den Jahren 1834/35, wo ich in Wien gaukelte, sangen es alle Herren Schusterjungen ..." „Lorbeerbaum und Bettelstab" wurde am Burgtheater niemals aufgeführt.

Sonnenthal an Heinrich Marr.

Mein hochverehrter Freund!

Ihre Zeilen waren zu liebevoll und herzlich, als daß ich sie nicht, trotz Schmerzen und unbequemer Lage, von meinem Krankenlager aus persönlich beantworten sollte.[1] Das Unglück ist in der That geschehen, und zwar durch einen Sprung vom Kutschbock — — — — und es ist noch Gott zu danken, daß es der leichteste und ungefährlichste Bruch ist, nämlich das Wadenbein (Fibula), und daß nach der Versicherung der Ärzte auch nicht die geringste Spur zurückbleiben wird. Aber Geduld erfordert es und Zeit, und dies Letztere ist für mich, der ich

an Thätigkeit gewöhnt bin, wohl das Entsetzlichste. Sie können sich wohl auch die Verzweiflung Laubes denken — jetzt mitten in der Saison! Was ist aber zu machen! — soffre e tace —

Nun, mein väterlicher Freund, seien Sie mir tausendmal gegrüßt und herzlichst bedankt für Ihre liebevolle Theilnahme.

Verzeihen Sie die confuse Schrift, aber im Bette gehts nicht anders.

Ihr dankbar ergebener

A. Sonnenthal.

Wien, den 5. Dezember 1865.

[1] Unter dem Datum des 23. November 1865 berichtet das „Tagebuch": „Graf Born in ‚Kunst und Natur', Lustspiel in fünf Akten von Albini." Und dazu die Notiz: „Beim Nachhausegehen aus dem Theater nahm ich auf dem Peter einen Comfortabel, ließ meine Frau und Schwester Emma einsteigen und setzte mich auf den Bock. Beim Hausthor angelangt sprang ich herab, rutschte auf dem glatten Boden aus, und erlitt einen doppelten Bruch am Knöchel und am Wadenbein. Am 11. April 1866 konnte ich erst wieder die Bühne betreten."

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Wien, den 12. Januar 1866.

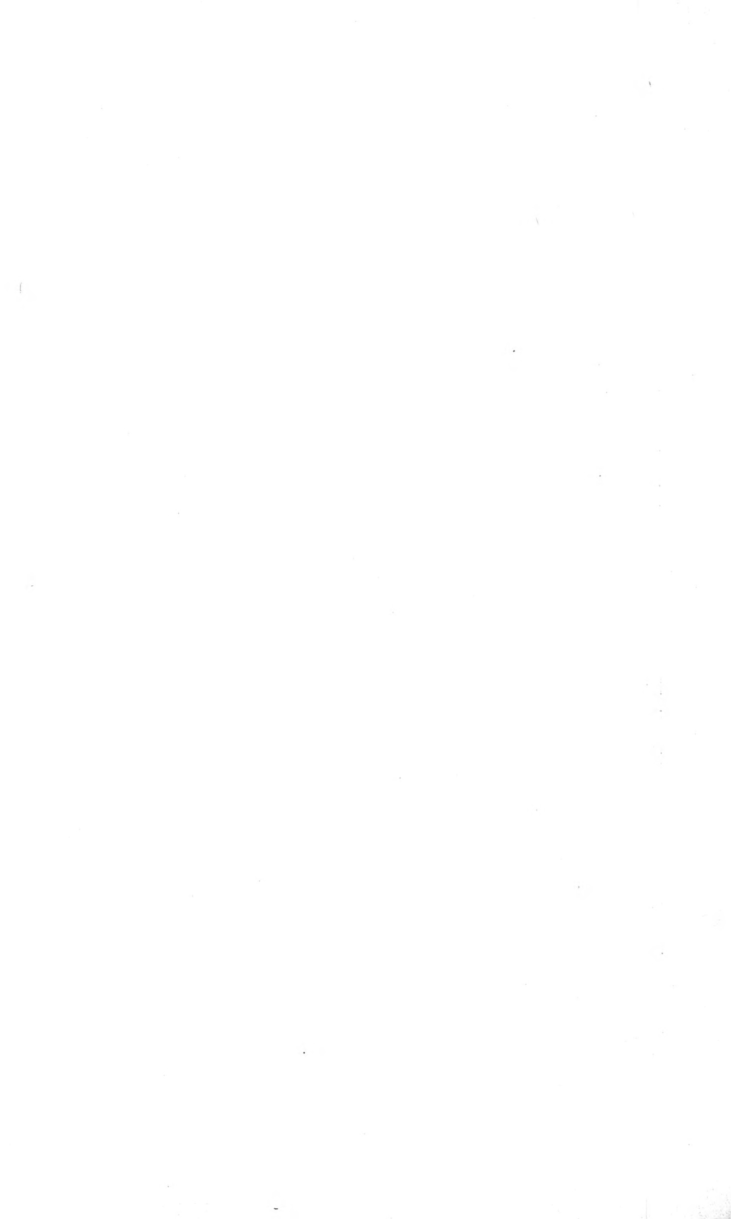
Vorgestern als ich Sie besuchte, lieber Freund, wollte ich Ihnen Auskunft geben, warum Ihr „Zulage-Brief"[1] so lange unbeantwortet bleibt. Es war nicht möglich, weil Gesellschaft bei Ihnen war, und nun muß ich doch schreiben — was ich so gern vermieden hätte.

Vermieden, weil ich Sie als aufrichtiger Freund mündlich bitten wollte, jenen Brief einfach zurückzunehmen. Er hat uns sehr weh gethan, dem Herrn Hofrath[2] und mir. Sein Inhalt ist ja doch in Wahrheit folgender:

„Ich richte jetzt durch meinen Unfall[3] inmitten der Saison großen Schaden an. Dafür gebührt mir Entschädigung. Nicht blos Gage, Remuneration und Garderobegeld, nein, auch Zulage und vor allen Dingen, da ich nicht spielen kann, gebührt mir Spielhonorar. Es zeigt sich hierbei, daß eine Form der Besoldung nichts taugt, welche nur für wirklich geleistete Dienste ausgezahlt wird —"



Adolf Sonnenthal (1866).



Das ist reine Parodie; es ist der wirkliche Inhalt Ihres Briefes. Ihres Briefes, Adolf Sonnenthals, der uns als Künstler und als humaner, billiger Mann werth und lieb ist!

Der Brief ist eben in der Luft eines peinlichen Krankenzimmers concipirt, im wahrscheinlichen Gedränge finanzieller Bedürfnisse — das gesunde Naturel Adolf Sonnenthals kann nichts davon wissen, und wenn letzterer wieder an die freie Luft kommt, wird er mir sagen: geben Sie her, ich will ihn zerreißen!

Freilich, wenn Sie mir am Ende auch in freierer Stimmung dies Alles zugeben, so werden Sie doch schließlich beifügen: Abgemacht! Beseitigen wir diese Form! Aber mein Bedürfnis bleibt, ich laborire am Defizit — —

Nun, dies traurige Thema mag theilnehmender Erwägung auch von unserer Seite bedürfen, und der Herr Hofrath und ich werden redlich mit Ihnen erwägen, ob und was zu thun sei. Aber diese Ihre Forderungen unserem Herrn Chef[4] vorlegen, hieße Ihnen schaden. Bestünden Sie darauf, so müßten Sie sich formell direct an die oberste Direction wenden. Weder der Herr Hofrath noch ich können Ihnen dazu rathen; wenigstens gewiß nicht in jenem logischen Zusammenhange von Forderungen, welchen Sie in Ihrem Briefe an mich entwickeln.

Sobald ich wieder einmal eine Abendstunde frei habe, will ich zu Ihnen kommen, damit Sie — wenn wir allein sein können — mündlich mit mir Ihr Herz und Ihren — leider leeren — Beutel ausschütten.

Bis dahin kühle Fassung und nüchternes Erwägen![5]

Ihr ergebener

Laube.

[1] Dieser Brief, wie alle anderen an Laube gerichteten, ist leider nicht vorhanden. — [2] Hofrat Josef Edler v. Raymond, Kanzleidirektor und Hofsekretär im Oberstkämmereramte. — [3] Sonnenthals Beinbruch. — [4] Vincenz Fürst Auersperg, Oberstkämmerer, geb. 16. Juli 1812, gest. 7. Juli 1867, von 16. Mai 1863 bis zu seinem Tode Oberster Theaterdirektor. — [5] Diesem Briefe folgte am 15. März 1866 eine Zuschrift des Oberstkämmereramtes, in welcher die Oberste Hoftheater-Direktion

Sonnenthal die Zusicherung gibt, vom Tage seines Wiederauftretens sein Spielhonorar auf zehn Gulden und sein Garderobegeld um dreihundert Gulden zu erhöhen. Desgleichen wurde ihm „als Beitrag zur Bestreitung der Kurkosten" der Betrag von 500 Gulden bei der Hofburgtheaterkasse angewiesen. Am 1. April 1867 wurde sodann zwischen Laube und Sonnenthal ein neuer Kontrakt — der dritte — diesmal auf die Dauer von zehn Jahren abgeschlossen, in welchem Sonnenthal, außer den Bedingungen seines früheren Kontraktes, eine jährliche Extra-Remuneration von 2000 Gulden und alljährlich um die Osterzeit ein vierzehntägiger Urlaub zugesichert wurde.

Sonnenthal an Karl Rettich.[1]

Mein hochverehrter Freund und Kollege!

Wenn schon Tausende und Abertausende von der Todesnachricht der Theueren, Unvergeßlichen erschüttert wurden, so mußte es mich umso tiefer ergreifen, als der gütige Gott es wollte, daß ich gerade in derselben Stunde, als die Theuere sanft hinüberschied, nach kurzem Schmerzenslager meinen Angehörigen, meinen Freunden, meiner Kunst zurückgegeben wurde.[2] Dieser Zufall erfüllte mich in Bezug auf die theuere Dahingeschiedene mit unnennbarem bitterem Weh, und es drängte mich, den Lorbeer, der mir in dieser Stunde von dem Publikum, bei dem die theuere Todte unvergeßlich bleiben wird, als Zeichen der Freude gereicht wurde, der theuren unschätzbaren unvergeßlichen Kollegin als Zeichen des Schmerzes und der Trauer auf den Sarg zu legen; ich bin gewiß, daß ich damit, dem Drange meines Herzens folgend, nur im Namen unseres Publikums gehandelt, und darum erlaubte ich mir auch, dem Kranze diese Widmung beizufügen.

Und nun, mein hochverehrter Freund, da es mir morgen im Trauerhause leider nicht vergönnt sein wird, Ihnen persönlich die Hand zu drücken, so thue ich dies hiermit im Geiste. — Ihnen Trostesworte zuzusprechen — wer vermöchte dies?! Gott der Allmächtige schütze und tröste Sie und die Ihrigen! Amen!

Ihr aufrichtig mitfühlender Freund und Kollege

A. Sonnenthal.

Wien, den 13. April 1866.

[1] Karl Rettich, geb. 3. Februar 1805 zu Wien, gest. 17. Juni 1878 daselbst, Gatte der berühmten Tragödin Julie Rettich, geb. 17. April 1809 zu Hamburg. Das Ehepaar Rettich trat 1835 dauernd in den Verband des Hofburgtheaters, dem es zeitweilig schon früher angehört hatte. — [2] Julie Rettich starb am 11. April 1866 zu Wien. An demselben Abend betrat Sonnenthal zum erstenmal nach seinem Unfalle (als Attaché) wieder die Bühne.

Sonnenthal an seinen Bruder Sigmund.

Wien, den 11. Mai 1867.

Ein Blick auf den Theaterzettel, liebster Sigmund, wird mich entschuldigen, daß ich Dir erst heute seit meiner Rückkehr aus München über mein dortiges Gastspiel berichte.[1] Die Zeitungen sind indes meinem Berichte zuvorgekommen und es bleibt mir nichts übrig, als zu ergänzen.

Nun, dies Gastspiel war, um es mit einem Worte zu resumiren, das Brillanteste, das ich je gemacht — — es hat faktisch noch kein deutscher Schauspieler dort so allgemeinen und ungetheilten Beifall gefunden, als ich. Der Intendant,[2] ein gemüthlicher Bayer, faßte auch sein Urtheil in die wenigen Worte: „Jo, sehen Se, des hoben mer noch nit hier gehobt." — — Komisch war das Publikum am ersten Abend im „Waldemar".[3] Von allen Seiten sagte man mir schon, das Stück wäre vor Jahren durchgefallen und es entspräche ganz und gar der hiesigen Geschmacksrichtung nicht, und dergleichen mehr — Was war zu machen? — ich konnte und wollte keine andere Antrittsrolle mehr wählen — es blieb bei Waldemar. Die Vorstellung beginnt. — Todesstille in dem riesigen vollen Haus. — Die ersten Scenen spielen sich ruhig ab. — Gertrud kommt, und die Geschichte mit dem Kinde beginnt; man sieht einige alte Jungfern erblassen und einige junge erröthen — aber die Aufmerksamkeit steigt, das Publikum hört athemlos zu — während des ganzen Aktes nicht ein Laut zu hören — aber kaum hatte ich die letzten Worte ausgesprochen, als es orkanartig durchs Haus geht — ich werde zweimal hervorgejubelt — und nun hatte ich leichtes Spiel. Den andern Tag war München auf den Kopf gestellt, — man sprach von

nichts, als von Waldemar, — und so gings nun fort in „Fiesco", „Donna Diana", „Attaché", „Bekenntnisse", „Mit der Feder", und „Carlos". — Der König[4] sah mich nur als „Fiesco" und „Carlos" — er geht nicht ins Lustspiel, und wenn Gott vom Himmel herab käme. Nach dem zweiten Akte des Carlos ließ er mir, sowie im Fiesco, durch den Intendanten sagen, daß er ganz entzückt wäre, und am Schlusse der Vorstellung überreichte mir der Intendant im Namen des Königs eine prachtvolle Brillantnadel in Form eines dreiblättrigen Kleeblatts, und der König ließ mir sagen, ich möchte sie zum Andenken tragen. — So endete das Gastspiel ebenso ehrenvoll, wie es anfing. — Aber beinahe wäre es schief gegangen; ich hätte nämlich schon am 3ten zum letztenmale den Carlos spielen sollen, und wurde plötzlich so unwohl, daß ich Tags vorher aus der Probe fort und zu Bett gebracht werden mußte, woselbst ich zwei Tage in der Gefahr schwebte, ein ganz ordentliches Nervenfieber zu bekommen. Die Aufregung mit dem Kinde,[5] das Gastspiel, die vielen Proben — das Alles hat meine Nerven dermaßen alterirt, daß ich zusammenbrach. — Aber die gute Natur siegte, und ich riß mich heraus.

Nun war aber inzwischen meine Urlaubszeit zu Ende und ich wollte ohne letzte Vorstellung fort; aber kaum hatte das der König gehört, als er mir sagen ließ, ich dürfe keinesfalls früher fort, als bis ich den Carlos gespielt, ich solle mich nur ruhig erholen und nach Wien telegraphiren. Das that ich denn auch und erhielt auch noch die paar Tage dazu. Am Dienstag — am Tage der Vorstellung des „Carlos" — hatte ich auch Audienz, die eben auch wegen meiner Krankheit so weit hinausgeschoben werden mußte, und es ist interessant, die Briefe des Adjutanten zu lesen, die er mir wegen des Hinausschiebens schrieb, worin er u. A. sagt, Seine Majestät könne mich unmöglich am gewöhnlichen Audienztage empfangen, weil er sich länger und eingehender mit mir unterhalten wolle &c. — Wie liebenswürdig er in der Audienz war, daß er mich beinahe eine halbe Stunde nicht fortließ, sich über Alles eingehend erkundigte, meinen Krankheitsfall herzlichst bedauerte, sowie meinen Unglücksfall wegen des Kindes, wie er mich einlud

recht bald wieder zu kommen und wie er versicherte, daß er sich herzlich freue, mich kennen gelernt zu haben 2c. 2c. — das läßt sich nicht beschreiben. —

Nun, liebster Sigmund, habe ich Dir noch herzlich zu danken, daß Du mir das Opfer brachtest und zu der traurigen Affaire heraufkamst[6] — nun die Aufregung vorüber ist, fühle ich den Verlust nur noch schmerzlicher — — natürlich lasse ich vor Pauline nichts merken.

Überdies sorgt auch Laube dafür, daß ich nicht zur Besinnung komme; ich kam Donnerstag um 10 Uhr hier an und spiele kontinuirlich bis morgen jeden Tag. Den ersten Abend wurde ich recht herzlich empfangen, und so gehts nun fort und fort, bis — — — bis es eben nicht mehr geht.

Grüße und küsse mir tausendmal den lieben, guten Vater[7] und die Geschwister Emma und Pepi[8] und sei Du selbst herzlichst gegrüßt von Deinem

Dich innig liebenden

Adolf.

[1] Sonnenthal hatte vom 23. April bis 7. Mai 1867 ein Gastspiel am Hoftheater zu München absolviert. Am 7. Mai hatte er sich dort als „Carlos" verabschiedet und war am 9., 10. und 11. Mai wieder am Burgtheater tätig. — [2] Graf Schmidt, bis 21. November 1867 Intendant des Kgl. Hoftheaters zu München. — [3] „Graf Waldemar", Schauspiel in fünf Akten von Gustav Freytag. — [4] König Ludwig II. von Bayern, 1845—1886, der Freund und Förderer Richard Wagners. — [5] Sonnenthal hatte vor wenigen Wochen sein jüngstes Kind Edmund, geb. 3. August 1865, durch den Tod verloren. Die Nachricht von der Geburt dieses Kindes hatte er während eines Gastspiels in Brünn nach der Vorstellung des „Kean" erhalten und den Knaben darum Edmund genannt. Das engelsschöne Kind erlag einem schweren Gehirnleiden. — [6] Sigmund Sonnenthal stand, wie immer, auch anläßlich dieses traurigen Ereignisses dem Bruder, den er vergötterte, treu zur Seite, ahnungslos, daß es der letzte Liebesdienst war, den er ihm erweisen sollte. Vorliegender Brief — leider der einzige an Sigmund, der sich erhalten hat — wurde am 11. Mai 1867 geschrieben. Am 18. Mai erhielt Sonnenthal die telegraphische Nachricht von der schweren Erkrankung seines Bruders, mußte dennoch noch diesen Abend auftreten, und erfuhr erst nach dem Theater, daß Sigmund um $^1/_2$6 Uhr nachmittags verschieden sei. Eine ganz plötzlich eingetretene Blutvergiftung hatte den kräftigen Mann in wenigen Stunden dahingerafft. Sonnenthal verlor an diesem vortrefflichen Menschen nicht nur den liebenden Bruder,

sondern seinen treuesten und selbstlosesten Freund und Berater, seine Kinder den liebevollsten, zärtlichsten Verwandten. Am 1. Juni desselben Jahres wurde Sonnenthal ein dritter Sohn geboren, den er im Andenken an den geliebten Bruder Sigmund nannte. — [7] Sonnenthals Mutter war im Jahre 1864 gestorben. Darüber berichtet das „Tagebuch": „21. Juni, 7 Uhr Morgens, starb meine gute Mutter im 58. Jahre. Ich reiste nach Pest und kehrte am 25. Morgens zurück. — — 26. Juni: ‚Eine vornehme Ehe'. Ich wurde empfangen — — — nie hat mich ein Applaus schmerzlicher berührt — ich konnte kaum sprechen." — [8] Von den Geschwistern waren nur noch die beiden jüngsten Schwestern zu Hause. Die älteste, Laura, ein blühend schönes Mädchen, hatte schon vor mehreren Jahren geheiratet, ebenso der dritte der Brüder, Friedrich Sonnenthal, der als Vertreter der „Northern Assurance Company" und der „Guardian Assurance Company", London, in Wien in angesehener Stellung lebte. Der jüngste der Brüder, Samuel, lebte gleichfalls in Wien und war Inhaber eines Photographiengeschäfts auf dem Michaelerplatze, das von den Hofschauspielern gern aufgesucht wurde.

Rudolf v. Gottschall an Sonnenthal.

Leipzig, den 12. Juli 1867.

Geehrter Herr!

Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die glänzende Durchführung meines Fox, die von so durchschlagendem Erfolg gekrönt war. Gleichzeitig bitte ich Sie, bei Ihren anderweitigen Gastspielen sich freundlichst des jovialen englischen Staatsmanns erinnern zu wollen. [1]

Mit freundlichem Gruß

Ihr ganz ergebenster

Rudolf Gottschall.

[1] In seiner „Geschichte des Burgtheaters" (II, XXXIV) sagt Laube: „Pitt und Fox" waren schon jahrelang vorhanden, ehe sie im Burgtheater aufgeführt wurden, und die Verzögerung lag an mir. Dies Gebaren mit wichtigen historischen Staatsmännern erschien mir zu leichtsinnig für unsere Bühne; ich meinte, unser Publikum würde es nicht annehmen. Erst als Sonnenthal so weit entwickelt war, daß ich ihm den Fox geben konnte, entschloß ich mich zur Szenierung, weil ich in seinem gehaltvollen Wesen eine erhöhende Unterlage fand für die ausgelassene Figur des berühmten Ministers. Der Verfasser gestattete einige weitere Milderungen, und so machte das Stück gutes Glück." — „Pitt und Fox", Lustspiel in fünf Akten von Rudolf von Gottschall, wurde am 29. Januar 1864, mit Fichtner als König Georg der Dritte, Sonnenthal als Fox und Lewinsky

als Pitt zum ersten Male am Burgtheater aufgeführt und wurde eines der beliebtesten Repertoirestücke dieser Bühne. Anläßlich seines Gastspiels am Stadttheater zu Leipzig (Dir. Witte), das Sonnenthal vom 2. bis 15. Juli 1867 absolvierte, spielte er am 11. Juli auch den Fox in genanntem Lustspiele.

*

Am 7. Juli 1867 war Fürst Auersperg gestorben und Prinz Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst (geb. 8. September 1828, gest. 14. Februar 1896) wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Laube sagt darüber in seinen „Erinnerungen" (II, 19): „Einige Tage nach dem Tode Auerspergs wurde mir mitgeteilt, daß Graf Crenneville, der erste Adjutant des Kaisers, Oberstkämmerer geworden, daß er aber die mit diesem Hofamte bisher verbundene oberste Direktion der Hoftheater abgelehnt habe. Deshalb sei diese oberste Direktion dem ersten Oberst-hofmeister Fürsten Hohenlohe übertragen worden. Selbiger aber scheine den unmittelbaren Verkehr mit den Theatern nicht zu wünschen, und habe einen Intendanten eingesetzt zwischen sich und dem artistischen Direktor. Dieser sei Baron Münch, als dramatischer Schriftsteller bekannt unter dem Namen Friedrich Halm." Laube, der nicht gleich übersah, was dies für Konsequenzen haben könne, freute sich, einen Vorstand zu finden „welcher ein literarisch durchgebildeter Mann, ein dramatischer Dichter und außerdem sein langjähriger Freund war". Allein die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Denn kaum hatte Halm sein Amt angetreten, so begann er, Laube davon zu verständigen, daß er ihm die Vollmachten entziehen müsse, welche Laube während seiner 18jährigen Direktionsführung innegehabt hatte — nämlich das Recht, auf ein Jahr zu engagieren und das Recht, die Rollen zu besetzen. Laube, der in diesem Erlasse eine Degradation und einen Bruch seiner Instruktion erblickte, reichte sofort seine offizielle Entlassung ein. Der Konflikt zwischen Laube und Halm, der auch wirklich zu Laubes Abgang vom Burgtheater führte, ist bekannt. Laube selbst sagt darüber in seinen „Erinnerungen" (II, 16): „Bemerkenswert ist, daß Friedrich Halm (Baron Münch) Anno 1849 die Veranlassung war zu meinem Eintritte ins Burgtheater und daß Baron Münch (Friedrich Halm) Anno 1867 die Veranlassung war zu meinem Austritte aus dem Burgtheater. Anno 1849 bestand er darauf, daß ich ohne gewisse Vollmachten nicht eintreten dürfe, Anno 1867 aber entzog er mir just diese Vollmachten und nötigte mich dadurch zum Austritte." — Welche Bestürzung Laubes bevorstehender Austritt unter dem Künstlerpersonale des Burgtheaters hervorrief, beweist folgende Eingabe an den Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe, welche, in Sonnenthals Handschrift abgefaßt, mit den Unterschriften der ersten darstellenden Künstler des Burgtheaters versehen ist: „Euer Durchlaucht! wagen die gehorsamst Unterzeichneten mit einer ehrfurchtsvollen Bitte zu nahen. Als die Ernennung Se. Excellenz des Herrn General-Intendanten bekannt wurde, begrüßten wir dieselbe mit

der erhobenen Überzeugung, daß dem alten Ruhme des Hofburgtheaters ein neuer Glanz verliehen sei, und die Hoffnung auf das Zusammenwirken zweier so hervorragender Männer, wie Friedrich Halm und Heinrich Laube, erfüllte uns mit freudigster Zuversicht für die Zukunft des uns so theuren kaiserlichen Kunstinstitutes. — Um so schmerzlicher ist es uns nun, an die Möglichkeit glauben zu sollen — eine Möglichkeit, die jetzt allseitig verlautet — Herr Director Laube könne aus seinem Wirkungskreise ausscheiden. — Da wir die Sachkenntnis, den durchdringenden Kunstverstand, die aufopfernde Arbeitskraft und die seltene Pflichttreue dieses Mannes aus langjähriger Erfahrung kennen, so wagen wir Euer Durchlaucht die gehorsamste Bitte zu unterbreiten, Hochdieselben wollen all' Ihren mächtigen Einfluß aufbieten, um diesen drohenden Verlust abzuwenden und das Verbleiben des Herrn Directors Laube in seinem Amte zu ermöglichen. Euer Durchlaucht gehorsamste Diener" (folgen die Unterschriften).

Diese Eingabe ist nicht datiert und wurde — nie an ihre Adresse gesendet, vermutlich weil man es den Künstlern nahegelegt hatte, daß die Annahme von Laubes Demission eine beschlossene Sache sei, und sie taktvoll genug waren, dem Schmerze ihres geliebten Führers, vom Burgtheater scheiden zu müssen, nicht auch noch die Kränkung eines Refus hinzuzufügen. Während aber die Eingabe der hervorragendsten Künstler des Hofburgtheaters unter Führung Sonnenthals zu einer Zeit verfaßt wurde, da Laubes Abgang nur erst gerüchtweise verlautete, fallen folgende Briefe in die Zeit unmittelbar vor und nach seiner definitiven Entlassung. Daß Sonnenthals Eingabe an König Ludwig mit Wissen Laubes erfolgte, ist sicher. Der hier vorliegende Brief Sonnenthals an den König ist nach einem Konzept abgedruckt, das Sonnenthals Handschrift trägt, in das aber Laube das fehlende Wort „gestern" selbst eingefügt hatte, und dem ein Zettel beigelegt war mit den Worten: „Schönen Dank, lieber Freund! Warten wir nun auf das, was sich ergibt. Ich habe auch indirekt etwas getan. Herzlich grüßend Ihr Laube." — Daß Laube an München überhaupt ernsthaft dachte, geht nicht nur aus der Andeutung hervor, die dieser Zettel enthält, sondern in seiner Biographie Laubes (Leipzig 1906, Max Hesse) sagt H. H. Houben: „Laube war keineswegs willens gewesen, sich nach dem Abgange vom Burgtheater nun der Bühne völlig zu entziehen, im Gegenteil war es eine bei seinem Charakter besonders begreifliche Regung trotzigen Ehrgeizes, baldmöglichst anderswo zu zeigen, was er auch ohne das Burgtheater vermochte. Schon im Oktober 1867 scheint er sich Hoffnung gemacht zu haben, die Leitung des Münchener Hoftheaters durch Wagners Fürsprache zu gewinnen, und dieser empfahl ihn auch an Hans v. Bülow, doch fand der erwartete Wechsel in Besetzung dieses Postens noch nicht statt." — Der folgende Brief bestätigt diese Annahme, der allerdings die Tatsache widerspricht, daß Graf Schmidt, Intendant des Kgl. Hoftheaters zu München, am 21. November 1867 aus seinem Amte schied.

Franz Graf v. Pocci[1] an Sonnenthal.

München, 17. September 1867.

Euer Wohlgeboren

kann ich auf Ihre geehrten Zeilen wohl keine sehr befriedigende Erwiderung erfolgen lassen. Was die Sache selbst anbelangt, — nämlich, daß Laubes Direction für unsere Bühne nur von größtem Vorteile sein müßte, darüber ist kein Zweifel. Allein nach meinen Beobachtungen, obgleich ich dem Theater ganz fern stehe und mich höchstens als stummer Zuschauer an den bevûen ärgere, die wir oft hinzunehmen haben — glaube ich gar nicht, daß an eine Intendantenernennung gedacht werde. Der Karren wird vom dermaligen Leiter — den Sie wohl hinlänglich kennen zu lernen Gelegenheit hatten — ganz nach Wunsch gezogen. Abgesehen von all' dem kann ich Sie versichern, daß ich mich jedweder Einmischung auch auf entfernteste Schußweite in andere, meinen Amtsberuf nicht tangirende Verhältnisse, absonderlich in „Theatralicis" nicht einmische — weder direct noch indirect. Nach meiner alten Praxis hat sich dies bewährt.

Laube ist eine so ausgezeichnete Persönlichkeit, daß er keiner Stütze bedarf, wenn er seine bewährten Meisterkräfte irgendwie anbieten will. Hat er Lust, dies hier zu versuchen, so würde eine unmittelbare Eingabe an S. M. den König der einfachste Weg sein. Sein Anerbieten kann ja in einer Weise gestellt sein, daß er sich etwa nicht dadurch herabwürdigt.

Sie sind damals so plötzlich von hier fort, daß ich Ihnen hier noch mein Bedauern ausdrücken muß, Ihnen keinen Besuch mehr abstatten gekonnt zu haben.

Vergessen Sie doch München nicht ganz und steigen Sie wieder bald einmal hier ab.

Vollster Hochachtung ergebenst

Graf Pocci.

[1] Franz Graf v. Pocci, kgl. bayrischer Kämmerer und Oberstkämmerer, geb. 7. März 1807 zu München, gest. daselbst 7. Mai 1876.

Sonnenthal an Se. Excellenz Franz Grafen v. Pocci, Oberstkämmerer Sr. Majestät des Königs Ludwig II. v. Bayern. (Konzept.)

Wien, 27. September 1867.

Euer Excellenz

habe ich vor Allem meinen herzlichsten Dank für die ebenso liebenswürdige als rasche Beantwortung meiner Zeilen abzustatten, und sogleich eine neue Bitte in Betreff der Laube'schen Affaire Euer Excellenz ans Herz zu legen ...

Ich habe mit Laube über München gesprochen und er ist jeden Augenblick bereit, die Leitung des dortigen Hoftheaters zu übernehmen, nur will er sich nicht selbst anbieten, und so habe ich nun, den Rath Euer Excellenz beherzigend, selbst eine directe Eingabe an Se. Majestät abgefaßt, die ich Euer Excellenz hiermit beilege, und habe nur noch die Bitte hinzuzufügen, mir auch hierin Ihren liebenswürdigen Rath nicht zu entziehen, durch wen ich das Schreiben an Se. Majestät gelangen lassen soll ...

Mit vorzüglichster Hochachtung

Euer Excellenz ergebener

Adolf Sonnenthal.

Sonnenthal an Se. Majestät Ludwig II. König v. Bayern. (Konzept.)

Wien, den 27. September 1867.

Euer Majestät!

wage ich es in allerunterthänigster Ehrfurcht und gestützt auf die Allerhöchste huldvollste Theilnahme, die Eure Majestät meinem Gastspiele am Münchener Hoftheater Allergnädigst zu Theil werden ließen, nachstehende Zeilen gehorsamst zu Füßen zu legen, mit der Allerunterthänigsten Bitte, Eure Majestät mögen geruhen, dieselben einer näheren Prüfung zu würdigen.

Was mich vornehmlich zu diesem Schritte ermuthigte, ist das warme Interesse, welches ich für das Gedeihen und Empor-

blühen des Münchener Hoftheaters in meinem Herzen trage, eines Kunstinstitutes, das durch die erhabene Municifenz eines edlen und kunstsinnigen Monarchen berechtigt ist, das erste Institut in Deutschland zu werden. Um dieses Ziel zu erreichen, wage ich es, Eurer Majestät einen Mann zum Leiter dieses Institutes gehorsamst vorzuschlagen, und dieser Mann ist: Dr. Heinrich Laube, ein Mann der, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, nach achtzehnjähriger ruhm- und ehrenvoller Leitung des Burgtheaters seine Demission eingereicht, selbe nach langem Zögern gestern erhalten, und nun gesonnen ist, den ganzen reichen Schatz seiner Erfahrungen, seine Energie, seine untrüglichen Fachkenntnisse und seine über alles Lob erhabene aufopfernde Thätigkeit einem anderen Theater zuzuwenden.

Daß er nun auf die leiseste Aufforderung Eurer Majestät die Münchener Hofbühne jeder anderen vorziehen würde, unterliegt ebensowenig einem Zweifel, als daß diese Bühne durch eine Kraft, wie die Laubes, einen ungeheuren Aufschwung nehmen würde — denn er wäre der Einzige, der durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse und seine meisterhafte unübertreffliche Inscenirungs-Kunst — sowohl in der großen Oper als im Schauspiel — berechtigt wäre, ein würdiger Interpret Eurer Majestät künstlerischer Intentionen zu sein.

In diesem Sinne wage ich es noch einmal, Euer Majestät auf Herrn Dr. Heinrich Laube gehorsamst aufmerksam zu machen, und verharre in Ehrfurcht und Ergebenheit als

Euer Majestät
allerunterthänigster und gehorsamster
Diener
Adolf Sonnenthal.

Franz Graf von Pocci an Sonnenthal.

München, 29. September 1867.

Soeben, verehrtester Herr Sonnenthal, habe ich, Ihrem Wunsche gemäß, das heute erhaltene Schreiben an Se. Majestät den König an den Hofsekretär zur Vorlage geschickt. Es gelangt sonach sicher und baldigst in die Allerhöchste Hand.

Bemühen Sie sich nicht mit einem Antwortbriefe; etwa nur eine kurze Zeile, daß Sie diese meine Mitteilung erhalten haben.

Vorzüglichster Hochachtung
Euer Wohlgeboren ergebenster

Graf Pocci.

Die Antwort auf Sonnenthals Eingabe an den König von Bayern, die er offenbar gleich nach ihrem Eintreffen an Laube weitergegeben hatte, ist leider verloren gegangen. Im „Tagebuch" Sonnenthals heißt es unter dem 27. September 1867:

„Am 26. September 1867 erhielt Laube seine Pensionierung, am 27. ließ er den ‚Statthalter von Bengalen' zum erstenmal unter seinem Namen geben, und das Publikum bereitete ihm stürmische Ovationen. Laubes Abgang ist ein unersetzlicher Verlust für das Burgtheater. ‚Brutus und Collatinus' war das letzte Stück, das er in Szene setzte."

Heinrich Marr an Sonnenthal.

Hamburg, den 7. November 1867.

Mein lieber Sohn!

Ein Gastspiel bey uns wird Dir schwerlich gestattet. Maurice[1] hat nicht Unrecht, den Hübner[2] in Credit zu erhalten, denn er ist dem Repertoire eine große Nothwendigkeit und wirklich in Conversationsrollen brav. Ich würde, selbst wenn es möglich wäre, Dir nicht dazu raten, denn der saloppe Theil unserer Presse ist auf mannigfache Art leicht dienstbar, um gegen wirkliches Talent und Künstlerwerth zu opponiren. Ich bin überzeugt, Dir würden Kränkungen bereitet, denn — die Gemeinheit ist ja feil.

Im Stadttheater findest du kein Repertoire und kein Personal. Oper und die Offenbach'schen Liederlichkeiten bilden das Repertoire, höchstens irgend kleine Stücke als Lückenbüßer.

Du fragst, ob im Schulze-Theater? — Pfui! Daß die Baljansky dort spielt, mag hingehen, daß die gute Person Dir aber ein Gleiches anrät, dafür mag die Nemesis sie verurtheilen, fortan den Weg der Wahrheit und Tugend zu wandeln. Ich kann keine härtere Strafe für sie ersinnen.

Dies Theater ist, für die Verhältnisse passend, ohngefähr der Standpunkt, wie eine Bühne in Hietzing oder Mödling. Diesem angemessen die Schauspieler. Dies behalte aber für Dich als Geheimnis, ich mag weder den Director noch die Mitglieder kränken, die Leute thun nach besten Kräften, was sie können und sind gegen mich — so oft ich mich draußen bey ihnen zeige — außerordentlich freundlich. Also das Schulze-Theater — — — ganz entre nous.

Die harten Schicksalsschläge, die Dich trafen, drücken allerdings schwer.[3] Trostesworte sind eben nur — Worte, ich stimme in diese leere Form nicht ein, und sage Dir nur, ich fühle Deinen Schmerz mit Dir, denn ich habe Dich ja lieb.

Erhalte der Himmel Dir Weib und Kinder, erhalte er Dir Deine Gesundheit, damit Du stets frisch vorwärts streben kannst zur Ehre der Kunst, zur Freude Derer, die Dich lieben.

Lebe wohl, auf hoffentliches Wiedersehen im nächsten Sommer.

Dein unverändert bleibender

Heinrich Marr.

NS. Wird denn Wolff an Laubes Stelle kommen? Auf wessen Empfehlung??? — Gib mir doch Nachricht über die dortigen Manipulationen.

[1] Charles, gen. Cheri Maurice, Gründer und Direktor des Thalia-Theaters in Hamburg, geb. 29. Mai 1805 zu Agen in Frankreich, gest. 27. Januar 1896 zu Hamburg. — [2] Dr. Julius Hübner, geb. 8. März 1839 in Kassel, seit 1861 am Thalia-Theater zu Hamburg in ersten Helden- und Liebhaberrollen tätig, gest. den 28. Oktober 1878 in Kassel. — [3] Sonnenthal war in diesem Jahre vom Schicksal hart getroffen worden. Nach dem schmerzlichen Verluste seines Kindes und seines Bruders hatte er nun auch noch den am 28. Oktober 1867 erfolgten Tod seines Vaters zu beklagen.

1868—1871
Direktion Wolff

Am 13. Dezember 1867 war August Wolff, Oberregisseur am Mannheimer Hoftheater, in der Tat zum artistischen Direktor des Burgtheaters ernannt worden und trat am 10. Jänner 1868 seine amtliche Stellung an. Das „Tagebuch" berichtet unter dem 13. Jänner 1868: „Heute wurde Direktor Wolff dem gesamten Personale durch den Generalintendanten Baron Münch in seinem Bureau vorgestellt."

Freiherr von Münch-Bellinghausen[1] an Sonnenthal.

Geehrter Herr!

Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, daß Direction und Schauspieler gegenseitig nicht blos auf dem Standpunkte der Pflichterfüllung, sondern freundlichen Entgegenkommens und rücksichtsvoller Gefälligkeit zu stehen haben, und Sie können mir das Zeugnis nicht versagen, daß ich bisher diesen Standpunkt gewissenhaft festgehalten habe.

Sie werden mich daher nicht mißverstehen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich dem erst unlängst herabgelangten Erlasse der Obersten Theater-Direction gegenüber, der eine so entschiedene Mißbilligung der häufigen Gastspiele und Urlaube ausspricht, auf Ihre in dieser Beziehung mir vorgetragenen Wünsche einzugehen dermalen nicht in der Lage bin. Es schweben mehrere ähnliche Gastspiels- und Urlaubsgesuche in der Luft; was ich Ihnen bewilligte, könnte ich Ihren Collegen nicht abschlagen, und meine Willfährigkeit würde nur eine Verschärfung jener Vorschrift der Obersten Hoftheater-Direction nach sich ziehen, was weder Ihnen noch mir angenehm, am wenigsten aber der Sache dienlich sein würde.

Ich bitte Sie daher, von Ihrem Gastspiele für den 1. März abstehen und abwarten zu wollen, bis die Zeitverhältnisse Ihre edelmüthigen Bestrebungen wieder aufzunehmen erlauben.[2]

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Münch.

Wien, den 9. Jänner 1868.

[1] Eligius Franz Josef Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), geb. 2. April 1806 zu Krakau, gest. 22. Mai 1871 zu Wien, Dichter und Dramatiker. Vom 11. Juli 1867 bis 1. November 1870 General-Intendant der k. k. Hoftheater. — [2] Sonnenthal hatte offenbar um einen kurzen Urlaub für ein Wohlthätigkeitsgastspiel angesucht.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Wien, 9. Jänner 1868.

Anbei, lieber Freund, der endlich vom mittelmäßigen Buchbinder zurückkehrende „Statthalter".[1]

Ferner mit vielem Danke zwölf Gulden für die guten Cigarren. Ich glaube, das ist der Preis. Wenn nicht, dann werden Euer Hochwohlgeboren nachfordern müssen.

Endlich schöne Grüße von

Ihrem Laube.

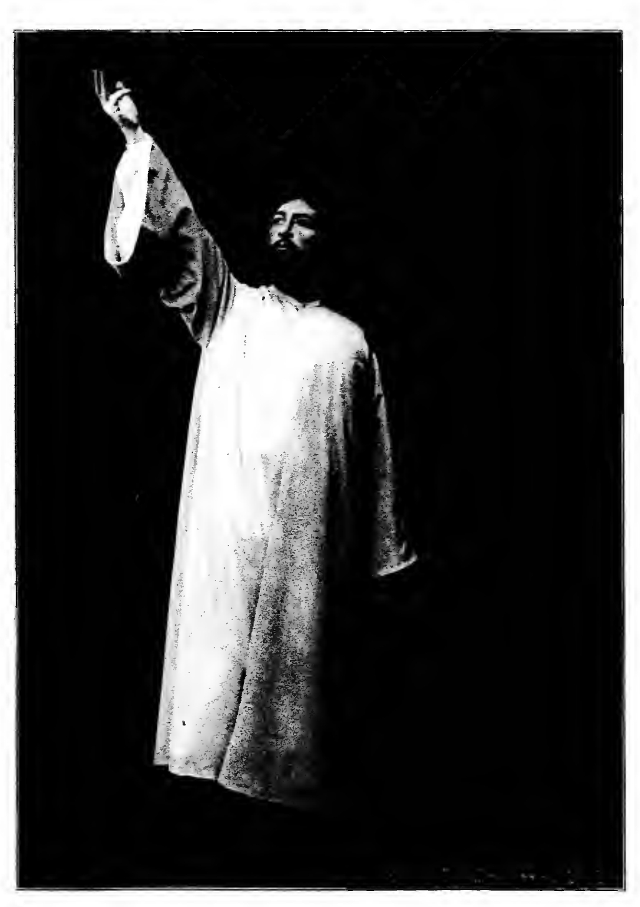
[1] „Der Statthalter von Bengalen", Schauspiel in vier Akten von Heinrich Laube, wurde am Burgtheater zum erstenmal am 12. März 1867 unter dem Pseudonym „C. Franz" aufgeführt und erschien erst am 27. September 1867 unter Laubes eigenem Namen auf dem Theaterzettel. Das von Laube an Sonnenthal gesendete gedruckte Exemplar des „Statthalters" enthält die geschriebenen Worte: „Mit besten Glückwünschen von Laube" und die gedruckte Widmung: „Dem geistvollen Schauspieler Herrn Adolf Sonnenthal widme ich dies Stück. Wien, am Schillertage 1867. Laube." Dem Schauspiele geht eine Einleitung voraus, in welcher Laube u. a. sagt: „Für die Hauptfigur, für Sir Philipp Francis, ist Adolf Sonnenthal wie geschaffen. Er ist ein in Deutschland seltener Liebhaber, welcher zu einem warmen, liebenswürdigen Herzen einen wohlgebildeten Geist bringt und eine vollendete gesellige Form. Er spielt den verkappten Julius vollkommen und ist in seiner großen Rede des Kolloquiums von hinreißender Macht, weil er Wahrhaftigkeit, Verstand und gentlemanlike Haltung auch in fortreißender Wärme zu behaupten weiß."

Sonnenthal an Direktor August Wolff.

Wien, den 15. September 1868.

Mein werthester Director!

Was ich gestern vor der Vorstellung in einem Momente der Aufregung nur leise andeutete, das ist über Nacht nach reiflicher Überlegung zu einem festen unabänderlichen Entschlusse geworden. Ich habe mit dem Hamlet hier die letzte tragische Rolle gespielt. — Ich bin fest entschlossen, von heute an nicht nur keine neue Rolle in diesem Fache zu übernehmen, sondern ich stelle sämmtliche in meinem Besitze sich befindenden tragischen Rollen der Direction sofort zur Disposition und erlaube mir, die für die nächste Zeit zur Aufführung bestimmten, als: „Fiesco", „Jason" und „Scipio" sogleich zu übersenden. Was mich zu diesem Entschlusse bestimmte, war das letzte einstimmige Veto der hiesigen Presse. Ich habe schon einmal diesem Veto weichen müssen, und habe freiwillig — gegen den Willen der damaligen Direction — mein ganzes jugendlich-tragisches Fach abgegeben, und sollte nun ohne Zweck und Nutzen aufs neue den Kampf heraufbeschwören? — Nein, mein werthester Freund, dazu fühle ich nicht die geringste Neigung; — ich habe den, durch Wagners Krankheit leider traurigen, Zufall benützend, und zugleich der Verlegenheit der Direction abhelfend, versuchen wollen, ob es mir nicht gelänge, das Vorurtheil der hiesigen Presse gegen meine tragischen Rollen zu bekämpfen — es ist mir leider nicht gelungen und ich mußte für meine redlichen Bemühungen und zum größten Teile Gefälligkeiten immer die schärfsten Nackenhiebe empfangen — ja, selbst meine Freunde zuckten nur stillschweigend die Achseln, denn sie wurden selbst irre gemacht. Du wirst mir aber zugeben, daß ich unter solchen Auspicien die Lust und auch das Selbstvertrauen verliere, ohne welch' Letzteres nichts Bedeutendes hervorgebracht werden kann. Zudem haben jene Stimmen auch so ganz Unrecht nicht, die da sagen, daß ich meinem eigentlichen Fache und meinem Hauptwirkungskreis entrückt werde, denn es ist ein Factum, daß ich seit einem Jahre eine einzige neue Conversations-Rolle gespielt habe, und das ist allerdings bedenklich! —



Sonnenthal als Uriel Acosta.



Ich bitte Dich also, Sorge zu tragen, und die Neubesetzung der mir zugeteilten tragischen Rollen sofort zu veranlassen — denn es wird nichts im Stande sein, den nun einmal fest beschlossenen Vorsatz wankend zu machen.[1]

In alter Freundschaft

Dein

aufrichtig ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Am 8. September — Maria Geburt — an welchem Tage, wie das „Tagebuch" berichtet, „zum erstenmal seit Erneuerung des Konkordats und nie zuvor gespielt wurde", war Sonnenthal zum erstenmal im Burgtheater als „Hamlet" aufgetreten, äußerlich scheinbar mit großem Erfolg, wie das Tagebuch, in dem sich solche Bemerkungen nur selten finden, berichtet. Die Kritik muß aber wohl anderer Meinung gewesen sein als das Publikum, was Sonnenthal derartig entmutigte, daß es seine feste Absicht war, in Zukunft keine Rolle des höheren tragischen Faches mehr darzustellen. Er vergaß in der momentanen Verstimmung, daß er schon sechs Jahre vorher, als er eines Abends für den plötzlich erkrankten Josef Wagner den „Uriel Acosta" übernehmen mußte, in dieser Rolle bei Publikum und Kritik einen einstimmigen Erfolg errungen hatte, der ihm nicht nur treu geblieben war, so oft er den „Uriel" spielte, sondern sich auch bei den meisten seiner tragischen Rollen von Seiten des Publikums immer wieder einstellte.

Direktor August Wolff an Sonnenthal.

16. September 1868.

Lieber Sonnenthal!

Du kannst Dir denken, daß mich Dein eben erhaltenes Schreiben in nicht geringes Staunen versetzt hat. Ich werde natürlich Deinen Wunsch der Generalintendanz vortragen, doch wirst Du vorläufig so viel Rücksicht dem Institute, dem Du seit Jahren angehörst, schenken, um durch einen solch' plötzlichen Schritt dasselbe nicht in die peinlichste Verlegenheit zu setzen. Du bist zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß durch die augenblickliche Willfahrung Deines Wunsches ein plötzliches Stocken des Repertoires und des gesammten Geschäftsbetriebes hervorgerufen werden müßte, und ersuche ich Dich darum ebenso

herzlich als freundschaftlich, Deinen Entschluß vorläufig zu sistiren, umsomehr, da zur Realisirung desselben jeder gesetzliche Entschuldigungsgrund fehlt.

Ich begreife recht wohl Deine gereizte Stimmung über so manche ungerechte und ungerechtfertigte Angriffe, aber Du weißt auch sehr wohl, daß diese Nadelstiche der Presse viel weniger Dir, dem allbeliebten und geehrten Künstler Sonnenthal, als der gegenwärtigen Leitung des Instituts gelten. Das Publikum hat Dich bei jeder Gelegenheit, in tragischen Rollen nicht weniger, als in anderen, ausgezeichnet.

Eine vollständige Beschränkung auf das Lustspiel halte ich überhaupt in Deinem eigenen Interesse für einen sehr gewagten Schritt, und würdest Du dadurch auf viele schöne öffentliche Triumphe, auf manche stille Freude bei der Ausübung Deiner Kunst verzichten müssen.

Also nochmals: übereile Deinen Entschluß nicht! —

Daß Dein Lustspiel-Repertoire im laufenden Jahre eine so dürftige Bereicherung erfahren, lag gewiß nicht an der Direction, die gerne bereit ist, Deinen Wünschen nach dieser Richtung hin Rechnung zu tragen. Hast Du tragische Rollen, in denen Du selbst Dich nicht wohl fühlst, so sprich' Dich darüber mit mir aus, und ich bin überzeugt, daß auch darin leicht eine Verständigung zu erzielen ist, da der Direction alles daran liegen muß, einen Mann, der zu den schönsten Zierden des Instituts gehört, diesem nicht nur erhalten, sondern ihn auch mit voller Freude und Begeisterung an demselben wirken zu sehen.

Wolff.

Beifolgend die Rollen zurück.

Karl Gutzkow[1] an Sonnenthal.

Geehrter Herr!

Die Wiedergabe eines vom dramatischen Autor mit allen Pulsen seines Herzens empfundenen Charakters durch einen die Menschendarstellung ausübenden Künstler veranlaßt eine

so geheimnis- und weihevolle Verbindung, daß es mich wahrhaft drängt, Ihnen, der Sie seit kurzer Zeit drei von mir entworfene Charaktere neubelebt haben, nicht nur einige Zeilen des Dankes, sondern auch des Bekenntnisses zu schreiben, daß ich mich tiefbewegt fühle durch den Gedanken, mich vertreten zu sehen durch die eminente Begabung, die seltene Bildung und ein so feinfühliges Verständnis, wie Ihnen allgemein nachgerühmt wird.

Es war mir leider nie vergönnt, Sie in größeren Rollen zu sehen. Aber ich bin nach allem, was ich über Sie gelesen habe, überzeugt, daß mich der Anblick Ihrer Gebilde überraschen würde. Wenn Sie sich in die Stimmung hineindenken können — und warum sollten Sie nicht? — die mich ergriff, als ich las, daß Sie nach „Molière“[2], „Werner“[3], nun auch „Acosta“[4] dem so maßgebenden Burgtheater-Publikum vorführen, so legen Sie selbst, ich fühle es, Wert darauf, daß Sie sich sagen dürfen, ich drücke Ihnen im Geist die Hand und bin mir ganz jener Seelenvermählung bewußt, die in solchem Falle der Dichter mit dem Darsteller schließt. Denn nicht alles in diesen Rollen ist nur das Ergebnis einer auf Spannung angelegten Handlung, einer Verwicklung, deren drastische Resultate allerdings zunächst dem Darsteller angelegen sein müssen, sondern so Vieles daran ist innerliche eigenste Empfindung, Lyrik des Momentes, subjektiv entstanden und dem Gemüth entquollen, fast unabhängig vom behandelten Gegenstande.

Ich bewundere die Rastlosigkeit Ihres Schaffens! Die Macht Ihrer Persönlichkeit scheint die Direction für keines der vorgeführten und der Theilnahme des Publikums zu empfehlenden Gebilde entbehren zu wollen. Fast möchte ich glauben, daß auch der Träger eines neuen Lustspielversuches von mir, „Der westphälische Friede“, Ihrer Gestaltungslust, Ihrem Humor zusagen würde. Doch ist der Segen an Lustspielen heuer so groß, daß ich in der langen Queue derselben gegen die Begünstigten des Vortritts zurückbleiben muß.

Möge mir vergönnt sein, Ihnen noch einmal mit dem lebendigen Wort und von Angesicht zu Angesicht wiederholen

zu können, was ich hier nur mit der sich kurz fassenden Feder andeuten konnte.

Herzlich und hochachtungsvoll

K. Gutzkow.

Kesselstadt bei Hanau, den 11. Dezember 1868.

[1] Karl Ferdinand Gutzkow, dramatischer Schriftsteller und Novellist, geb. den 17. März 1811 zu Berlin, gest. den 16. Dezember 1878 zu Sachsenhausen bei Frankfurt am Main. — [2] „Das Urbild des Tartuffe", Lustspiel in fünf Akten, gelangte am 10. Oktober 1868 neu einstudiert zur Aufführung. — [3] „Werner", bürgerliches Schauspiel in fünf Akten. Eine Reprise dieses Stücks mit Sonnenthal in der Titelrolle fand am 23. November 1868 am Burgtheater statt. — [4] Das „Tagebuch" verzeichnet am 12. Dezember 1868: „Uriel Acosta", Trauerspiel in fünf Akten von Gutzkow.

Sonnenthal an Direktor August Wolff.

Wien, den 21. Oktober 1869.

Mein werthester Freund!

Da Wagner nun, dem Himmel sei Dank, vollkommen hergestellt und wieder aktiv eingetreten ist, so beeile ich mich, alle die von ihm während seiner Krankheit übernommenen Rollen der Direction zurückzusenden, mit dem Bemerken, daß ich Rollen wie „Werner", „Fabrikant", „Appiani", „Molière", „Rochester", Rollen, die in mein eigentliches Fach schlagen, wenn es anders in der Intention der Direction liegt, ganz und gar übernehmen würde. Zu einem Alterniren in dieser oder jener Rolle, wie es mir auch Wagner in collegialster Weise vorgeschlagen, kann ich mich nicht herbeilassen, da jenes Princip, meiner Ansicht nach, nach keiner Richtung hin, am allerwenigsten aber nach der künstlerischen, irgendwie fördert.[1]

Mit bestem Gruß

Dein ganz ergebener

Adolf Sonnenthal.

[1] Von diesem Prinzipe ist Sonnenthal niemals abgewichen. Viele Jahre später, als die Frage wieder einmal an ihn herantrat, mit einem Kollegen in einer Rolle zu alternieren, sagte er: „Dagegen bin ich immer

gewesen. Ich gebe jede Rolle ab, die die Direktion von mir verlangt — sofort. Aber alternieren — nein. Wozu auch? Ist jemand da, der die Rolle besser spielt als ich, dann gebührt sie ihm ganz. Ist dies nicht der Fall, so hat die Sache doch gar keinen Zweck. Was kann da herauskommen? Will man den einen gegen den andern ausspielen, Vergleiche heraufbeschwören, die in der Regel beiden Teilen schaden, Parteien und Cliquen fördern?! — Bin ich beurlaubt oder krank, dann natürlich sind alle meine Rollen frei, sonst aber wahrt man den Besitzstand, muß ihn wahren." (Eisenberg: „Adolf Sonnenthal, eine Künstlerlaufbahn".)

Sonnenthal an Freiherrn von Münch-Bellinghausen.

Wien, den 4. November 1869.

Euer Excellenz

mögen mir gestatten, mich in einer Angelegenheit an Sie zu wenden, die mich schon seit Monaten peinigt, verstimmt, die mich für meinen Beruf beinahe unfähig macht, und die mich nöthigt, mich offen und unumwunden gegen Eure Excellenz auszusprechen. Um kurz zu sein: meine Beschäftigung an unserem Institute ist an dieser Verstimmung schuld, ist schuld, wenn diese Beschäftigung nicht bald eine andere Richtung nimmt, mich um einen anderen Wirkungskreis umzusehen, der meinem künstlerischen Ehrgeize und meinen Fähigkeiten mehr entspricht.

Glauben Euer Exzellenz nicht, daß ich diese Worte in einem Momente der Erregung oder des Unwillens niederschreibe — nein, das gräbt schon seit Monaten in mir und ich habe das Bedürfnis, es einmal auszusprechen. Seit beinahe zwei Jahren bestand meine Hauptbeschäftigung in aushilfsweiser Übernahme Wagner'scher Rollen, die zum Theil meiner Individualität und meinen Fähigkeiten ganz entgegengesetzt waren — aber die Direction war in Verlegenheit und ich halte es für Pflicht eines jeden Mitgliedes, zur Hebung solcher Verlegenheiten nach Kräften beizutragen. Nur durfte ich, oder vielmehr die Direction, mein eigentlichstes Talent dabei nicht aus dem Auge verlieren. Dieses verwertet sich jedoch am wirksamsten im Conversationsfache, und wenn es nach dieser Richtung hin keine Nahrung erhält, so erschlafft es und ich mit ihm. Ich weiß wohl, daß wir Alles gegeben, was das deutsche Repertoire an Novitäten

aufzuweisen hat, aber Excellenz wissen so gut wie ich, daß dies im Conversations-Stück nicht ausreichend war, und daß wir zu französischen Produkten hätten greifen müssen. Daß man dort noch eine reiche Ausbeute vorgefunden hätte, das läßt sich doch nicht in Abrede stellen. Ich selbst habe nun seit Jahr und Tag den „Marquis von Villemer" eingereicht; ich kann wohl dem Stück keinen großen Kassenerfolg prophezeien, aber so viel steht fest, es wird nicht weniger interessieren, als all' die anderen gegebenen Stücke gleichen Genres, wobei dieses noch den Vortheil hat, daß es fast durchgehends brillante Rollen enthält.[1]

Wenn nun zu dem Allen noch eine solche Taktlosigkeit hinzukommt, wie sie mir in den letzten Tagen, bei Gelegenheit der Abforderung der Wagner'schen Rollen, widerfuhr, dann werden Excellenz diesen Höhegrad meiner Verstimmung begreifen und in Ihrer Gerechtigkeitsliebe denselben auch billigen.

Ich zeichne mich als Euer Excellenz in alter hochachtungsvoller Verehrung verharrenden

ganz ergebenen

Adolf Sonnenthal.

[1] „Der Marquis von Villemer", Schauspiel in vier Akten von George Sand, übersetzt und bearbeitet von Adolf Sonnenthal, gelangte am 15. Dezember 1870 zum Besten des Journalisten- und Schriftsteller-Vereines „Concordia" am Theater an der Wien zur ersten Aufführung. Die erste Vorstellung am Burgtheater erfolgte am 17. Januar 1871, und zwar schon unter der Direktion Dingelstedts. Der „Marquis von Villemer" blieb durch dreißig Jahre ein Zugstück des Burgtheaters und brachte der Kasse in dieser Zeit — es kam durchschnittlich dreimal in der Saison zur Aufführung — die Summe von K. 146786 ein. — Wie aus einer Eingabe Dingelstedts an die General-Intendanz, datiert vom 19. Januar 1872, zu ersehen ist, hatte Sonnenthal für diese Übersetzung nur ein einmaliges sehr bescheidenes Honorar verlangt. Die Eingabe lautet folgendermaßen: „Das Schauspiel von George Sand, ‚Der Marquis von Villemer', zum erstenmal aufgeführt am 17. Januar 1871, hat während des Kalenderjahres 1871 in zwölf Vorstellungen eine Tageseinnahme von 8956 Gulden erzielt. Aus dieser Tageseinnahme von 8956 Gulden mit Hinzurechnung der treffenden Abonnementsquote von 664 Gulden — zusammen 9620 Gulden — würde dem Übersetzer und Bearbeiter dieses Stückes ein Tantièmenbezug von 962 Gulden geflossen sein, wenn er, gleich anderen Übersetzern neuer französischer Stücke, auch

10 % Tantièmen angesprochen hätte. Herr Sonnenthal hat aber in Wahrheit nur eine einmalige Honorarzahlung im Betrage von 150 Gulden in Anspruch genommen und erhalten, so daß er allein für das verflossene Jahr eine Einbuße von 812 Gulden erleidet. Einem so verdienstvollen Mitgliede des Burgtheaters gegenüber will es billig erscheinen, hier gewissermaßen einen Akt des Schadenersatzes zu üben, umsomehr, als das Stück auch im laufenden Jahre, am 2. Januar 1872, mit Beifall und Kassenerfolg gegeben, unzweifelhaft ein bleibender Gewinn für das Repertoire ist. In geneigter Erwägung dieser Umstände geruhe daher die hohe Generalintendanz, Herrn Sonnenthal eine Nachzahlung im Betrage von 250 Gulden an der Kasse anzuweisen zur Ergänzung des Honorars für „Marquis von Villemer", welches alsdann einmal für allemal 400 Gulden, d. h. eine keineswegs übertriebene Summe ausmachen wird." — Eine zweite Eingabe Dingelstedts, datiert vom 5. Juni 1878, lautet: „Da seit mehreren Jahren die dramatischen Autoren Frankreichs und sogar deren Übersetzer und Agenten (Dr. Ed. Mauthner, Dr. Arn. Hirsch, Frau Lili Lauser, Frau Gabillon usw.) für ihre Arbeiten die betreffenden Tantièmen gefordert und erhalten haben, so erscheint es nur eine Pflicht der Billigkeit, dasselbe Zugeständnis nachträglich dem Herrn Regisseur Adolf Sonnenthal für seine Übersetzung des Schauspiels ‚Der Marquis von Villemer' zu machen. Dieses Stück ist vom 17. Januar 1871 bis zum heutigen Tage 31 Mal gegeben worden mit einer Kasseneinnahme von 21500 Gulden, während Herr Sonnenthal nicht mehr als ein einmaliges Honorar von 150 Gulden und dann eine Nachzahlung von 250 Gulden empfangen hat. Der Gefertigte beantragt demgemäß, vom heutigen Tage an das Schauspiel ‚Der Marquis von Villemer' zugunsten des Übersetzers für tantièmenpflichtig zu erklären." — „Der Marquis von Villemer" wurde zum letztenmale am 13. Juni 1900 gegeben.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Leipzig,[1] 6. Dezember 1869.

Mein lieber Freund!

Der Verfasser des „Advocat Hamlet" trägt mir auf, Ihnen zwei Exemplare des Stückes zuzusenden. Sie folgen unter Schleife. Er sagt, dieser Hamlet sei Ihre Rolle.[2]

Sehen Sie zu, ob Sie was damit anfangen können. Eine kleine Änderung (Verwandlung von Baumwollenstoff zu Hemden in Tuch zu Monturen) bring' ich im Drucke an, damit gar nichts übrig bleibe, was unmittelbar an den Richter'schen Prozeß erinnern könnte. Alles Übrige ist so, daß ich es im Burg-

theater spielen ließe. Denn alles Übrige trifft ja die vorconstitutionelle Zeit, welche vorüber ist, und für welche Niemand der jetzigen Machthaber verantwortlich erscheint. Soll all' dergleichen vom Burgtheater ausgeschlossen bleiben, nun dann wirds eben ein sicheres Absterben.

Also — sagt der Patriarch, das heißt der Verfasser — habe er kein Bedenken, daß Sie ein (in Tuch corrigirtes) Exemplar Ihrem Intendanten überreichen zum Lesen und eventuellen Insceneſetzen. Oder auch zum kopfschüttelnden Abweisen, was dann nur Sie träfe, nicht den Verfasser, welcher Ihnen nur die Erlaubnis gegeben haben will, nicht aber den Auftrag. In Wahrheit ist dieser Verfasser ein alter Knabe von ziemlicher Blasirtheit in diesem Punkte, dem an einem Theater mehr oder weniger nicht viel liegt. Wohl aber liegt ihm daran, daß Sie die Rolle spielen.

Noch Eins! Die Geistinger[3] telegraphirt emsig um diesen Hamlet, und der das Stück debitirende Agent (Röder) schreibt auch vom Carltheater — der Entschluß des Burgtheaters müßte also rasch kommen, sonst verhandelt obiger Agent das Stück an obige Vorstadttheater.

Ich bestelle, daß dies nicht geschieht, bis Sie geantwortet. Länger als eine Woche warten mir aber wohl Verfasser und Agent nicht.

Und nun genug davon. Ihrem Briefe an Strakosch[4] zufolge geht es Ihnen künstlerisch miserabel. Ich spreche darüber nicht gern, und zum Theil darum, — unglaublicher Zeitmangel spielt freilich mit — habe ich seit einer Ewigkeit an keinen von Euch geschrieben. Wir sind sämmtlich daran schuld: wir haben sämmtlich in Wien nichts zu Stande bringen können für unsere wahrlich der Rede werthen künstlerischen Zwecke, wir sind sämmtlich kläglich gewesen. Jetzt büßt es Jeder auf seine Weise, ich dadurch, daß ich über die Maßen arbeite und Geld erwerbe.

Grüßen Sie Ihre Frau und antworten Sie mir ein paar Zeilen.

Herzlich

Ihr

Laube.

[1] Laube hatte am 1. Februar 1869 als Pächter und Direktor das Leipziger Stadttheater übernommen. — [2] In Laubes gesammelten Werken, herausgegeben von H. H. Houben, sagt der Herausgeber in der dem 28. Bande vorangehenden Einleitung: „Einem im Jahre 1869 spielenden Betrugsprozesse entnahm Laube den Stoff zu dem vieraktigen Schauspiel ‚Advokat Hamlet', das unter seiner Direktion, aber anonym, am 20. November 1869 in Leipzig aufgeführt wurde und fünf Darstellungen erlebte." — Laube selbst sagt von diesem Werke in seinem „Norddeutschen Theater", Kapitel XIII: „‚Advokat Hamlet' stellt ein verhülltes Liebesverhältnis in die gefährlichen Strömungen hinein, welche leichtsinniges Beamtentum und Bestechung bei Staatslieferungen über ein unbescholtenes Kaufmannshaus heraufbeschwören. Modernes Staatsleben bildet das Gerüst für den äußeren Fortgang, und der letzte Akt stellt die volle Verhandlung eines Schwurgerichtes dar. Dieses frappierend Neue einer modernen Theaterszene, welches Reden und Gegenreden mit sich bringt, ist wohl nicht leicht den äußerlichen Deklamationseffekten zu entwinden, und der letzte, der Schwurgerichtsakt, tut dem Stücke wohl Eintrag bei der Kritik. Im Theater war dies nicht der Fall, und von den neuen modernen Stücken erlebte dieser ‚Advokat Hamlet' die meisten Aufführungen." — [3] Marie Geistinger, geb. 26. Juli 1833 zu Graz, gest. 29. September 1903, hatte im Jahre 1869, nach dem Ausscheiden Strampfers von der Direktion des Theaters an der Wien, zusammen mit Max Steiner die Leitung dieser Bühne übernommen, die sie ungefähr bis 1875 behielt, um welche Zeit sie von der Operette ins tragische Fach überging. — [4] Alexander Strakosch, berühmter Vortragsmeister und Rezitator, geb. 3. Dezember 1845 in Sebes (Ungarn), gest. 17. September 1909 zu Berlin. Während Laubes Direktion am Stadttheater zu Leipzig wirkte Strakosch daselbst als Vortragsmeister und übernahm diese Stellung auch, als Laube Direktor des Wiener Stadttheaters wurde. Strakosch war ein Schüler Sonnenthals, der ihn im Anfange seiner schauspielerischen Laufbahn nach Möglichkeit förderte.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Leipzig, den 29. Dezember 1869.

Alles, was Sie mir da in liebenswürdigster Weise schreiben, lieber Freund, war zu erwarten. Hält doch diese Direction nicht einmal was sie unaufgefordert versprochen. Vergangenen Winter war mein Demetrius an der Reihe, und mit allem Aufwande sollte der gegeben werden, ich möchte nur nicht darauf bestehen, daß er im Frühjahr hinausgeworfen werde. Das sei zu schlechte Theaterzeit und bringe zu wenig Tantième; zum Herbste könne alles reiflich vorbereitet werden, und mit

allen Kräften solle das geschehen. Meinethalben! sagte ich — Der Herbst ist vorüber, wir sind am Neujahre, ich höre nicht einen Laut von dieser braven Direction und meinem Demetrius. Wissen Sie warum? Ich natürlich habe nicht nachgefragt, und werd' auch nicht nachfragen.

Ihre Lage ist freilich schwer. Sie sind an ein untergehend Schiff gebunden, und das Losgebundenwerden nützt Ihnen auch nichts, wenn kein anderes gutes Schiff in der Nähe erreichbar. Und so können Sie Ihr Losgebundenwerden nicht einmal forciren, so lange das andere Schiff nicht in sicherer Sicht.

Letzteres ist in Wahrheit nicht der Fall. Die „Million" des reichen Mannes ist eine Redensart, wie ich sie damals oft gehört. Der höchsten Instanz richtig dargestellt hätte immer noch die Nachahmung des Königs von Schweden, der von seinem Hoftheater nur seine Loge behalten hat, die meisten Chancen. Den ganzen Kram von Intendanz und Beamtentum von oben bis unten ausstreichen, und es einem kundigen Piloten übergeben, der statt Dotation zu erhalten, noch Pacht zahlt. Dies ist des Rätsels Lösung. Auch in Dresden werden sie mit dem neuen Hause dahin kommen; der Begriff Hoftheater gehört in die Zopfzeit. Der Regent adelt das Institut nur dadurch, daß er das Alter der Künstler deckt: er besorgt die Pensionen. Sonst übernimmt er keine Verantwortung.

Kennen Sie Herrn v. Hofmann im auswärtigen Amt, oder Jemand, der ihn kennt? v. Hofmann würde es vielleicht verstehn und Beust mitteilen, und dieser machte es vielleicht dem Kaiser plausibel.

Und nun grüß' Sie Gott! Den Advocaten Hamlet werden Sie wohl anderswo spielen. Meine Frau grüßt mit mir die Ihrige und Sie. Wenn Sie bald einmal wieder von sich ein Wort hören lassen, wird sich sehr freuen Ihr Laube.

Freiherr von Münch-Bellinghausen an Sonnenthal.

Geehrter Herr!

Bauernfeld[1] übersendet mir das beiliegende Promemoria hinsichtlich der Besetzung seines „Vater".

Die Generalintendanz wünscht nicht mit einem so hervor-

ragenden Mitglied des Hofburgtheaters, wie Sie es sind, in Spannung und Reibungen zu gerathen. Sie weiß, daß die Zeiten vorüber sind, in welchen die Mitglieder des Hofburgtheaters aus Rücksicht auf die Verlegenheit der Direction, aus Rücksicht auf die Interessen des Theaters, dem die Aufführung eines guten Stückes in wirksamer Besetzung von höchster Wichtigkeit ist, sich zur Übernahme nicht ganz erwünschter Rollen aus Gefälligkeit und Hingebung für die Sache herbeiließen. Sie kann daher nur hoffen, daß Sie vielleicht nachträglich zur Überzeugung gelangen, daß die Übernahme einer Rolle, in der Sie zwar als Vater, aber zugleich als homme à bonne fortune erscheinen, dem eine junge Witwe beinahe selbst ihre Hand anträgt, und der sie am Ende auch wirklich heirathet, Ihrer Stellung als Liebhaber nicht schaden könne.

Möge sich diese Hoffnung erfüllen; wie sehr Sie mich persönlich dadurch verbinden würden, brauche ich nicht erst zu sagen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Münch.

Wien, den 20. Jänner 1870.

[1] Eduard Bauernfeld, berühmter Lustspieldichter, geb. 13. Januar 1802 zu Wien, gest. daselbst 9. August 1890.

Promemoria Bauernfelds an die k. u. k. Generalintendanz des k. k. Hofburgtheaters.

Als meine Lustspiele: „Bekenntnisse", „Bürgerlich und Romantisch", „Tagebuch" u. s. w. zur Aufführung gelangten, spielte Korn[1] (damals allerdings um einige Jahre älter als jetzt Sonnenthal) die Liebhaber, gleich darauf aber den „Vater", der selber eine Art Liebhaber ist und nur von einem ersten Liebhaber gespielt werden soll und kann. Diese Art Vater that auch den übrigen Liebhaberrollen Korns nicht den geringsten Eintrag! Dasselbe war der Fall auch mit Fichtner.

Herr Sonnenthal hat meines Wissens die meisten jüngeren Liebhaber abgegeben, er spielt ältere erste Liebhaber und Charakter-

rollen. Er ist auch im Besitz des Vaters in „Feuer in der Mädchenschule“, er spielt den 42jährigen, halb komischen Grafen in der „Modernen Jugend“ — ich kann daher durchaus nicht begreifen, was ihn veranlassen sollte, den weit jüngeren und eleganteren „Vater“ zurückzuweisen. Keinem älteren Liebhaber vom théatre français käme derlei in den Sinn.

Unser Repertoire ist nicht so reich, um ein wirksames Lustspiel etwa durch zehn Jahre verbannen zu müssen, auch weist unser Personal Lücken auf, die es beinahe unmöglich machen, jeden Künstler in seinem speciellen Fache ausschließlich und für immer zu belassen. Wenn Herr Sonnenthal, der seiner Beliebtheit beim Publikum jederzeit sicher ist, alle diese Verhältnisse bedenkt, so dürfte er in diesem besonderen Falle wohl dem Ganzen zuliebe ein kleines Opfer bringen. Eine andere Besetzung der Rolle ist meines Erachtens unmöglich. Daß Herr Sonnenthal durch deren Übernahme dem Autor einen großen Gefallen erweisen würde, versteht sich von selbst — ich muß es übrigens der Hohen Intendanz überlassen, den Künstler dazu zu vermögen.

Bauernfeld.

Wien, 19. Jänner 1870.

[1] Maximilian Korn, k. k. Hofschauspieler, geb. 12. Oktober 1772 zu Wien, gest. am 23. Januar 1854 daselbst. Von 1802 bis 1850 eines der hervorragendsten Mitglieder des k. k. Hofburgtheaters, an dem er besonders in eleganten Konversationsrollen glänzte und zu großer Berühmtheit gelangte.

Sonnenthal an Freiherrn von Münch-Bellinghausen.

Eure Excellenz!

Als ich die Rolle des „Vater“ refusirte, geschah dies nur aus dem einzigen Grunde, weil ich besorgte, ich würde durch Übernahme derselben weder der Direction noch dem Dichter — letzterem am allerwenigsten — einen Gefallen erweisen, denn ich würde dem Stücke nicht sowohl nützen, als es vielmehr schädigen. — Korn habe ich leider nicht gekannt und nie gesehen, aber von Fichtner weiß ich es positiv, daß er bei Übernahme dieser Rolle mindestens um fünfzehn Jahre älter war,

als ich — und diese Rolle erfordert auch ein gewisses Alter. Sie ist darauf berechnet, daß hinter der jungen Maske ein wirklich älterer Mann steckt, aber nicht umgekehrt — dann haben erst alle diese Anspielungen einen gewissen pikanten Reiz. Dieser hebt die Rolle und hebt das Stück, und wenn nun gar Fichtner diese Rolle spielte, und sie, wie bekannt, zum erstenmale mit seinem eigenen Sohne[1] spielte, so gewann dies dem Stück ein Interesse ab, welches ich ihm nie, auch nicht in zehn Jahren, zu verleihen im Stande sein werde.

Herr Bauernfeld beruft sich darauf, daß ich den Vater in „Feuer in der Mädchenschule" spiele: fürs Erste spiele ich ihn nicht, sondern Herr Baumeister, wohl spiele ich aber einen Vater in der „Vornehmen Ehe", aber ein fünfzehnjähriges Mädchen ist mein Kind.

Als die brillante Rolle des Vaters in „Vater und Sohn" vacant wurde, wollte sie mir Laube anfänglich auch geben, kam aber auf meinen Einwurf, daß ich factisch noch zu jung dazu sei, wieder davon ab.

Herr Bauernfeld sagt, ich spiele auch den Rietberg in der „Modernen Jugend" — sehr wahr, aber auch diese Rolle war für Fichtner, und zwar für den älteren Fichtner berechnet, auch für diese Rolle bin ich noch zu jung. Alle Welt sagte mir's und man hatte Recht; denn wenn man zu einem Dreißiger sagt: „Sie sind noch jung," so hat das lange nicht den Reiz und die Bedeutung, als wenn man es zu einem veritablen Fünfziger sagt, wenn dieser auch auf der Bühne jünger als der veritable Dreißiger aussieht. Ich könnte ja weit eher den alten Klingsberg spielen, weil ich für diese Rolle wenigstens eine ältere Maske machen kann — aber wenn ich derlei Rollen mit meinem gewöhnlichen Haar und Bart spielen muß, so ist das doppelt schwierig für mich und zuletzt glaubt man mirs nicht.

Nichtsdestoweniger und trotz den angeführten Gründen, die gewiß jedermann billigen wird, bin ich bereit, die Rolle des „Vaters" zu übernehmen — einerseits um Euer Excellenz zu überzeugen, daß ich Ihren ausgesprochenen Vorwurf nicht verdiene und daß ich stets bereit bin, wenn es nur irgend möglich, eine Verlegenheit der Direction zu heben, andererseits will ich

sehr gerne die Gelegenheit ergreifen, mich dem Dichter Bauernfeld, dem ich so viele andere dankbare jüngere Rollen verdanke, erkenntlich zu zeigen.[2]

Genehmigen Euer Excellenz die Versicherung meiner unbegrenzten Verehrung und Hochachtung, mit welcher ich mich nenne

Euer Excellenz

ganz ergebener

A. Sonnenthal.

Wien, den 21. Jänner 1870.

[1] Adolf Fichtner, geb. 4. Januar 1835 in Wien, war von 1855 bis 1856 in jugendlichen Liebhaberrollen am k. k. Hofburgtheater tätig und nahm 1858 ein Engagement an das Hoftheater zu Koburg-Gotha an, wo er bis zu seinem Tode — 24. April 1874 — verblieb. — [2] „Der Vater", Lustspiel in drei Akten von Eduard Bauernfeld, dessen Uraufführung am 19. April 1834 stattgefunden und das seit 1864 nicht mehr gegeben worden war, ging am 24. Februar 1870, neu einstudiert, vorerst zum Besten des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" im Theater an der Wien, und sodann am 5. März desselben Jahres auf der Bühne des Hofburgtheaters in Szene. Sonnenthal spielte die Rolle des „Vaters", das Ehepaar Hartmann seine Kinder.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Leipzig, 9. Februar 1870.

Soeben bringt mir Frl. Delia[1] Ihren Brief[2], lieber Freund.

Sie wollen Rath, wie Sie loskommen können?[3] Der liegt auf der Hand; er liegt in Ihrem Contrakte. Mit wem haben Sie ihn abgeschlossen? Mit Laube. Ist der noch da? Nein. Er aber — sagen Sie — war der Hauptfactor, an welchen ich meine Zukunft in dem Contrakte knüpfte; sobald er ausschied, entwich der Haupttheil meines Contraktes, und dieser Contrakt wurde hinfällig. Es ist kein Lohndienst, in den ich getreten, es ist ein Dienst um künstlerische Ausbildung. Ist die jetzt noch möglich? Nein. Ich habe gewartet, ich habe gehofft, umsonst — es ist keine künstlerische Leitung mehr da, der Hauptzweck geht also verloren, und so wird es nothwendig, daß auch ich gehe; mein Contrakt ist ohne Gegenleistung.

Dies sagen Sie in juridischer Form unter Terminangabe für die Ratenzahlung Ihrer Vorschüsse, und gehen. Nicht bei Nacht und Nebel, nein, am hellen Tage, die Veröffentlichung Ihrer Gründe ankündigend, wenn man Schwierigkeiten machen wollte.

Aber wohin? Gastiren. Gut. Jedoch mit einem festen Ziele — doch wohl, um nach Wien an ein anderes Theater zurückzukehren. An welches? An ein neu zu gründendes. Da liegt der Haas im Pfeffer.

Sprechen Sie mit Friedländer, der darüber nachgedacht, dafür geworben hat, der aber nicht Zeit genug hat, mir ausführlich zu schreiben. Schreiben Sie mir, was er vorzuschlagen weiß.[4] Fräulein Delia spricht mir von einem Bau beim Stadtpark. Auf dem Platze, welcher zum Rathausbau bestimmt war? Und welches soll die Beschaffung des Geldes sein? Sie darf den Pacht nicht zu sehr hinauftreiben. Ja nicht monumental! Sie brennen alle ab,[5] sind wenigstens alle in Gefahr. Für solche Gebäude ist monumentaler Aufwand Unsinn. Einfach. Auch mit Ziegelsteinen gibts schöne Façaden.

Das Leichteste hab' ich Ihnen wohl schon einmal angedeutet, und das halte ich für erreichbar. Der Kaiser streicht die ganze jetzige Administration des Burgtheaters aus, behält nur die Last der Pensionen — von da an nur eine bestimmte geringe Zahl neuer mit auf sich nehmend — und übergibt Local und Inventar des Burgtheaters einem Unternehmer, welcher gar keine Dotation (jetzt 80.000 Gulden) verlangt, sogar tausend Gulden Miethe zahlt. Damit fällt alle politische Verantwortung des Hoftheaters ebenfalls fort, und es heißt einfach „Burgtheater". Dieser Unternehmer bestimmt: wen er vom Personale behalten wolle. Der Rest wird pensionirt; wer Contract hat wird abgefunden, oder geht ans neue Unternehmen über.

Das ist große Ersparung an Geld, Sorge und Ärger für den Hof und — das Theater soll so gut werden, wie es nie gewesen.

Ich habe Sie damals gefragt, ob Sie den Plan nicht an eine unbefangene Person oben bringen können — Sie haben mir nicht eine Silbe darauf geantwortet. Und doch ist das,

ich beharre darauf, erreichbar, und ist von unabsehbarem Vorteile. Die Presse darf diesen Plan nicht auf den Hut stecken, denn alsdann setzen sie sich oben dagegen. Von oben muß er kommen. Habt Ihr nicht so viel Macht, die Ihr täglich Staatsactionen auf den Brettern einfädelt?

Nun erwidern Sie, nachdem Sie eine Woche lang Friedländer und Jemand von der oberen Seite gesprochen, Ihrem

Laube.

[1] Hermine Delia, geb. 4. April 1848 zu Wien, nachmalige Gattin des derzeit in Frankfurt a. M. wirkenden Intendanten und ehemaligen Charakterschauspielers Emil Claar. Von 1868 bis 1871 Mitglied des Leipziger Stadttheaters. Gest. 21. November 1908 zu Frankfurt a. M. — [2] Der Brief Sonnenthals, auf den sich Laube in vorliegendem Schreiben bezieht, ist leider — wie alle anderen an Laube gerichteten — nicht vorhanden. — [3] Es ist anzunehmen, daß Sonnenthal in seiner milderen Tonart auch eine mildere Form gebraucht haben mochte, als er Laube um Rat anging, ob und wie er auf korrektestem Wege seine Verpflichtungen gegen das Burgtheater zu lösen imstande wäre. Tatsache ist es indessen, daß seine Unzufriedenheit mit der künstlerischen Leitung des Instituts sich derartig gesteigert hatte, daß er nunmehr wirklich ernsthaft daran dachte, einen anderen Wirkungskreis zu suchen. Den unmittelbaren Anstoß zu diesem äußersten Entschluß hatte nun aber wohl Dr. Max Friedländer mit seinem Projekt eines neu zu gründenden Theaters gegeben, zu dessen Leitung er Laube, für dessen Mitwirkung er Sonnenthal gewinnen wollte. — Daß Sonnenthal seiner obersten Behörde seinen Seelenzustand nicht verhehlte, geht deutlich aus seinen Briefen an Baron Münch vom 4. November 1869 und 9. März 1870 (der an anderer Stelle gebracht wird) hervor, und überdies liegen aus jener Zeit Briefe an Münch und Wolff im Konzept vor, in denen Sonnenthal wiederholt darauf hinweist, daß sich ihm eine neue, seinen künstlerischen Ehrgeiz befriedigende Tätigkeit in Aussicht stelle und daß er, „wolle er nicht ganz zugrunde gehen," gezwungen sein würde, diese Gelegenheit tatsächlich zu ergreifen, wenn seine Wirksamkeit am Burgtheater keine ersprießlichere zu werden verspreche. — [4] Dr. Max Friedländer, Begründer und Herausgeber der „Neuen Freien Presse", geb. 18. Juni 1829 zu Pleß (Provinz Sachsen), gest. 20. April 1872 zu Nizza. Friedländer war mit der ehemaligen Schauspielerin Regine Delia, einer Schwester Hermine Delias, verheiratet. Das Projekt des Stadttheaterbaus tauchte damals zuerst auf, und zwar hauptsächlich veranlaßt durch die Unzufriedenheit des Wiener Publikums mit der Leitung der Hofbühne. Friedländer stand an der Spitze des Unternehmens. — [5] In der Tat ist das Wiener Stadttheater vierzehn Jahre später — am 16. Mai 1884 — abgebrannt.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Leipzig, 10. Februar 1870.

Ihren Brief vom 8. Februar, lieber Freund, hab' ich heut erhalten.[1]

Daß ich bei einem Theaterunternehmen in Wien zuvörderst „Ihrer sicher sein müßte", haben Sie mißverstanden. Ich habe damit nur Ihre schauspielerische Person gemeint, nicht aber ein Compagniegeschäft. Zu einem solchen tauge ich nicht; dafür bin ich viel zu eigenwillig, eigensinnig, ja despotisch, bin auch viel zu sehr der Meinung, daß ein Theater monarchisch dirigirt werden muß. Die erhöhte pecuniäre Stellung für Sie wäre auch erreichbar ohne Compagniegeschäft, zum Beispiele durch eine Tantième vom Gewinn.[2]

Das wäre also die erste Schwierigkeit. Machen Sie sich klar, ob eine Tantième sie überwände.

Wollen Sie 's ohne mich durchsetzen, so würden Sie 's — ich sag' es kühl und ohne Überhebung — nur zu einem halben, vielleicht nur zu einem zweifelhaften Erfolge bringen. Der Eindruck muß vollständig der sein: da entsteht das erste Theater Wiens. Ist 's dieser Eindruck nicht vollständig, so wird 's ein mittelmäßig Schicksal, bei welchem Ihre schöne schauspielerische Kraft sich aufreibt und zerreibt, wie es Baison, Lebrun und Ähnlichen ergangen ist. Diese Kraft sollen Sie behaglich pflegen, und doch auch in Ruhe mehr Geld gewinnen als jetzt, das heißt am Gewinne theilnehmen.

Hieraus ergiebt sich aber auch, daß die Concession an mich übergehen müßte, wogegen ja wohl kein Hindernis vorläge.

Das Capital, um Ihren Vorschuß bei der Burgkassa zu decken, würde ich vorstrecken, wenn ich an die Spitze träte.

Ferner: wenn auf mich gerechnet werden soll, dann muß der Bau rasch begonnen, und wo möglich bis zum Spätherbste vollendet und praktikabel sein. Denn ich bin ein alter Knabe, der sich nicht mehr auf 's Warten verlegen kann. Ich wiederhole dabei: den Bau so einfach als möglich, nichts von Monu-

mentalem. Alsdann praestirt man's auch mit 300,000 fl. und dabei steigt der Pacht schon über 20,000 fl. was hoch genug ist. Denn die Volksmenge hätten wir nicht wie Wiedner- und Carltheater.

Der Platz? Ringstraße wäre das beste. Franzjosefskai ist zu abgelegen. Höchstens ginge da der Platz, wo das Treumann-Theater stand.

So viel über den Plan, welchen Sie vorziehen. Ich ziehe hartnäckig das Burgtheater vor, und halte durchaus nicht wie Sie und Friedländer die Schwierigkeiten für unüberwindlich. Nur muß es nicht durch die Hofleute gehn, welche alle dagegen wären. An den Kaiser selbst muß man gehn, und vom Kaiser selbst muß es ausgehn. Am Leichtesten jetzt, wo eine Intendanzkrisis besteht, wie mir Friedländer telegraphirt.[3] Folgende Wege liegen vor: Sie nehmen selbst Audienz beim Kaiser, und sagen ihm, das Institut gehe zu Grunde, wenn er nicht einen Chef berufe, der schöpferisch sei, und den er, er allein, selbständig hinstelle. Nicht einer Hofcharge, sondern z. B. seinem Cabinethsrathe Braun solle er die Unterhandlung auftragen.

Oder Sie wenden sich an den ungarischen Premier Andrassy, daß er's dem Kaiser rathe. Die Ungarn organisiren jetzt ihr Nationaltheater mit übertriebenem Luxus an Vorsicht. Darauf hin deutend kann der Premier sagen: Majestät, retten Sie uns zum Vorbilde Ihr Burgtheater, indem Sie pp. pp.

Oder Sie gehen zu Beust, und sagen: Das thun die Ungarn, und uns läßt man untergehn! Bestimmen Sie Se. Majestät, daß er den Deutschen gerecht werde, und pp.

Ich weiß noch einen Weg, aber ich nenn' ihn noch nicht, so lange Sie nicht Eifer hierfür zeigen. Ich wiederhole Ihnen aber: Dies ist das Leichtere und Sichere. Wenn dies mein Unternehmen wäre, erwüchse Ihnen dieselbe Tantième wie dort, und sie würde reichlicher fließen.

Erst wenn dies Alles gescheitert ist, sollten Sie an das weitaussehende neue Projekt Hand anlegen.

Dies sind meine Gedanken. Entschlüsse habe ich dabei gar nicht, denn ich sitze hier in ganz guter Muschel. Ich gehe nur

hypothetisch darauf ein, weil ich weiß, daß man nur mit dem Wiener Publikum ein erstes Theater schaffen kann, und weil ich in dem hiesigen verflossenen Jahre eine wichtige Erfahrung gemacht habe. Die alten großen Stücke hier neu in Scene setzend hab' ich zu meiner Überraschung entdeckt, daß ich das weit besser kann als damals, da ich sie, jünger in der Praxis, in Wien in Scene setzte.

Und nun genug. Verdauen Sie ein paar Tage meine etwas bittere Nahrung, und sagen Sie mir dann erst Ihre Meinung.[4]

Herzlich grüßend

Ihr

Laube.

[1] Dieser Brief hat sich mit Laubes Brief vom 9. Februar gekreuzt. — [2] Aus Laubes Antwort geht hervor, daß Sonnenthal die erhöhte pekuniäre Stellung, welche ihm durch ein Kompagniegeschäft mit Laube erwachsen wäre, mit Freuden begrüßte, ja eine solche oder ähnliche Stellung vielleicht zur Bedingung seiner Mitwirkung gemacht hatte, da es ihm vor allen Dingen darum zu tun war, seinen Verpflichtungen gegen das Burgtheater gerecht zu werden, sodann aber auch, weil die Sorge um die Erhaltung seiner Familie — seine junge Frau war schwer erkrankt und bedurfte einer sorgfältigen, kostspieligen Pflege, und er hatte nunmehr für vier Kinder zu sorgen — ihn zu jener Zeit tief bedrückte. Wenn nun auch die Gründe, die ihn damals veranlaßten, das Burgtheater verlassen zu wollen, rein künstlerischer Natur waren, wie über jedem Zweifel klar und deutlich aus allen Briefen hervorgeht, so lag es doch andererseits auch nahe, daß er, im Begriffe, eine wenn auch nicht glänzende, so doch gesicherte materielle Stellung zu verlassen, darauf bedacht sein mußte, seine Zukunft und diejenige seiner Familie weiterhin sicherzustellen. — [3] Erst im November 1870 schied Baron Münch aus dem Amte. — [4] In seiner „Geschichte des Wiener Stadttheaters" schreibt Laube gleich am Eingang des ersten Kapitels: „Ich kam nach Beendigung des Leipziger Theaterfeldzuges nach Wien zurück, weil mir diese Stadt lieb und wert geworden war und weil ich hier lieber als anderswo den Rest meines Lebens beschließen wollte. Eine neue Theaterdirektion lag nicht in meinen Wünschen, obwohl ich oft in Leipzig meinen Freunden skizziert hatte, wie sich gerade in Wien ein erstes Schauspiel an richtiger Stelle und leicht gründen ließe." — Zwischen Laube und Sonnenthal scheinen über diesen Gegenstand keine weiteren Briefe gewechselt worden zu sein.

Friedrich Spielhagen[1] an Sonnenthal.

Berlin, 26. Februar 1870.

Sehr geehrter Herr!

Zugleich mit diesem gehen unter Kreuzband zwei Exemplare meines eben vollendeten Dramas „Hans und Grete“[2] an Sie ab, von denen das eine für Sie bestimmt ist. Wollten Sie das andere — ohne daß es Ihnen irgendwie unbequem fallen darf — an Frau Hartmann[3] gelangen lassen, vielleicht in meinem Namen selbst überreichen, so würden Sie mich dadurch noch zu besonderem Danke verpflichten.

Ich falle, geehrtester Herr, ein wenig mit der Tür ins Haus; aber „wenn es uns Ernst ist, was zu sagen“ — und ich kann Sie versichern: mit dem Wunsche, daß mein Hans von Ihnen zuerst auf einer deutschen Bühne dargestellt werde, ist es mir bitterer Ernst.

„Die Gedanken stehen ihm nicht niedrig“ meinen Sie. Aber meinen Sie es immerhin, wenn Sie das nicht abhält, das Stück recht bald zu lesen, und mir Ihr offenes, Ihr ganz offenes Urtheil darüber zu schreiben.

Ich glaube Ihnen auch mittheilen zu sollen, daß ich auf den Rath meines verehrten Freundes Herrn Fr. Wallner — der sich auch Ihnen durch mich bestens empfehlen läßt — unter Verfügung eines Exemplars an Herrn Wolff geschrieben habe.

Und nun verstatten Sie mir nur noch, Sie herzlich zu grüßen und der vorzüglichen Hochachtung zu versichern, mit der ich bin

Ihr ganz ergebener

Friedrich Spielhagen.

[1] Friedrich Spielhagen, Romanschriftsteller und Dramatiker, geb. den 24. Februar 1829 zu Magdeburg, gest. den 25. Februar 1911 zu Berlin-Charlottenburg. — [2] „Hans und Grete“, Schauspiel in fünf Akten von Friedrich Spielhagen, wurde zuerst am 12. Oktober 1870 für den Verein „Schröder“ am Carltheater; sodann am 18. Oktober desselben Jahres zum ersten Male am Burgtheater gegeben. Sonnenthal spielte den Herzog, Baumeister den Hans, Frau Hartmann die Grete. — [3] Helene Hartmann, geborene Schneeberger, k. u. k. Hofschauspielerin, geb. den 14. September 1843 zu Mannheim, betrat am 10. Juni 1867 als Lorle in „Dorf

und Stadt“ zum erstenmal die Bühne des Burgtheaters, dem sie als muntere und sentimentale Naive bald als erste hervorragende Kraft angehörte. In späteren Jahren wandte sie sich mit demselben Erfolge dem älteren Rollenfache zu und starb nach dreißigjährigem ruhmvollen Wirken am Burgtheater nach kurzer Krankheit am 12. März 1898 zu Wien. Helene Hartmann war seit dem Jahre 1868 mit ihrem Kollegen Ernst Hartmann verheiratet.

Sonnenthal an Direktor Wolff.

Wien, den 4. März 1870.

Mein werthester Freund!

Die gestrige Leseprobe der „Sara Sampson“ hat mich in meinem Urtheil über das Stück nur noch mehr bestärkt und ich stimme Dir völlig bei, daß es nicht mehr denn eine „literarische Curiosität“ sei, von der ich mir nichts weiter als höchstens einen succès d'estime verspreche. Um aber nur diesen Erfolg zu erreichen, dünkt mich das Opfer des Einstudierens dieser durchwegs schwierigen und speciell meiner höchst undankbaren Rolle zu groß. Versteh' mich recht: würde ich mir von dem Stück einen Erfolg versprechen, oder böte meine Rolle ein künstlerisches Interesse, wie etwa der ähnliche Clavigo oder der Prinz in „Emilia Galotti“, so würde ich für meinen Teil gerne das Opfer bringen und die Rolle lernen; — aber das Stück ist kalt „bis ans Herz hinan“ und läßt kalt, die Liebe wie der Haß sind berechnet und abgezirkelt, es ist alles so conventionell, nichts unmittelbar. Die Erscheinung des Kindes, die letzte Verzeihung des Vaters dem Mellefont gegenüber bringen jedes die entgegengesetzte Wirkung hervor — Ersteres statt zu rühren ist widerlich und letzteres unwahr und lächerlich. Und nun dieser Mellefont! — Ich kenne im ganzen deutschen Repertoire keinen jämmerlicheren Patron, keinen ekelhafteren Kerl, keine Rolle, die so schwierig und zugleich so undankbar wäre. Dabei, trotz der Einrichtung und Bearbeitung, diese Sprache, die trotz Lessing für unsere Zeit, für unser 19. Jahrhundert doch nun einmal zu zopfig ist und, bei aller Pietät für den großen Dichter, nun und nimmermehr interessiren kann!

Ich weiß sehr wohl, daß mit meiner Weigerung, die Rolle

des Mellefont zu spielen, auch die Aufführung des Stückes unmöglich ist, aber meine Überzeugung von einem Mißerfolg oder — wenn es gut geht — von einem halben Erfolg, ist so fest, daß ich mit dieser meiner Weigerung unserem Repertoire nicht den geringsten Schaden zufüge.[1]

Mit meinen besten Grüßen

Dein ergebener

A. Sonnenthal.

[1] „Miß Sara Sampson", Trauerspiel in fünf Akten von Lessing, wurde am 30. Mai 1870 zugunsten des Vereins „Schröder", der vor kurzem auf Anregung Sonnenthals von August Förster, Ludwig Gabillon und Sonnenthal ins Leben gerufen worden war, im Karltheater zum ersten Male aufgeführt. Das Burgtheater brachte die erste Vorstellung der Tragödie am 17. September 1870. Sonnenthals Voraussicht, daß das Stück nur einen Succès d'estime davontragen würde, bewahrheitete sich: es mußte nach der vierten Vorstellung abgesetzt werden und verschwand für alle Zeiten vom Repertoire des Burgtheaters. Anders verhielt es sich mit der Rolle des Mellefont, die Sonnenthal nur mit Widerwillen übernommen hatte, weshalb er überdies mehrfach von der Presse heftig angegriffen wurde. In einem Briefe Gabillons an Betty Paoli (Helene Bettelheim: „Ludwig Gabillon") vom Mai 1870 heißt es u. a.: „Im Übrigen habe ich große Hoffnungen auf Miß Sara. Der zweite und letzte Akt wirken geradezu zündend. Alles war schon auf der Probe vollständig fertig. Sonnenthal wird ein wundervoller Mellefont." — Und am 1. Juni 1870 schreibt er: „Sara Sampson zeigte neulich wieder, welch guter Geist trotz Allem noch in den Schauspielern steckt. Musterhaft studirt, bis ins Kleinste ausgearbeitet, brachte jeder in seinem Part etwas Volles und Ganzes. Zerline und Sonnenthal geradezu bedeutend." Über das Stück schreibt Gabillon: „Das Stück macht einen merkwürdigen Eindruck. Stellen Sie Dumas fils auf einen Sockel, bekleiden Sie ihn mit Perrücke, gesticktem Rock und Degen, da haben Sie Sara Sampson! Es liegt etwas Eigenes und Mächtiges in solchen Experimenten, es rüttelt die Schauspieler auf aus ihrer Lethargie, und jeder sucht nach neuer That! Warum ließ sich Laube diesen Wurf entgehen? „Sara Sampson" könnte für immer auf dem Repertoire bleiben, und in gleichem Rechte, in gleicher Linie mit den übrigen Lessing'schen Werken jährlich ein paarmale gegeben werden. Ist das kein Gewinn? Die Einnahme überstieg, wenn man die Temperatur — 24 Grad im Schatten — und die vorgerückte Jahreszeit — alles ist bereits auf dem Lande — in Anschlag bringt, unsere kühnsten Erwartungen. Wir nahmen bei nicht ganz vollem Hause 3300 Gulden ein. Sehr angenehm für den Schröder-Verein!" — Gabillon dachte literarischer über das Stück als

Sonnenthal, der es rein nur vom Standpunkte der Bühnenfähigkeit aus beurteilte, und mit seinem Urteile auch recht behielt. — Es handelte sich bei Sonnenthal aber nicht um die Rolle des Mellefont allein. Aus seinem Briefe spricht mit deutlichen Worten die Unzufriedenheit, welcher er wohl in seinen Briefen an Laube, sowie in seinem Schreiben an Baron Münch vom 4. November 1869 unverhohlenen Ausdruck verliehen hatte, von der aber noch mehr ein Brief an Halm, datiert vom 9. März 1870, der im Konzepte vorliegt, Zeugnis gibt. — „Ich habe Laubes Abgang," heißt es in dieser Zuschrift, „so empfindlich er auch das ganze Institut, und speciell mich, betroffen, bereits angefangen als fait accompli zu betrachten, ich habe mich in das Unvermeidliche gefügt und meine ganze Kraft, mein ganzes Können und Wollen aufs Neue eingesetzt für ein Institut, dem ich so viel verdanke, welches mich im Vereine mit einer vorzüglichen artistischen Leitung, mir zur Seite stehenden glänzenden Vorbildern und, begünstigt durch ein wohlwollendes, aufmunterndes Publikum, glücklich über die schwierigsten Lehrjahre hinausbrachte — ich dachte jetzt erst recht daran, das Erlernte zu verwerthen und durch meine Nützlichkeit dem Institute meine Schuld abzutragen — ich habe mich getäuscht, ich sehe mich in meinem Streben gehindert, mein Talent erhält keine Nahrung, mein Ehrgeiz keine Befriedigung. Seit zwei Jahren experimentiert man mit mir, bald drängt man mich zu Rollen, die nicht meinem ausgesprochenen Fache, bald zu solchen, die meiner Individualität nicht zusagen — — ich, der ich in den vierzehn Jahren, in welchen ich die Ehre habe, dem Hofburgtheater anzugehören, nie um eine Rolle petitionirte, ich muß jetzt mit Abgang drohen, bis man ein Stück aufs Repertoire bringt, welches eine mir zusagende Rolle enthält (welches Stück nebenbei gesagt enormes Glück macht),* ich muß betteln um Wiederaufnahme eines älteren Repertoire-Stückes wie „Waldemar"** — welches man aber trotz meiner wiederholten Bitten consequent nicht gibt — und während neue gute Stücke mit brillanten Rollen (und diese machen ja doch nur den Schauspieler) auf Vorstadtbühnen abgespielt werden, kommt wieder eine Rolle, wie der Mellefont an mich, an der ich mir die Zähne ausbrechen kann mit der gewissen Voraussicht, so viele undankbare Mühe an den Halberfolg eines, wenn auch classischen, doch immerhin veralteten Stückes zu verwenden. So flossen zwei Jahre dahin ohne Anregung von außen, ohne künstlerischen Aufschwung nach

* „Umkehr", Schauspiel in vier Akten von Leroy und Regnier, wurde am 17. Dezember 1869 zum ersten Male am Burgtheater gegeben. Das Stück enthielt glänzende Rollen für die Wolter, Sonnenthal, Gabillon, Kraftel, Hartmann, Fräulein Bognar und Frau Haizinger und wurde auf viele Jahre hinaus ein beliebtes Repertoirestück des Burgtheaters.

** „Graf Waldemar" war am 18. Oktober 1859 zum ersten Male am Burgtheater gegeben worden.

innen, und diese Zeit war wohl hinreichend genug, um alle Lust und Liebe, die ich für dieses mir theure Institut mitgebracht, allmählich einzubüßen und mir meine Stellung hier gründlich zu verleiden ..." — Dieser Brief deutet auf eine tiefe Verstimmung Sonnenthals, die freilich auch, wie schon erwähnt, noch durch das erschwerende Moment häuslicher, das Gemüt bedrückender Sorgen gesteigert wurde, in erster Linie durch die Krankheit seiner jungen Frau, die, seit längerer Zeit schwer leidend, die rauhere Jahreszeit in Wien nicht vertragen konnte und während der Herbst- und Wintermonate ein südliches Klima aufsuchen mußte, ohne daß die mit schweren Opfern erkaufte Trennung von Mann und Kindern ihrem Leiden Linderung zu bringen vermochte. — In dieser tiefbedrückenden Gemütsverfassung, in der sich der Künstler ja schon seit Monaten befand, mögen nun wohl Friedländers Pläne für ein neu zu gründendes Theater, mit denen er Sonnenthal vertraut gemacht hatte, mit dem augenblicklichen Reize einer großen Versuchung auf ihn gewirkt haben. Freilich lagen noch all diese Pläne in weiter, weiter Ferne, dennoch aber mag ihm, wenn auch noch in unbestimmten Umrissen, das Endziel — wieder mit oder unter L a u b e an einem Theater wirken zu dürfen — als in jeder Beziehung unendlich verlockend vorgeschwebt haben. Die Unzufriedenheit, die zu jener Zeit allenthalben am Burgtheater gärte, hatte sich eben auch seiner vollkommen bemächtigt. Über Mangel an Beschäftigung konnte er wohl nicht klagen, allein die Art der Beschäftigung machte ihm keine Freude. Durch Wagners Erkrankung war er allmählich aus dem Fichtnerschen Rollenfach, das sein ureigenstes war und in das er sich schon so schön eingespielt hatte, in das Wagnersche hinübergedrängt worden, das seinem Talente damals weniger zusagte und in dem er sich auch der Kritik gegenüber anfangs nur schwer zu behaupten vermochte. Vor allem aber fehlte die sichere künstlerische Führung, die unter Laubes Direktion den jungen aufstrebenden Künstlern von unendlichem Werte war und die speziell Sonnenthal schmerzlich vermißte. So trat in jener Zeitperiode der gewiß einzige Moment ein, in dem er wirklich glaubte, die Lust und Liebe zu dem Institute verloren zu haben, an dem zu wirken der sehnsüchtigste Wunsch seiner Jünglingsjahre war. Allein ihm zum Heile gelangte vorerst das Projekt des Friedländerschen Theaterunternehmens nicht zur Reife, verhielt sich Laube vor allem noch zurückhaltend und zuwartend zu dieser Frage. Und dies war, wie schon an anderer Stelle gesagt wurde, ein Glück für Sonnenthal, denn der Schritt, den er in einer Zeit des tiefsten Verfalls des Burgtheaters, aus einer Art künstlerischen Selbsterhaltungstriebs heraus gewagt hätte, wäre ihm nimmer zum Segen geworden. Es hätte ihm immer der ruhige Boden gefehlt, auf dem allein sein Talent sich bis zu jener Stufe entfalten konnte, die ihm stets als höchstes Ziel vorgeschwebt, das zu erreichen er immer vor Augen hatte, und überdies hatte, ihm unbewußt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zum Burgtheater damals schon so festen Besitz von ihm ergriffen, hatte

schon so kräftige Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, daß er nimmermehr, ohne es später bitter zu bereuen, dieses Institut hätte verlassen können, das ihm in Wahrheit — wie er selbst immer wieder betonte — zu seiner künstlerischen Heimat geworden war, wobei freilich auch zu bedenken ist, ob er im Augenblicke der wirklichen Entscheidung es auch wirklich über sich gebracht haben würde, das Burgtheater zu verlassen, und ob das Burgtheater seinerseits ihn so leichten Kaufs hätte ziehen lassen. Baron Münch wenigstens, der sich über den allmählichen Niedergang des Theaters längst keinen Täuschungen mehr hingab, tat sein möglichstes, den ihm persönlich werten Künstler zufriedenzustellen. Und nun traten auch unerwartete Konstellationen ein, die im Hinblick auf die Leitung des Burgtheaters auch in ihm vielleicht ihm selbst ganz unerwartete Gedanken und Ideen reifen ließen. Nachstehender Brief Laubes an Sonnenthal berichtet vorerst über ein Ereignis, das — in seinen Ursachen scheinbar ganz unwichtig — doch in Theaterkreisen ganz bedeutende Wirkungen nach sich ziehen sollte.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Leipzig, 18. März 1870.

Lieber Freund!

Ich habe Herzfeld[1] plötzlich entlassen müssen, weil er Abends im Theater einen Kritiker (Dr. Silberstein) meuchlings überfallen hat mit Faustschlägen (ins Auge)[2] — und bin dadurch im Repertoire verarmt. Können Sie nicht Ihre Gastspiel-Engagements so ineinander schieben, daß Sie zunächst gleich hier ein paarmal spielen? Wenn ja, so telegraphiren Sie mir und schlagen Sie Rollen vor.[3]

Ihr

Laube.

[1] Dr. Albrecht Herzfeld, Salonliebhaber und Bonvivant, geb. den 7. Juni 1840 zu Wien, von 1864—1870 Mitglied des Leipziger Stadttheaters. — [2] Dieser anscheinend geringfügige Vorfall, welcher sich am 14. März 1870 fast im Zuschauerraum des Leipziger Stadttheaters abspielte, hatte sein Vorspiel und auch seine schwerwiegenden Konsequenzen. Laube fühlte sich schon lange nicht so wohl in Leipzig, als er es Sonnenthal noch vor kurzem geschrieben hatte. Seine Stellung wurde ihm auf alle erdenkliche Art erschwert und verbittert. Die Entlassung Herzfelds, der ein Liebling des Publikums war, schlug vollends dem Faß den Boden aus. Laube schildert die ganze Angelegenheit ausführlich in seiner „Geschichte des Norddeutschen Theaters", Kapitel XIV. „Ich schlug mir

selbst damit die größte Wunde," schreibt er, „indem ich eine Hauptperson aus meinem Ensemble riß und den größten Teil meines Repertoires zerstörte. All die unsägliche Mühe, welche wir uns gerade mit diesem jungen Schauspieler so erfolgreich gegeben, war dahin, und er persönlich, der offenbar nur verhetzt worden, tat mir herzlich leid — aber wie soll das Theater gedeihen, wenn man seine moralischen Grundbedingungen untergraben läßt!" — Die Folgen dieser Entlassung ließen nicht auf sich warten. Es gab Theaterskandal auf Theaterskandal, offene und versteckte Umtriebe, durch welche man Laube zwingen wollte, andere Künstler zu entlassen, um Herzfeld zu rächen, und Schikanen auf Schikanen. Noch war Laubes Autorität stark genug, um diesen ganzen Spuk bekämpfen zu können, allein die Lust und Freude an der Führung des Theaters war ihm abhanden gekommen. „Für mich waren diese Vorfälle tief abschreckend," sagt er, „ich machte also mein Testament." — Am 25. Mai 1870 nahm er seine Entlassung, führte aber die Direktionsgeschäfte noch weiter bis 1. September desselben Jahres, an welchem Tage Friedrich Haase die Direktion des Leipziger Stadttheaters übernahm. — [3] Sonnenthal, der für seinen Urlaub — 25. März bis 9. April — bereits mit Pest abgeschlossen hatte, konnte das Gastspiel nicht akzeptieren.

Adolf Wilbrandt[1] an Sonnenthal.

(Ende März 1870.)

Verehrter Herr!

Es ist mir ein großes Vergnügen, einem Künstler, den ich so hoch stelle, so liebenswürdig finde, wie Sie, gefällig sein zu können; um wie viel mehr, wenn sein Wunsch für mich so ehrend ist. Ich schicke Ihnen das letzte Exemplar von „Unerreichbar"[2], das ich noch besitze, und werde dem Agenten (Michaelson in Berlin) mittheilen, daß ich der Pester Direction das Honorar nachgelassen habe. Möge denn das Stückchen auch dort Freude machen! Mir ist es — sehr aufrichtig gesagt — ein Schmerz, den Leonhard nicht auf dem Burgtheater gesehen zu haben; Ihr Talent für Rollen dieser Art ist unvergleichlich, — und ich hoffe sehr, Ihnen noch manche (und größere) Rolle zu schreiben und dann der erste und wärmste Ihrer Zuschauer zu sein.

Lassen Sie mich Ihnen einstweilen sagen, daß ich Sie herzlich verehre!

Mit bestem Gruß

Ihr ganz ergebener

A. Wilbrandt.

[1] Dr. Adolf Wilbrandt, dramatischer, lyrischer Dichter und Novellist, geb. den 24. August 1837 zu Rostock in Mecklenburg, von 1881—1887 Direktor des Hofburgtheaters. Gest. den 10. Juni 1911 zu Rostock. — [2] „Unerreichbar", Lustspiel in einem Akt von Adolf Wilbrandt, wurde am 18. Mai 1869 zum ersten Male am Burgtheater gegeben. Sonnenthal brachte das Stückchen anläßlich seines Gastspieles am Deutschen Theater in Pest (unter der Direktion Gundy) am 3. April 1870 zur Darstellung.

Die k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater an Sonnenthal.

Wien, den 10. Juni 1870.

Seine Durchlaucht der Erste Herr Obersthofmeister hat über meinen Antrag mit Hohem Erlasse v. 9. d. M. die einstweilige Auflassung der durch die Vorrückung des Doctors August Förster zum Regisseur in Erledigung gekommenen Unterregisseursstelle, dagegen aber Ihre Ernennung zum überzähligen, in Rechten und Pflichten den wirklichen vollkommen gleichstehenden Regisseure mit dem Funktions-Gehalte jährlicher Sechshundert Gulden und dem Vorrückungsrechte in die zunächst in Erledigung kommende wirkliche Regisseursstelle und in die hiefür sistemisirten Bezüge zu genehmigen befunden.

Es gereicht mir zu ganz besonderem Vergnügen, Sie von dieser Ihnen in Anerkennung Ihrer wahrhaft künstlerischen und ausgezeichneten Dienstleistung zu Theil gewordenen Auszeichnung mit dem Bemerken in Kenntnis setzen zu können, daß Ihnen obiger Gehalt v. 1. Juli d. J. an bei der K. K. Hofburgtheater-Kasse in den gewöhnlichen monatlichen Raten flüssig gemacht wurde.[1]

Der General-Intendant der K. K. Hoftheater:

Münch.

[1] Als Beweis von Baron Münchs bester Absicht, Sonnenthals Stellung am Burgtheater des weiteren zu festigen und zu fördern, erfolgte am 10. Juni 1870 seine Ernennung zum Regisseur, die ihm in vorliegendem Schreiben der Generalintendanz mitgeteilt wurde, und der am 26. April 1871 — nach dem Hinscheiden Ludwig Löwes (gest. 7. März 1871) — die Ernennung zum wirklichen Regisseur folgte; und das „Tagebuch" verzeichnet am 11. Juni 1870 eine Aufführung von Freytags Schauspiel „Graf Waldemar", die sich Sonnenthal so sehr gewünscht hatte. — Um

diese Zeit war Baron Münch körperlich schon sehr leidend, und die Leitung des Theaters machte ihm immer schwerere Sorgen. Sonnenthal war, wie gesagt, nicht der einzige, der sich unter der Direktion Wolff unglücklich fühlte, und die Klagen und Beschwerden von allen Seiten mehrten sich. Halm mußte einsehen, daß die Stellung seines Direktors unhaltbar geworden war. Nach Laube mußte es ja wohl jedem Direktor schwer fallen, seine Autorität zu behaupten, sieht man aber gar das verschüchterte, ja verängstigte Gesicht August Wolffs, wie es dem Beschauer aus einer verblaßten alten Photographie entgegenblickt, so bedauert man den armen Mann, dessen Schuld es gewiß nicht war, daß er auf einen Posten gestellt wurde, den auszufüllen seine Kräfte und Fähigkeiten nicht hinreichten. Wie wenig er überhaupt, und gar als unmittelbarer Nachfolger Laubes, seiner Aufgabe gewachsen war, beweist die Tatsache, daß Halm, als er selbst im Herbst 1870 krankheitshalber aus dem Amte scheiden wollte, Laube — trotz allem, was zwischen ihnen vorgegangen war — als seinen Nachfolger aufs Wärmste empfahl und ihm, der nach Wien zurückgekommen, diese Nachricht hörte und den alten Freund und Gegner aufsuchte, entgegenrief: „Nun, Laube, Sie haben Recht behalten! Es taugt nicht, wenn der artistische Direktor nicht Ihre damaligen Vollmachten hat. Aber Sie hätten doch bleiben sollen." — „Und er klagte bitterlich," erzählt Laube weiter, „daß es ihm allmählich unmöglich werde, den Niedergang des Instituts aufzuhalten." — „In längerer Unterredung fand sich's," berichtet er an anderer Stelle (in seinem Nachruf für Halm), „daß wir jetzt wie sonst in allen Kapitalfragen des Theaters wörtlich übereinstimmten, und wir trennten uns mit dem Übereinkommen, daß er noch eine Zeitlang Intendant bleiben werde, und daß ich wieder als artistischer Direktor mit meinen früheren Vollmachten eintreten sollte." Halm war so überzeugt davon, der oberste Chef der Theaterbehörde werde mit der Wiederernennung Laubes einverstanden sein, daß dieser, wie er in seinen „Erinnerungen" erzählt, „vierzehn Tage lang als stiller Direktor alle Vorbereitungen betrieb". Allein es kam anders. Halms körperliches Leiden steigerte sich derart, daß er noch früher, als er gedacht, seinen Abschied nehmen mußte. Inzwischen war Herbeck zu Dingelstedts Nachfolger in der Direktion der Hofoper vorgesehen worden, und nun berief Fürst Hohenlohe Dingelstedt zur Direktionsführung des Burgtheaters. So war Laube frei, dem neu zu gründenden Stadttheater, das zwei Jahre später — am 15. September 1872 — eröffnet wurde, seine Leitung zuzusichern. Auf Sonnenthals Mitwirkung zählte er zu jener Zeit freilich nicht mehr, denn trotz seiner unverändert treuen Anhänglichkeit und Verehrung für seinen einstigen Direktor dachte Sonnenthal nicht mehr daran, das Burgtheater zu verlassen, in dem er nunmehr auch unter Dingelstedts Leitung wieder die vollste künstlerische Befriedigung gefunden hatte.

1871—1881

Dingelstedt

Franz Freiherr von Dingelstedt, berühmt als politischer Dichter, Novellist und Dramaturg, geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marberg (Hessen), von 1851 bis 1857 Intendant des Hof- und Nationaltheaters zu München, 1857—1867 Intendant des Hoftheaters zu Weimar, seit 1867 artistischer Direktor des k. k. Hofoperntheaters zu Wien, wurde zufolge kaiserlichen Erlasses vom 20. Dezember 1870 unter Enthebung von der Direktion des Hofoperntheaters zum k. k. Hofburgtheaterdirektor ernannt, wobei ihm, in Anerkennung seiner verdienstvollen Tätigkeit, der Titel und Charakter eines k. k. Hofrates verliehen wurde.

Das „Tagebuch" gibt über den Direktionswechsel folgenden kurzen Bericht: „Am 9. Dezember 1870 Wolff zum letztenmale in der Probe. Am 31. Dezember: Dingelstedt bei der ersten Regiesitzung. — 6. Jänner 1871: Dingelstedt zum erstenmale in der Probe."

Zu gleicher Zeit ungefähr — 1. November 1870 — hatte, nach dem Rücktritte des Freiherrn von Münch, Graf Rudolf Eugen Wrbna die Leitung der Generalintendanz der Hoftheater übernommen und führte sie bis Oktober 1874.

Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

Mein werthester Freund!

Gestern habe ich Ihre „Maler"[1] gelesen und bin nun schon wieder entzückt davon. Ein prächtiges Stück mit brillanten Rollen — ich erwarte mir einen großen Erfolg. Aber, wie mir Fräulein Baudius[2] sagt, wollen Sie es erst nach dem „Gracchus" aufführen lassen — dazu würde ich Ihnen nicht rathen, denn wir haben für diese Saison lauter Stücke schweren Kalibers. Wenn nun noch Ihr „Gracchus" dazu kommt, so haben wir nicht ein Lustspiel, während im anderen Falle, wenn die „Maler" zwischen den tragischen Stücken kommen, der Erfolg womöglich noch größer sein könnte. Also überlegen Sie sichs.

Gestern war die „Jugendliebe"[3] und wirkte wieder wie eine

Novität. Das trotz der Hitze volle Haus kam aus dem Lachen gar nicht heraus. Morgen sind die „Vermählten",[4] und so beherrscht der kleine Wilbrandt das große Repertoire.

Über meinen Erfolg in Berlin[5] werden Sie wohl gelesen haben — er war in der That glänzend, und mir that nur leid, daß ich in keinem Ihrer Stücke spielen konnte. Aber nächstes Jahr, wenn ich wieder einen ganzen Monat dort spiele, muß ich ein Stück von Ihnen bringen. Sie müssen mir eigens eines schreiben — oder geben Sie mir die „Maler"? Was den pecuniären Theil des Erfolges betrifft, so garantire ich Ihnen, daß er mindestens ebenso glänzend ausfallen muß, wie am Hoftheater, und der künstlerische Erfolg noch glänzender, denn es war nur eine Stimme in Berlin, daß man die Lustspiele am Hoftheater nie in solch vollendetem Ensemble gesehen habe, als bei Wallner. Und es wurde wirklich vortrefflich gespielt — ich habe mir natürlich sehr viel Mühe mit den Proben genommen und die Mühe lohnte sich. Also, mein Bester, schreiben Sie mir ein schönes vieraktiges Lust- oder Schauspiel mit einer brillanten Rolle — sonst aber habe ich gar keine Schmerzen, und nenne mich Ihren Sie aufrichtig verehrenden

A. Sonnenthal.

Wien, den 6. September 1871.

[1] „Die Maler", Lustspiel in drei Akten von Adolf Wilbrandt, wurde am 27. Oktober 1871 mit Sonnenthal als Oswald und Fräulein Baudius als „Motte" zuerst für den „Schröder"-Verein im Karltheater und am 30. Oktober desselben Jahres zum ersten Male am Burgtheater mit glänzendem Erfolg gegeben. — [2] Auguste Baudius, k. u. k. Hofschauspielerin, geb. 1. Juni 1844 zu Leipzig, als Darstellerin sentimentaler Liebhaberinnen von 1861 bis 1877 am Burgtheater hervorragend tätig. Seit 1873 vermählt mit Dr. Adolf Wilbrandt, dessen Ernennung zum Direktor des Burgtheaters 1881 sie mehrere Jahre von der Bühne fernhielt. Seit 1898 wieder am Burgtheater als Vertreterin ernster und heiterer Mütterrollen tätig. — [3] „Jugendliebe", Lustspiel in einem Akt von Adolf Wilbrandt, wurde am 17. Februar 1871 zum ersten Male am Burgtheater gegeben. Fräulein Baudius gab die Adelheid, Sonnenthal den Ferdinand. — [4] „Die Vermählten", Lustspiel in drei Akten von Adolf Wilbrandt, wurde zum ersten Male am 6. Juni 1871 am Burgtheater aufgeführt und war eines der beliebtesten Repertoirestücke der Hofbühne. — [5] Sonnenthal gastierte vom 17. Juli bis 2. August 1871 am Wallnertheater zu Berlin unter der Direktion Lebrun.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

München, den 20. September 1871.

Mein werther Freund!

Verspäteten, aber herzlichen Dank für Ihren überaus liebenswürdigen Brief! Ich dachte mit der Antwort zu warten, bis ich selber Antwort auf meine Einsendung der „Maler“ hätte: Ihr Brief gab den letzten Anstoß, mich für sofortige Einreichung dieses Stücks zu entscheiden. Wie ich nun zunächst durch die Baudius höre, soll es in der That schon Ende Oktober oder anfangs November, für den „Schröder“, heraus. Sehr zu meiner Freude: denn allerdings läge mir daran, das Stück noch in diesem Winter auch im „deutschen Reich“ auf die Bühne zu bringen, und doch thu' ich's nicht, eh' sich nicht auf Ihrem Burgtheater Form und Erfolg des Stücks festgestellt hat. Zugleich aber wäre mir's ein wahres Herzensvergnügen, wenn ich Ihrem Theaterverein etwas zu Liebe thun könnte.

Die Baudius setzt hinzu: „Einige Änderungen werden Sie wohl zugeben müssen.“ Wer, und welche Änderungen man etwa wünscht, darüber weiß ich noch nichts. Daß ich zu nützlichen Besserungen stets bereit, daß ich für glückliche Vorschläge herzlich dankbar wäre, brauche ich nicht zu sagen. Nur möchte ich gerne die Hand selber daran legen, wo es nöthig sein sollte; denn nur der Dichter kennt jedes Häkchen, an dem er irgend ein Motiv oder Motivchen aufgehängt hat, und nur der Dichter schreibt seinen eigenen Styl. In diesem Sinne hab' ich denn auch gestern an Dingelstedt geschrieben, daß ich den betreffenden Herrn und Meister — will sagen: Regisseur — freundlichst bitte, sich mit mir in Einvernehmen zu setzen. Und daß ich im äußersten Fall bereit wäre, zu mündlicher Verständigung früher nach Wien zu kommen; obwohl ich weiß, bester Freund, was ich meiner Zeit (ich habe so Vieles vor) damit zu Leide thäte.

Ich bitte also, wollen die Herren mich auf irgend eine Weise — so kurz, wie sie können: ich habe ein ziemlich schnellhöriges Ohr — etwaige Wünsche und Bedenken wissen lassen!

Jetzt oder später; — ich sitze, wie der Perser sagt, auf dem Sofa der Geduld und rauche die Pfeife der Erwartung.

Herzlich, Verehrter, habe ich mich über Ihre Berliner Triumphe gefreut! Es ist ein Segen vom Himmel, daß Sie ein ebenso liebenswürdiger Mensch wie Künstler sind; daß man Sie in jedem Sinne liebgewinnt. Sie werden mich immer von ganzem Herzen bereit finden, Stücke für Sie zu schreiben; es giebt keinen Mann auf Erden, für den ich es lieber thäte.

Auf Wiedersehen in nicht langer Zeit! auf Ihren Brettern! Bis dahin

ganz der Ihre

A. Wilbrandt.

Eduard Bauernfeld an Sonnenthal.

Werther Freund!

Meinen herzlichen Dank für die Mühe, welche Sie gestern an eine nicht eben dankbare Rolle verwendet, sowie für Ihre thätige und fleißige Beihilfe bei Inscenirung des Stückes.[1]

Sprechen Sie meinen Dank auch sämmtlichen übrigen Darstellern aus, Damen und Herren, die der alten Neuigkeit durch tüchtiges Zusammenspiel auf die Beine geholfen.

Möchte es mir bei meinen vorgerückten Jahren vergönnt sein, Ihrem Talente und dem Ihrer Collegen, noch einmal etwas Neues und Würdiges darbieten zu können!

Ihr ergebenster

Bauernfeld.

Wien, 1. Oktober 1871.

[1] Am 30. September 1871 kam „Der kategorische Imperativ“, Lustspiel in drei Akten von Bauernfeld (zum erstenmal dargestellt am 17. März 1851), in neuer Bearbeitung zur ersten Aufführung.

Franz Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Da Sie, lieber Sonnenthal, heute schmählicherweise um Ihre Regie-Cigarren wie um die Probe-Cigaretten geprellt werden, erlaube ich mir, Ihnen Ihr Deputat hierbei zuzusenden.

Die Sorten sind schön — aber nicht „Zu schön",[1] um von Ihnen geraucht zu werden. Glückliche Reise in die Vorstadt wünschend

Ihr treu-eigener

Fr. Dingelstedt.

Sonnabend, 18. November 1871.

[1] „Tagebuch": 19. November 1871: „Ferdinand von Commery in ‚Zu schön', Lustspiel in einem Akt von Plouvier und Adonis. Für die Chicagoer Abgebrannten (Carltheater)."

Anton Hiltl[1] an Sonnenthal.

Hochverehrter Herr!

Aus den so hochinteressanten Mittheilungen des verstorbenen Heinrich Marr, mit dem mich ein langjähriges, inniges Freundschaftsbündnis verband, habe ich ersehen wie warm die Beziehungen auch zwischen Ihnen und dem Heimgegangenen waren, einen wie bestimmenden, entscheidenden Einfluß er auf die Entwicklung Ihrer bedeutenden und glänzenden künstlerischen Laufbahn ausgeübt!

Deshalb wende ich mich zuerst an Sie mit einem Vorschlage, dessen Inhalt Sie sowohl, als die Bedingungen und Beschränkungen, die ich dabei aufstelle, billigen werden, weil gerade Sie das innere eigenthümliche Wesen Marrs kennen und mir sicher beistimmen, in seinem Sinne gehandelt und entschieden zu haben.

Ich möchte die kleine Zahl der deutschen Schauspieler, die Heinrich Marr nahe standen, auffordern, zusammenzutreten, um das Grab, in dem der so hochverdiente Meister ruht, durch ein einfaches, schlichtes Denkmal zu schmücken!

Ich sage eine geringe Zahl! Es sollen und dürfen nur die sein, für die Marr ein wahres, lebendiges Interesse gehegt, die er gleichsam als seine Lieblinge, als Gesinnungsgenossen bezeichnete und hochhielt! Also nur diese, nicht die Gesammtheit der deutschen Bühne, will ich aufrufen. Einfach und prunklos soll der Grabschmuck sein, mithin der Beitrag des Einzelnen ein unbedeutender, denn ich wiederhole, es soll kein

Prachtwerk auf dem Marr'schen Hügel errichtet werden; so schlicht zum Beispiel, wie der Stein auf Eckhofs Grabe in Gotha! — Und so still und geräuschlos wie möglich soll diese ganze Angelegenheit behandelt werden.

Wollen Sie nun folgenden Mitgliedern die Aufforderung für den obengenannten Zweck mittheilen: Fräulein Wolter, den Herren: La Roche (der langjährige Freund Marrs, von dem er noch auf dem Sterbebette so viel erzählte), Lewinsky, Dr. Förster, Hartmann, und mich von dem Resultat in Kenntnis setzen.

Für die Mühe, die ich Ihnen verursache, Entschuldigung und Dank! Mit welcher wahrhaften Verehrung und Liebe Marr Ihnen als Künstler und Mensch anhieng, dafür ein Beispiel, dessen Mittheilung Sie sicher interessieren wird. Er besaß von Ihnen eine Dose mit einer Inschrift. Diese Dose führte er beständig bei sich. Vor ungefähr drei Jahren sagte er mir hier, er hege den Wunsch, „diese Sonnenthal'sche Dose" solle nach seinem Tode nicht im Besitz seiner Familie bleiben, sondern solle sich „von Schauspieler zu Schauspieler" vererben. Er vermache dieselbe mir, wolle das in die Dose graviren lassen (das hat er freilich bei dem schmerzlichen Leiden, das ihn hinwegraffte, versäumt), dann hätte ich „testamentarisch" über dies Erbstück zu bestimmen, und gleichfalls einstechen zu lassen, wer mein Nachfolger im Besitz der Dose sein sollte. — Ist nicht der eine Zug characteristisch für den seltenen Mann; geht nicht aus ihm die warme Anhänglichkeit für Sie, die hohe Bedeutung, die er Ihnen als Künstler einräumte, hervor?!

Ich werde Frau Elisabeth Marr[2] an den Willen des Verstorbenen in Betreff dieser Dose erinnern. Diese hochgeistvolle, liebenswürdige Frau wird ihn sicher erfüllen und ich besitze dann ein doppelt wertvolles Andenken.

Mit den Versicherungen der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr ergebenster

Anton Hiltl.

Braunschweig, den 15. Februar 1872.

[1] Anton Hiltl, geb. 11. November 1831 in Berlin, vortrefflicher Liebhaber und Bonvivant, von 1860 Mitglied des Braunschweiger Hoftheaters, woselbst er sich als Regisseur große Verdienste erwarb und 1874 zum Oberregisseur ernannt wurde. Gestorben am 28. August 1885 in München. — [2] Elisabeth Marr, geborene Sangalli, Gattin Heinrich Marrs, Schauspielerin und Schriftstellerin, gest. 6. Mai 1901 zu Weimar.

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Hochverehrtester Herr Hofrath!

Die leider von Tag zu Tag immer bedrohlicher werdende Krankheit meiner armen Frau,[1] sowie eine ungeheure Abspannung meiner Nerven, die wohl eine Folge dieser Krankheit sein mag, machen es mir für den Augenblick unmöglich, eine solch bedeutende Aufgabe, wie den „Selim"[2] in Angriff zu nehmen, und Sie würden mir und wohl auch der Sache einen großen Dienst erweisen, wenn Sie die Rolle anderweitig besetzten, wie es ja ursprünglich auch der Fall sein sollte.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

A. Sonnenthal.

Den 29. April 1872.

[1] Pauline Sonnenthal war im Frühling dieses Jahres in hoffnungslosem Zustande aus Meran zurückgekehrt. — [2] „Selim der Dritte", Trauerspiel in fünf Akten von Murad Effendi, wurde am 24. Mai 1872 zum ersten Male im Burgtheater gegeben. Den Sultan Selim spielte Kraftel. Das Stück erlebte nur sechs Wiederholungen.

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Mein hochverehrter Freund!

Heute Morgens ist meine arme Frau verschieden. Lassen Sie mir nur einige Tage für den ersten Anprall — nächste Woche stehe ich zu Ihren Diensten — —

Aus den „Biedermännern" lassen Sie mich ganz weg — ich wollte die Rolle schon vor Jahr und Tag an Hartmann

abgeben, und da das Stück zwei Proben hat und ich momentan durchaus unfähig zu einer Repetition wäre, so mögen Sie die Neubesetzung acceptiren.

Ihr unglücklicher

A. Sonnenthal.[1]

Sonntag, 16. Juni 1872.

[1] Pauline Sonnenthal war am Morgen des 16. Juni 1872 nach langer Krankheit in ihrem 29. Lebensjahre gestorben. Von Sonnenthals vier Kindern war damals das älteste elf, das jüngste drei Jahre alt.

Sonnenthal an Paul Lindau.[1]

Hier, mein guter Freund, in gedrängtester Kürze die gewünschten Daten: Anno 34 in Pest geboren und daselbst von guten rechtschaffenen Eltern erzogen, war ich genöthigt, nachdem ich seit meinem zehnten Jahre einen unbezwinglichen Hang zur Bühne in mir verspürte — (in Paranthese, ich hatte schon mit zehn Jahren in einem Haustheater debutirt und zwar in einer Frauenrolle mit enormem Glück) — diesen Gedanken für einige Zeit aufzugeben. Das Jahr 48 hatte nämlich meinen guten Vater zu Grunde gerichtet und ich mußte mit vierzehn Jahren auf einen Erwerb sinnen. Ich ergriff das leichtest zu erlernende Handwerk, ich wurde Schneider. Nach zwei Jahren freigesprochen, ging ich auf die Wanderschaft nach Wien, arbeitete dort als Geselle, und mit meinem ersten ersparten Groschen ging ich ins Burgtheater —

Aus wars! — ich hing Scheere und Nähnadel an den Nagel, und warf mich nun mit ganzer Seele aufs Studium. Ich ging zu Dawison, dieser fand einiges Talent in mir, studirte mir einige Rollen ein, und ich war noch nicht achtzehn Jahre alt, als ich in Temesvar als Phöbus im „Glöckner von Notre-Dame" debutirte. Ich blieb zwei Jahre in den vereinigten Theatern von Temesvar und Hermannstadt, ging von da nach Graz, wo ich Holtei kennen lernte, der sehr großen Einfluß auf mich übte. Nach einem Jahre wanderte ich nach Königsberg. Dort lernte mich Marr bei Gelegenheit seines Gastspiels kennen, schrieb hinter meinem Rücken an Laube,

und Laube antwortete alsbald in seiner eigenen Weise: „Ich verfolge Sonnenthal schon lange, wenn er so weit ist, schicken Sie ihn mir.“

Ich ging nach Wien — und da bin ich nun.

Was ich Laube während der Zeit seiner Directionsführung zu danken habe, das wissen Sie, das weiß alle Welt — wenn ich etwas geworden bin, so wurde ich es durch ihn. Er war mir immer ein wohlmeinender väterlicher Freund und ist es bis heute geblieben.

Vor zwei Jahren wurde mir die Stelle eines Regisseurs anvertraut, und meine Collegen geben mir das Zeugnis, daß ich mich auch darin nicht ungeschickt bewege. Seither habe ich wohl auf den besten Bühnen Deutschlands gastirt und mit Glück.

In Berlin bin ich „heuer“ zum viertenmale und habe nun das Glück, durch Ihre Feder der Nachwelt überliefert zu werden.[2]

Mit Gruß und Kuß Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

Berlin, im Juli 1872.

[1] Dr. Paul Lindau, dramatischer Dichter und Schriftsteller, derzeit erster Dramaturg der königl. Schauspiele zu Berlin, geboren den 3. Juni 1839 zu Magdeburg. — Adolf Sonnenthal und Paul Lindau hatten sich schon Ende der sechziger Jahre kennen gelernt, als der junge Schriftsteller bei seiner Rückkehr aus Italien sich einige Zeit in Wien aufhielt. Anläßlich Sonnenthals Gastspiel am Wallnertheater zu Berlin — Juli 1872 — wollte Lindau in der neu von ihm gegründeten Wochenschrift „Die Gegenwart“ über Sonnenthals Lebensgang etwas eingehender schreiben und bat den Künstler um einige Daten. — [2] Über Sonnenthals Gastspiel in Berlin, Juli 1872, schreibt Paul Lindau: „Sonnenthals Gastspiel hatte zwar künstlerisch einen unbestrittenen und großen Erfolg, aber die mörderische Hitze der Hundstage und wohl auch die nicht günstige Lage des Theaters, das bei den damaligen ungenügenden Verbindungen schwer erreichbar war, beeinträchtigten den Besuch; und das Stück, auf das Sonnenthal vor allem gerechnet hatte, mußte früher als beabsichtigt war, vom Repertoire abgesetzt werden. Von einem Einakter-Abend, in dem sich Sonnenthal von seiner liebenswürdigsten Seite zeigen konnte, glaubte der damalige Director Lebrun und auch sein Gast ein günstigeres Resultat sich versprechen zu dürfen, und dazu kam ihnen

als Novität ein kleines Stück gelegen, das ich durch den Krieg von 1870/71 angeregt, soeben vollendet hatte. Dieses kleine Stück hatte, vor allem Dank der ausgezeichneten Darstellung durch Sonnenthal, Antonie Janisch und einen blutjungen Schauspieler, der soeben nach Berlin gekommen und gleich durch seine erste Rolle als ‚Hermann‘ in den ‚Räubern‘ als ungewöhnlich talentvoll aufgefallen war — er hieß Gustav Kadelburg — in der Tat einen sehr freundlichen Erfolg. ‚In diplomatischer Sendung‘ wurde später mit dem Lustspielpreise des Laubeschen Stadttheaters ausgezeichnet. Diese erste gemeinsame künstlerische Arbeit knüpfte zwischen uns Beiden, die wir uns menschlich zu einander hingezogen fühlten, innige Beziehungen; und gute Freunde sind wir von diesem Augenblick an bis zum Dahinscheiden Sonnenthals 37 volle Jahre geblieben.“

Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

(Oktober 1872.)

Ich habe Deinen „Gracchus“ nunmehr zum zweitenmale gelesen und mein Interesse an Stück und Rolle hat nicht abgenommen. Was Letztere betrifft, würde ich sehr gerne darauf verzichten (um die mir ungleich mehr zusagende Rolle des Scipio zu spielen), wenn ein passenderer Darsteller dafür vorhanden wäre — aber wie unser Personale jetzt steht, ist die Rolle trotz alledem bei mir in den besten Händen. Du weißt, ich sage das ohne Überhebung — zudem sind die projectirten Darsteller, Lewinsky und Kraftel, Ersterer für Kleon, Letzterer für Lätorius prädestinirt. Also sei unbesorgt — gar zu wenig sagt mir der „Gracchus“ auch nicht zu, und einmal die Sache übernommen, mache ich sie zu meiner eigenen.

Mit Gruß und Handschlag Dein getreuer

A. Sonnenthal.

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Anbei, verehrter Herr Director, erlaube ich mir, Ihnen die Rolle des „Gracchus“ zur Verfügung zu stellen, und Sie zugleich zu bitten, mich von der heutigen Leseprobe des Stückes zu dispensiren.

Sie wissen, unter welchen Umständen ich die Rolle über-

nahm — weder theilten Sie sie mir zu, noch bewarb ich mich darum, vielmehr geschah es auf des Dichters speciellen Wunsch, den ich erst vor einigen Tagen dahin erfüllte, indem ich ihm nach wiederholter prüfender Lecture des Stückes wie der Rolle, unter Anderem schrieb, daß ich wohl bei dem jetzigen Stande unseres Personals mich für den geeignetsten Darsteller des „Gracchus" hielte (obgleich er auch mir nicht ganz zusagte) umsomehr da ich die beiden projectirten Darsteller der Hauptrolle — Lewinsky und Krastel — Ersteren für den Kleon, Letzteren für den Lätorius prädestinirt halte. Nun höre und lese ich gestern die Besetzung des Stückes und finde, daß Krastel in demselben ganz umgangen worden ist. Dies ist meiner Ansicht nach eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gegen ihn und es liegt mir als Regisseur, sowie als mittelbar Betheiligten an der Sache ob, zur Gutmachung dieser Ungerechtigkeit die Initiative zu ergreifen und die Rolle zu seinen Gunsten abzutreten, die ich eigentlich hauptsächlich nur auf den Hinblick, daß er der passendste Darsteller für den Lätorius sei, übernommen habe.

Es ist leider nicht so viel Zeit, auch den Dichter vor der Leseprobe zu verständigen, und bitte ich Sie, verehrtester Herr Hofrath — falls Sie mit mir einverstanden sind — ihn einstweilen in diese Zeilen Einsicht nehmen zu lassen, bis ich persönlich mit ihm gesprochen. Hoffentlich wird er so wenig wie Sie, Herr Hofrath, irgend eine unliebsame Weigerung von meiner Seite darin erblicken — ich thue es lediglich nur in der Absicht, eine Ungerechtigkeit hintanzuhalten, deren Consequenzen wir schließlich alle drei zu verantworten gehabt hätten.[1]

Mit der Versicherung meiner Hochachtung und Verehrung

Ihr ganz ergebener

A. Sonnenthal.

Wien, den 8. Oktober 1872.

[1] „Gracchus der Volkstribun", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt, gelangte am 18. November 1872 zur ersten Aufführung im Burgtheater. Krastel spielte den Gracchus, Hallenstein den Scipio, Lewinsky den Lätorius, Meixner den Kleon. Das Stück wurde zum letzten Male am 14. November 1886 gegeben.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Ober-St. Veit, 26. Juni 1873.
Chez nous.

Theurer Freund!

Meine Frau[1] — Dir von früher her wohl dem Namen nach als Auguste Baudius bekannt; es ist etwas lange her — meine Frau (ich muß es zweimal schreiben) liegt mit Migraine im Bett, sendet Dir aber mit mir die herzlichsten Grüße und den allerlieblichsten Dank für Dein so herzlich überraschendes reizendes Geschenk! Und für alles Gute und Liebe, das Dein Brief uns sagt.

Auf dauernde, schönste Freundschaft und Collegialität!

„Unerreichbar" wieder zu spielen, wird „meiner Frau" ein besonderes Vergnügen sein; wie sie auf ihren besonderen Wunsch hier nebenan noch „näher specificieren wird".

Und somit grüße ich Dich — bis auf mehr — von Herzen als Dein getreuer und glücklicher

Adolf Wilbrandt.

Liebster Freund, trefflicher College und liebenswürdiger Regisseur! Ich schließe mich den Worten meines geehrten Vorredners und noch geliebteren Mannes mit Freuden an. Es wird mir stets eine Ehre und Freude sein, Sie „meinen Geliebten" nennen zu können. Mein Mann erlaubt es auch. Nun noch einmal Dank, Dank für Ihre lieben, rührenden Worte und Ihr wundervolles Geschenk: Sie haben uns gerührt und erfreut.

Grüßen Sie alle Collegen, die unser freundlich gedenken, und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrer alten Freundin Baudius, die eines seligen Todes gestorben, und von Ihrer jungen Freundin

Auguste Wilbrandt.

[1] Am 24. Juni 1873 hatte die Vermählung Wilbrandts mit Auguste Baudius stattgefunden.

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Hochverehrter Herr Hofrath!

Die eiserne Nothwendigkeit zwingt mich, zu Beginn der neuen Saison mit einem Anliegen, mit einer Bitte an Sie heranzutreten, welche diesmal in den abnormen Theuerungsverhältnissen ihre Berechtigung finden mag.[1] Ich kann nämlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit meiner jetzigen Gage nun und nimmer auskommen. Ich möchte nicht gerne darauf hinweisen, daß ich im Hinblick auf manche meiner Collegen des In- und Auslandes, welche künstlerisch nicht über mir stehen, pecuniär doch schlechter gestellt bin, als Jene, es widerstrebt mir, zu erwähnen, daß mir im Laufe der letzten Jahre und Monate Anerbietungen gemacht wurden, die im Stande gewesen wären, nicht nur meine pecuniäre Lage wesentlich zu verbessern, sondern sogar mir und den Meinen eine Zukunft zu sichern; ich liebe das Institut, dem ich achtzehn Jahre mit Leib und Seele angehöre, zu sehr, als daß derartige Reizmittel mich bewegen könnten, dasselbe zu verlassen — aber ich gestehe auch andererseits, daß meine jetzige Gage nach Abrechnung aller nur gewöhnlichen Abzüge nicht hinreicht, die Opfer, die mein Stand mir auferlegt, bringen, geschweige für die Zukunft der Meinen sorgen zu können. Hätte ich nicht in den letzten Jahren glücklicherweise einige lucrative Gastspiele gemacht, ich stünde heute wieder auf dem Punkte, wo ich vor fünf Jahren stand.

Meine Bitte geht also dahin: mir einen jährlichen Zuschuß von Zweitausend Gulden bewilligen und meinen dreiwöchentlichen Frühjahrsurlaub um vierzehn Tage gütigst verlängern zu wollen.

Ich ersuche Sie, hochgeehrter Herr Hofrath, diese meine Bitte Seiner Excellenz dem Herrn General-Intendanten Grafen von Wrbna freundlichst vorzulegen.

Ich weiß nicht, inwieweit Sie selbst von der nothwendigen Erfüllung dieser meiner Bitte durchdrungen sind, um ein kräftiges Fürwort für dieselbe einlegen zu können, aber das weiß

ich, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen meine Stellung unhaltbar ist.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr Sie verehrender

Adolf Sonnenthal.

Wien, den 4. Oktober 1873.

[1] Es war das Jahr des Krachs.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Wien, 5. Oktober 1873.

Ich bin gerne bereit, lieber Sonnenthal, Ihren Wunsch einer Gehaltsaufbesserung bei Seiner Excellenz unserem hohen Chef zu befürworten, so warm wie ich es vermag, und wie es Ihre vieljährigen Verdienste um das Burgtheater, die sich unlängst wieder glänzend bewährt haben, rechtfertigen.[1]

Was den zweiten Theil Ihres Gesuches, Verlängerung Ihres außerordentlichen Urlaubs, angeht, so würde vielleicht eine günstige Entscheidung Seiner Excellenz zu hoffen stehen, wenn Sie sich entschlössen, die Zeit des Urlaubs von Ostern — wo wir Ihrer immer noch sehr bedürfen — in eine spätere Frist zu verlegen.

Sehen Sie zu, was Sie aus diesem Auskunftsmittel machen können, und wenden Sie sich dann offen und vertrauensvoll an unseren Chef, welcher Sie nicht minder hochschätzt, als ich, und bei dem Sie sich auf mich beziehen können, wenn Sie wollen.[2]

Freundlich grüßend Ihr ergebener

Fr. v. Dingelstedt.

[1] Im Jahre 1873 blieb, der Weltausstellung wegen, das Burgtheater auch den Sommer über geöffnet, wofür mit den darstellenden Künstlern ein Übereinkommen abgeschlossen wurde, demgemäß sie als Ersatz für die ausfallenden Ferien eine bestimmte Ablösungssumme und garantiertes Spielhonorar erhielten. Die Bedingungen des Übereinkommens mit Sonnenthal — datiert vom 19. Januar 1873 und schon mit Dingelstedts Unterschrift versehen — waren äußerst glänzende. Sonnenthal verzichtete jedoch auf diese Vorteile mit dem Hinweis darauf, daß er kein größeres Honorar als alle anderen ersten Mitglieder des Burgtheaters beanspruchen wolle. In einem Schreiben vom 1. Februar 1873

spricht Dingelstedt „auf Befehl Hoher Generalintendanz“ Sonnenthal seine aufrichtige Anerkennung zu dieser Entschließung aus. — Der Passus in dem vorliegenden Briefe Dingelstedts bezieht sich wohl auf diese Verzichtleistung Sonnenthals und auf seine künstlerische Tätigkeit während des Sommers 1873, in welchem er in rascher Aufeinanderfolge — vom 1. Mai bis 1. Oktober war er 73mal aufgetreten — die hervorragendsten Rollen seines damaligen Repertoires gespielt hatte. — [2] Als Ergebnis von Dingelstedts Befürwortung dieser Angelegenheit erhielt Sonnenthal am 9. November 1873 eine Zuschrift der Direktion, in welcher sie ihm die Entschließung Hoher Generalintendanz mitteilt, „in Anerkennung seiner ausgezeichneten Kunstleistungen“ sein Spielhonorar um fünf Gulden und „in Würdigung des Umstandes, daß er vorwiegend im Conversationsfache beschäftigt und deswegen zu namhaften Auslagen für diesen Zweck genöthigt sei“, sein Garderobegeld um jährlich 1500 Gulden zu erhöhen, und ihm überdies für das Jahr 1874 einen außergewöhnlichen Urlaub in der Dauer des Monates Mai zu gewähren. — Ein Jahr später — am 30. November 1874 — folgte des weiteren eine Erhöhung des Regiegehaltes, i. e. eine sogenannte Regie-Funktions-Zulage und die Gewährung eines Urlaubs vom 15. bis 29. Dezember 1874. — Um das im Laufe der Jahre wiederholte Ansuchen Sonnenthals um Erhöhung seines Garderobegelds einigermaßen zu erklären, soll hier daran erinnert werden, daß Sonnenthal zu jener Zeit in seiner Eigenschaft als erster Salonliebhaber und Bonvivant von der Bühne aus bezüglich seiner Kleidung für die elegante Männerwelt Wiens geradezu tonangebend geworden war. Es galt für die höchste Eleganz, sich wie Sonnenthal zu kleiden, die Form seiner Hüte, seiner Krawatten nachzuahmen, den Schnitt seiner Kleider — sei es Salon- oder Straßenanzug — zu kopieren, denn alles, was er trug und vielleicht noch mehr, wie er es trug, zeugte von einem auserlesenen tadellosen Geschmack. — Zur Charakterisierung des eben Gesagten sei folgende kleine wahrhafte Geschichte hier eingeschaltet. In den Salons der Fürstin Pauline Metternich wurde — es mag zu Ende der siebziger Jahre gewesen sein — eine kleine Dilettantenvorstellung vorbereitet, bei der Sonnenthal jedoch mitwirken sollte. Die Gesellschaftsdame der jungen Prinzessinnen, eine Französin, die noch nicht lange in Wien war, äußerte sich, als sie diesen Plan besprechen hörte, mit bedenklichem Kopfschütteln: „Aber wird denn Herr Sonnenthal nicht sehr gegen die andern abstechen?“ — „Ja, natürlich,“ sagte die Fürstin, „aber das macht ja nichts — man weiß ja doch, daß er ein Künstler und die andern nur Dilettanten sind.“ — „Ich meine nicht als Künstler,“ sagte die Dame etwas verlegen, „aber — enfin — es sind doch lauter vornehme Kavaliere, mit denen er spielt.“ — „Ach so—o!“ meinte die Fürstin gedehnt. „Ja, ja — da können Sie wohl auch Recht haben — na, Sie werden ja sehen!“ — Der Abend der Vorstellung kam heran. Sonnenthal, der sich in seinem Elemente fühlte, bewegte sich natürlich, frei, ungezwungen

und gänzlich unbefangen auf der Bühne, während seine Mitspielenden, wie es wohl allen Dilettanten gehen mag, nicht recht wußten, was sie mit Armen und Beinen anfangen sollten, besonders wenn sie nicht gerade zu sprechen hatten. Nachdem das Stückchen zu Ende gespielt war, eilte die Fürstin auf Madame X. zu und rief lachend: „Na, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie Recht behalten könnten mit Ihrer Befürchtung, Sonnenthal würde gegen die anderen abstechen? — Wie Domestiken haben unsere eleganten vornehmen Kavaliere neben ihm ausgesehen!!“ — Man kann aber daraus wohl entnehmen, daß, was Eleganz der Erscheinung betrifft, zu jener Zeit auch die höchsten Ansprüche an den Konversationsschauspieler gestellt wurden.

Karl von Holtei an Sonnenthal.

Breslau, im März 1874.

Lieber Freund Sonnenthal!

Wo sind die Tage hin, da Sie in der Gräzer Schmidgasse neben mir auf dem Sopha saßen, der Stunde harrend, die uns nach der Ressource zum Abschiedsmahl für den Polizeidirector Baron Paümann rufen würde?

Was ist seitdem nicht Alles geschehen! Wie viele Bekannte, dort wie hier, sind abgestorben; unser guter Paümann mit inbegriffen ... nur ich schleppe noch das Bissel Dasein — 's ist aber auch danach!

Ihnen gehts glänzend in der Kunst, wie ich vernehme, und neuerlich wurde auch versichert, Sie wollten wiederum ein Leben zu Zweien beginnen. Das soll aber, hör' ich, widerrufen worden sein!? Wie entstehen Gerüchte?? Eine Frage, die ich oft schon gethan, die mir jedoch bis jetzt noch niemand beantworten konnte. —

Vom Theater laß' ich mir nur noch erzählen, denn zunehmende Kränklichkeit bannt mich Abend für Abend ins Zimmer. Unter diejenigen, welche mir davon sprechen und bisweilen Erinnerungen an Vergangenes neu beleben, gehört meine Hausnachbarin, Hedwig Stein,[1] deren geistvolles und anmuthiges Geplauder dem alten morschen Scheusal Holtei manches erheiternde halbe Stündchen schenkt. Ich bin ihr dafür Dankbarkeit schuldig, die ich nicht besser abzutragen weiß,

als daß ich sie, die in Wiener Welt völlig Fremde und Unbekannte, Ihrem collegialischen Entgegenkommen empfehle, mit der Versicherung, daß Alles was Sie ihr durch artistische Beihilfe und Unterstützung Günstiges erweisen wollen, von mir, als mir persönlich erwiesen betrachtet, und in erkenntlichem Gedächtnis bewahrt werden soll.

Ein Gastspiel auf der Burg ist und bleibt ein Wagstück; sei's wie's wolle. Möcht' es bei der Stein heißen: „wer wagt, der gewinnt!" Wo nicht, nun, dann trifft das alte Sprichwort zu: „Wagen gewinnt, Wagen verliert". So heißt's denn: Wie Gott will!

Seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem alten Ihnen unveränderlich ergebenen

Holtei.

[1] Hedwig Stein war von 1874 bis 1877 als sentimentale und muntere Liebhaberin am Burgtheater tätig, zog sich aber schon 1877 anläßlich ihrer Vermählung mit dem Prinzen Rudolf von Liechtenstein (gest. 23. Mai 1888) von der Bühne zurück.

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Mein hochverehrter Freund!

„Gegen geschehene Dinge läßt sich nicht ankämpfen, man kann sie nicht ungeschehen machen" — nous sommes tombés![1] — Nun bitte ich Sie, auf mich auch nicht die geringste Rücksicht zu nehmen, und, wenn Sie es für gut halten, das Stück gleich heute abzusetzen. — Ihr „prophetisches Gemüth" hatte Sie leider nicht getäuscht, nur merkwürdigerweise hat uns der dritte Akt noch einigermaßen herausgerissen — und diesen fürchtete ich auch nicht — mir bangte am meisten vor dem letzten Akt oder vielmehr vor dem letzten unmotivirten Motiv — aber jetzt ist leicht reden — —

Ich danke Ihnen, verehrtester Herr Hofrath, für die wahrhaft unübertreffliche und auch allgemein anerkannte mise-en-scène, für die prachtvolle munificente Ausstattung, an welcher,

Gott sei Dank, nichts verloren geht. Und nun — „roulons, s'il vous plait!“

Mit herzlichstem Gruße Ihr dankbar ergebener

Adolf Sonnenthal.

Den 18. März 1874.

Die inliegende Karte habe ich gestern noch für Fräulein Wolter drucken lassen, weil sie sich den „Graf“ nicht merken konnte — hat auch nichts geholfen!

[1] „Verstrickt“ („La gueule du loup“), Schauspiel in vier Akten von Leon Laya, übersetzt von Sonnenthal, wurde am 17. März 1874 zum ersten Male am Burgtheater gegeben, erlebte aber, trotz der vorzüglichen Besetzung — Wolter, Sonnenthal, Lewinsky, Hartmann, Mitterwurzer und Schöne — nur drei Aufführungen.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Mittwoch, 18. März 1874.

Honneur au courage malheureux, mein Theurer, mein Getreuer! Ich denke weder heute noch Sonnabend abzuändern, da der gestrige Abend, wie so manche unserer Premières, augenscheinlich ein Schwimmen gegen den Strom gewesen; ein Strom von Vorurtheilen und Absichtlichkeiten. Lassen wir uns durch dergleichen nicht beirren.

Auf Wiedersehen am heutigen Abend!

Freundschaftlichst Ihr

Fr. v. Dingelstedt.

Marie Gräfin Festetics von Tolna[1] an Sonnenthal.

Wien, 19. März 1874.

Ich komme meinem Versprechen nach, lieber Sonnenthal, und hier haben Sie meine kleine unmaßgebliche Meinung über Ihre Arbeit[2] — es ist wohl überflüssig beizufügen, daß sie nur für den alten Bekannten bestimmt ist und den Vorzug hat, vergessen sein zu wollen.

Ich finde die Übersetzung tadellos schön, so daß ich sagen muß, daß das Stück an Geist nicht nur nichts eingebüßt hat, ich aber versucht bin, zu denken, Sie hätten viel von dem Ihrigen dazu gethan.

Es hat mich sehr interessiert und hat es, wie Sie sagten, seinen „wunden Fleck“, so hilft das außerordentliche Spiel der Darsteller darüber hinweg; ich fürchte, die große Menge faßt es nicht auf, und findet vielleicht unsinnig, was ein zart besaitetes denkendes Gemüth gut versteht.

Die zwei ersten Akte sind so gut motivirt durch ein unbeschäftigtes äußeres und unausgefülltes inneres Frauenleben, die beiden letzten durch die Schwäche des Herzens und die ernste Würde einer edlen stolzen Frauenseele.

Egoistisch waren Sie nicht bei der Wahl der Übersetzung![3] — Übrigens ist der Mann aus dem Leben genommen — es gibt „solche“ in großer Zahl; daß dem so ist, mag vielleicht die Frauen treffen. Sie verlernen es, mit dem Rechte der Entzückung die Achtung zu erwecken, die da sein muß, um in das wirkliche Herz des Mannes zu dringen und ohne welche ich mir nichts „bestehend“ denken kann.

Ich hoffe, wir sprechen noch über das Stück. Ich gehe Sonntag zu Dingelstedt und hörte gerne, ob Sie meine Auffassung richtig finden.

Bis dahin, lieber Sonnenthal, grüßt Sie mit aufrichtiger Bewunderung

Marie Festetics.

[1] Marie Gräfin Festetics von Tolna, Hofdame weiland Ihrer Majestät der Kaiserin von Österreich. — [2] Die Übersetzung des Stückes „Verstrickt“. — [3] Der Charakter des Lord Henry Sewood, den Sonnenthal spielte, war sehr schwach in der Erfindung.

Sonnenthal an Marie Gräfin Festetics von Tolna.

Ich habe, meine verehrungswürdigste Gräfin, seit „Verstrickt“ dermaßen alle Fühlung verloren, daß ich in diesem Augenblick wirklich nicht mehr weiß, ob es sich mit der Schicklichkeit verträgt, einer Dame unaufgefordert zu schreiben — ich weiß nur, daß mein Herz mich drängt, Ihnen, beste Gräfin, für Ihre ebenso geistvollen als liebenswürdigen Zeilen zu danken, und daß es mir unmöglich war, erst bis Sonntag damit zu warten, wo ich dies mündlich zu thun im Stande sein werde.

Also Dank für Ihren freundlichen Trost — nicht ob meiner verfehlten Mühe und Arbeit, nein, vielmehr dafür, daß Sie mir, verehrteste Gräfin, wieder den Beweis lieferten, daß es doch noch Zuhörer im Auditorium gibt, und daß Sie mich in meinem bisherigen Principe nur bestärkten. Ich habe nämlich mein Lebtag nie „für die Gallerie" gespielt — ich bitte das Wort nur bildlich zu nehmen — ich meine damit nur jene lärmende in die Hände patschende Menge, deren Beifall ich nie ambitionirte. Mir genügte stets jene gespannte Aufmerksamkeit, die sich im Auge des Zuschauers kundgibt, jenes dankbar stumme Nicken des Kopfes eines jener „zartbesaiteten denkenden Wesen", wie Sie, Gräfin, bemerkten, und weiß ich nur ein solches Wesen im Auditorium, so ist die ganze übrige „Menge" für mich gar nicht mehr da — ich spiele einzig und allein für dieses Wesen, nur dessen Beifall zu erringen ist mein Streben, nur in dessen Seele sollen die „gleichgestimmten Saiten" anklingen! ...

Ob Ihr Urtheil über das Stück ein richtiges, fragen Sie beste Gräfin? Unter all' den spaltenlangen Kritiken, die darüber geschrieben wurden, hat keine einzige das Stück und seine Hauptpersonen so prägnant characterisirt, wie Sie es, Gräfin, in sechs Zeilen gethan haben, und ich bedauere nur, sie nicht veröffentlichen zu dürfen. — Genützt hätten sie uns freilich auch nicht mehr, denn das Publikum, von dem wir ja schließlich doch abhängen, hat sein damnatur ausgesprochen — und irgend ein geistreicher Schriftsteller, ich glaube Börne, nennt ja dieses Publikum „eine schöne Frau, die ihre Launen und immer Recht hat" — und der man auch eine Unart verzeiht, setze ich hinzu. Also passons là-dessus.

Ihnen aber, verehrteste Gräfin, nochmals meinen herzlichsten Dank und die Versicherung meiner unbegrenzten Hochachtung und tiefsten Verehrung, mit welcher ich mich nenne

Ihren aufrichtig ergebenen

A. Sonnenthal.

Wien, 20. März 1874.

Carl von Holtei an Sonnenthal.

Breslau, 17. April 1874.

Verehrter Freund!

Zwar hab' ich Fräulein Stein ersucht, Ihnen mündlich meinen Dank abzustatten für Ihre liebe herzliche Zuschrift; fühle mich aber dennoch verpflichtet, einem Briefchen an Mama Haizinger dieses Blatt einzuschieben, welches Ihnen, mit allerdings schwerfällig gekritzelten Lettern (denn die alte Pfote wird lahm, ist matt, und gehorcht nur schwer), auszusprechen, wie hoch Sie mich erfreut, wenngleich daneben auch beschämt haben.

Mit aufrichtiger Theilnahme hab' ich Sie und Ihre ehrenvolle Künstlerlaufbahn getreulich begleitet ... so weit es mir, in meiner völligen Zurückgezogenheit von theatralischem Treiben, überhaupt möglich gewesen. Was ich über Sie las, oder von Augenzeugen hörte, wies unzweifelhaft hin auf Ihre, vom ersten (vielleicht einzigen) Publikum Deutschlands anerkannte Meisterschaft. Mögen Sie sich derselben lange noch ungeschwächt erfreuen, so wie Andere durch Ihre Darstellung erheben und beglücken!

Mit mir ist's aus; ich vermag nicht mehr zu arbeiten — was noch meine letzte Freude war. Ich werde täglich unfähiger, dümmer, langweiliger — behaupte jedoch so viel Besinnung, diese meine Langweiligkeit allein zu genießen, ohne sie Andern aufzudrängen. Mag ich nun wer weiß wie lange vegetieren ... die Anhänglichkeit an die Menschen, die ich lieb habe und die mir wohl wollen, nehm' ich mit hinüber.

Ihr

Holtei.

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Berlin, 20. Mai 1874.

Mein hochverehrter Freund!

Meine Depesche aus Braunschweig haben Sie wohl erhalten[1] — ich wollte Ihnen seither alle Tage schreiben, aber ich bin factisch nicht dazugekommen. Ich habe in meinem Leben

schon viel gearbeitet, aber so anhaltend anstrengend, wie diesmal, wohl noch nie — ja, was wollen Sie, der „Krach", der sich auch hier fühlbar macht, erfordert eine doppelte und dreifache Anspannung aller Kräfte. Nun, ich werde meinem Schöpfer danken, wenn ichs überstanden habe!

In Braunschweig ging es brillant — der Herzog, das Publikum, die Collegen, alles wetteiferte, mich zu fêtiren. Die besonders glänzende Aufnahme und schließliche Auszeichnung beim Fürsten habe ich wohl zum großen Teile Ihrem reizenden Billetdoux[2] zu verdanken — dafür vorläufig meinen wärmsten Dank! Die Decoration hat mich wirklich gefreut, um so mehr, da der Fürst nicht eben verschwenderisch mit derselben umgeht.

Hier spiele ich noch bis zum 1. Juni, d. h. inclusive 31. Mai, weil dieser an einen Sonntag fällt, und die Sonntage das eigentliche Geschäft ausmachen, und das wäre doch schade, im Stiche zu lassen. Wenn Sie es also freundlichst gestatten, so reise ich den 1. Juni Morgens von hier ab, treffe den 2. Morgens in Wien ein und stelle mich am 3. ganz zu Ihrer Disposition.

Nun leben Sie wohl, mein hochverehrter Gönner, — ich freue mich schon sehr, aber sehr, Sie und mein Theater wiederzusehen! Herzliche Grüße an meine Collegen, und behalten Sie lieb Ihren Sie aufrichtig verehrenden, dankbar ergebenen

Adolf Sonnenthal.

[1] Sonnenthal gastierte vom 3.—8. Mai 1874 in Braunschweig am herzoglichen Hoftheater und vom 10. bis 31. Mai am Stadttheater zu Berlin (Direktion Mathilde Veneta). — [2] Dingelstedt hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an den Fürsten mitgegeben.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Wien, 23. Mai 1874.

Empfangen Sie, lieber Freund, zuerst einen späten, aber herzlichen Glückwunsch zu dem Stern, der Ihnen in der alten Welfenstadt aufgegangen. Ich habe nicht früher gratulirt, weil ich — leider nicht aus eigener Erfahrung — weiß, daß

man auf Argonautenzügen Briefe ebenso ungerne empfängt, als schreibt.

Ihre Rückkehr zum 2ten k. M. sei bereitwillig gestattet. Da Sie sich so unbändig nach Ihrem Theater und Ihrem Director sehnen, ist es billig, daß man Sie ein paar Tage länger ausbleiben läßt, als Ihnen eigentlich Recht sein würde.

Ist es Ihnen genehm, wenn ich Ihr rentrée für Mittwoch 3. Juni im „Verarmten Edelmann“ ansetze (richtiger wäre „Der reiche Mann“) so antworten Sie mir nicht — immer aus Rücksicht auf die Schreibseligkeit, in welcher wir zwei, wie in so manchem anderem schönen Zuge, uns wahlverwandt begegnen.

Das Regie-Collegium erwidert Ihre freundlichen Grüße herzlichst. Zur ersten Sitzung, welcher Sie wiederum beiwohnen werden — Freitag 5. Juni — bleibt der Altmeister und Jungritter[1] eigens hier, um unter entsprechenden Ceremonien bei einem auf Kosten des Recipienten vorbereiteten Frühstück an Rista's Tafelrunde Ihnen den Ritterschlag zu geben.

Auf frohes Wiedersehen! Ihr

Fr. von Dingelstedt.

[1] La Roche hatte am 15. März desselben Jahres sein vierzigjähriges Burgtheater-Jubiläum gefeiert, bei welchem Anlasse er von Kaiser Franz Josef in den Adelsstand erhoben wurde.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Schandau, 4. Juli 1874.

Lieber Sonnenthal!

Es ist vollbracht! Der „Erfolg“[1] ist fertig — und wir sind allesammt über die Maßen entzückt von diesem wirklich reizenden Lustspiel, das ich dem Verfasser nie zugetraut hätte. Ich habe an Förster geschrieben (laß Dir den Brief zeigen und zeige ihm diesen) und ihn gefragt, was ich nun mit dem Manuscript anfangen soll? Denn ich brenne darauf, Euer Urtheil, resp. die Bestätigung meines Urtheils zu hören. In Berlin wird mir wenig gesagt werden — laßt es Euch deshalb nicht verdrießen, mir ein paar Stunden zu opfern und,

wenn Ihr den „Erfolg“ gelesen habt, eingehend zu schreiben, was Ihr für irgendwie bedenklich haltet, wo eine wirksame Kleinigkeit hinzugefügt, wo ein guter Strich angebracht werden könnte. Ich wäre Euch wirklich von Herzen dankbar.

An Dingelstedt schreibe ich, sobald Ihr mir sagen könnt, daß ich keinen Korb bekomme.

Du wirst dem Stücke anmerken, daß ich es in einer glücklichen Gemütsverfassung geschrieben habe! Mit herzlichen Grüßen der Deine

Paul Lindau.

[1] „Ein Erfolg“, Lustspiel in vier Akten von Paul Lindau, gelangte am 25. November 1874 mit durchschlagendem Erfolge zur ersten Aufführung und wurde ein beliebtes Repertoirestück des Burgtheaters.

Ludwig Anzengruber[1] an Sonnenthal.

Wien, den 12. Oktober 1874.

Sehr geehrter Herr!

Ich entschuldige es nicht, daß ich an meinem „Ehrentage“[2] nicht auf die Bühne kam. Was hätte ich dort auch sollen? Ich schätze Sie zu hoch, um Ihnen ein paar landläufige Schmeicheleien ins Gesicht zu sagen, ich blieb von der Darstellung gefesselt im Parterre sitzen. — Was ich zu entschuldigen hätte, wäre allenfalls, daß ich Ihnen nicht sogleich geschrieben habe, um Ihnen den besten Dank zu sagen, daß Sie Ihr Bestes für mein Geisteskind eingesetzt haben. In dieser Hinsicht mag mich die Unkenntnis Ihrer Adresse entschuldigen. Sohin hole ich das Versäumte aufrichtigen Herzens nach und spreche Ihnen hiermit meinen besten Dank aus und nenne mich mit ungeheuchelter Hochachtung und Wertschätzung

Ihr ergebener

L. Anzengruber.

[1] Ludwig Anzengruber, dramatischer Schriftsteller und Novellist, geb. zu Wien den 29. November 1839, gest. daselbst den 10. Dezember 1889. — [2] Am 10. Oktober 1874 fand zugunsten des Vereines „Schröder“ eine Vorstellung des „Pfarrers von Kirchfeld“ im Theater a. d. Wien

statt. Sonnenthal spielte den Pfarrer, Lewinsky den Wurzelsepp. In einem Briefe an Betty Paoli vom 12. Oktober 1874 berichtet Gabillon folgendes darüber: „Gestern ließen wir unsere Schröder-Vorstellung vom Stapel, ein theatralisches Ereignis. Sonnenthal und besonders Lewinsky waren geradezu blendend. Letzterer überraschte durch eine scharfe, markige, durch und durch gesunde Charakteristik. Sie kennen wohl den „Pfarrer von Kirchfeld"? In der großen Szene zwischen Pfarrer und Wurzelsepp weinte ich wirkliche veritable Tränen. Es war aber auch ein Sturm des Beifalls, wie ich ihn selten gehört. Das Haus war bis zum Dache gefüllt und wir hatten eine prächtige Einnahme." (Helene Bettelheim: „Ludwig Gabillon".) Sonnenthal spielte an diesem Abend zum ersten Male die Rolle des Pfarrers.

Sonnenthal an Ludwig Anzengruber.

Wien, den 14. Oktober 1874.

Ich habe Ihnen zu danken, mein hochgeschätzter Freund! — Wollte Gott, daß unsere dramatischen Dichter uns immer solche künstlerische Aufgaben zu lösen gäben! — Vollblut-Menschen, die leben und sprechen und gehen und handeln, wie *wirkliche* Menschen, keine verblaßten Schemen — man würde nicht so sehr über den Verfall der deutschen Schauspielkunst zu klagen haben.

Also Ihnen, mein Bester, gebührt der Löwenantheil, wir waren nur Ihre Dolmetsche.

Ich grüße Sie herzlichst und bleibe wie bisher Ihr Sie wahrhaft verehrender

Adolf Sonnenthal.

Eduard Bauernfeld an Sonnenthal.

Werther Freund!

Sprechen Sie für mich den Damen und Herren der alten wie der neuen Garde meinen innigsten Dank aus für ihre freundliche Bereitwilligkeit bei den Proben, sowie für die lebendige Darstellung.[1] — Ihnen bin ich noch besonders verpflichtet für den liebenswürdigen Eifer, den Sie bei der Inscenirung an den Tag gelegt.

Schließlich kann der „Alte vom Hause", wie ich mich wohl nennen darf, nur bedauern, daß sein letztes Werk keinen genügenden und würdigen Vorwurf enthielt für Ihre und Ihrer Collegen Gaben und Talente. Mit herzlichster Dankbarkeit Ihr

Bauernfeld.

Wien, 31. Oktober 1874.

[1] Am 30. Oktober 1874 gelangte das dreiaktige Lustspiel von Bauernfeld „Selbständig" zur ersten Aufführung am Burgtheater. Sonnenthal spielte die Rolle des Grafen Wildenstein.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Eben komme ich von der Leseprobe Deines Stückes,[1] mein bester Freund, und wenn dasselbe bei seiner ersten Aufführung nur halbwegs einen solchen durchschlagenden Erfolg hat, dann bin ich zufrieden und Du kannst es mit sein — wir haben Minutenlang vor Lachen nicht weiter lesen können. Einiges haben wir schon gestrichen und Vieles muß noch gestrichen werden, wenn wir nicht über 10 Uhr hinaus spielen wollen. Wir haben gute drei Stunden gelesen.

Die Collegen sind vom Stück und von ihren Rollen entzückt. Was sagst Du zur Besetzung der Hermine durch Frau Gabillon? Mit der Haizinger wäre es nun und nimmermehr gegangen — die treffliche Frau kann derlei anstrengende Rollen nicht mehr bewältigen, und die Gabillon, die sich sehr für die Rolle interessirt und sie auch schon vortrefflich gelesen hat, wird excellent sein. Im Übrigen ist Dein Besetzungs-Vorschlag acceptirt worden.

Genau ist der Tag der ersten Aufführung noch nicht bestimmt, doch denke ich gegen den 24. oder 25.

Noch eins, Paul! Heute beim Lesen hatte ich die Empfindung, daß in der Liebesscene des dritten Aktes ich zum Schluß doch etwas mehr sagen müßte — weißt Du, von der Stelle ab: „Nun, dann mag in aller erzürnten Heiligen Namen das Stück in die Brüche gehen — — —" Hier fehlen fünf bis sechs Zeilen, wo ich mich gerne warm reden möchte, um

dann mit dem Bumbum: „Ich habe doch einen Erfolg errungen!" zu schließen. Versteh' mich recht — gerade diese Scene hat durch ihre Einfachheit, Wärme und Liebenswürdigkeit Alle entzückt; aber ich meine, wir brauchen hier einen stärkeren äußeren Effekt, daß auf das Stichwort zum Applaudiren hinter der Scene auch das Publikum vorne dreinpatscht. — Vielleicht täusche ich mich und das Vorhandene genügt — aber jedenfalls halte mir ein paar Zeilen bereit.

Und nun Adieu! Dein treu ergebener

Adolf.

Wien, 2. November 1874.

[1] „Ein Erfolg".

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Wien, den 30. Dezember 1874.

Soeben angekommen, mein hochverehrter Freund, beeile ich mich, Ihnen die Grüße der Allerhöchsten Herrschaften, sowie des Hofmarschalls und aller Ihrer Coburger Verehrer zu übersenden.[1] Seine Hoheit hat mir den Brief an Sie persönlich übergeben.[2] — Ich trug unsere Fahne hoch und habe dem Institut keine Schande gemacht.

Als mir der Herzog das Ritterkreuz II. Klasse übersandte, ließ er mir wörtlich sagen, daß er mir nur deshalb nicht gleich den höheren Orden gab, um sich meines Wiederkommens zu vergewissern. Er war überhaupt reizend. — Nun, ich erzähle Ihnen das alles mündlich.

Für jetzt herzlichste Grüße und vorläufig Dank Ihres treu ergebenen A. Sonnenthal.

[1] Sonnenthal gastierte am 26. und 28. Dezember 1874 am Herzoglichen Hoftheater zu Koburg. — [2] Dieser Brief, dessen Inhalt der Herausgeberin in freundlichster Weise von Major Freiherrn von Dingelstedt zur Veröffentlichung überlassen wurde, lautet folgendermaßen: „Koburg, 28. Dezember 1874. Bester Freund! Es war liebenswürdig von Ihnen, die Freude, die Sie mir durch die dankenswerte Gewährung des Urlaubs an Herrn Sonnenthal bereitet haben, noch durch die Zeilen, die Sie ihm mitgegeben, zu erhöhen. Ein Künstlergruß aus den geweihten Räumen der alten Burg thut immer wohl; und doppelt, wenn er zugleich von

bewährter freundschaftlicher Gesinnung neue Kunde bringt. Von unserem Gast hat der Ruf im Voraus das Höchste gesagt, und der Ruf hat wahr gesprochen. Es ist ein seltener Genuß in unseren Tagen, auf den weltbedeutenden Brettern so kunstvoller Einfachheit, so schöner Verbindung natürlichen Empfindens und künstlerischen Maßes zu begegnen. Haben Sie Dank, daß Sie mir diesen Genuß so bereitwillig ermöglicht haben!..."

Paul Lindau an Sonnenthal.

Strafgefängnis Plötzensee,[1] 11. März 1875.

Liebster Adolf!

Es wird Dich, denke ich, interessieren, zu hören, „was Du gesagt hast". Und deshalb schicke ich Dir einen Correcturbogen meiner Widmung.[2] Das Buch (II. Band „Theater") wird wohl noch im Laufe dieses Monats versandt werden können.

Ich mag die Brieffreiheit, die mir hier gewährt worden ist, nicht gar zu sehr mißbrauchen, und deshalb bitte ich Dich, meinen Brief Herrn von Dingelstedt zu zeigen, resp. ihm die ihn interessiren könnenden Dinge daraus mitzutheilen. Im Übrigen ist der Brief ganz confidentiell. Also Laube hat mich gefragt, ob ich ihm, wenn er mir schreiben würde, „die Teufelswirtschaft geht wieder los," das früher zugesagte Lustspiel sicher schicken könnte. Ich habe ihm geantwortet: ich sei jetzt auch formell an das Burgtheater gebunden, dem ich für meine nächsten Arbeiten das Verfügungsrecht zugestanden hätte. Die Copie meines Briefes und Laubes Brief werde ich später sub voto remissionis Dingelstedt schicken.

Ich habe ein dummes kleines Stück geschrieben, das, wie ich glaube, nicht für Euch paßt.[3] Der einzige Vorzug, den es eventuell besitzt, mag der sein, daß es harmloser Unsinn ist. Ich habe meinen Sekretär beauftragt, es an Dingelstedt einzusenden, und es wird wohl dieser Tage bei Euch eintreffen. Mir zu Liebe, lies es bald und sage mir ganz ehrlich, ob es für Euch paßt oder nicht. Die Ablehnung kränkt mich nicht. Wenn Du die Rolle des Referendar Klütz spieltest — na, dann ging's vielleicht. Es ist eben nur eine Episode in meiner Arbeit, eine dramatische Fingerübung.

Sorge dafür, daß nichts von diesem neuen Attentat verlautet! Wie stehts mit dem „Erfolg"? — ich habe seit acht Tagen keine Blätter gesehen.

Wenn Du mir gleich antwortest, findet mich Dein Brief noch hier — und das würde mich freuen (Adresse: Strafgefängnis Plötzensee bei Berlin). Über „Le mie prigioni" wirst Du seinerzeit aus der „Gegenwart" das Nähere erfahren. Ich werde auf das schonungsvollste und liebenswürdigste behandelt, die Beamten wetteifern, mir den Aufenthalt so wenig unerträglich, wie möglich, zu machen. Aber trotzdem ist es hart! Das Lager namentlich — Indiafaser! Weißt Du, Sybarit, was das heißt? Und Gefangenkost (Selbstverpflegung gibt's hier nicht), d. h. Suppen à jet continu, die immer egal aussehen, egal riechen und schmecken — mag's nun Reis, Sauerkraut, Linsen oder Brot sein? Und ein einfach möblirtes Zimmer mit Bett, Stuhl, Tisch und — glücklicherweise geruchlosem — Closet, drei Schritt breit, sechs Schritte lang, Fenster ganz oben — „unerreichbar"! „Oberlicht" würde Makart sagen. Und dabei draußen ein verdrießlicher sackgrauer Himmel! — Wenn die Beamten nicht so ungemein liebenswürdig wären, ich wäre ganz schwermüthig. Mein socius malorum bei dem täglichen Mittagsspaziergang ist der sozialdemokratische Abgeordnete Johannes Most — ein guter Kerl, aber verrückter Zipfel, der trotz des Rufes „Bahn frei!" der schnaubenden Staatslokomotive entgegengerannt ist, um sie aufzuhalten. Sie ist über ihn weggefahren und hat ihn auf neunzehn Monate lahm gelegt. Der arme Mensch thut mir in der Seele leid. Er ist kreuzbrav, tüchtig, intelligent, blos nicht klug — und deswegen neunzehn Monate eingeschlossen, Indiafaser, Closet, Suppen! — Paul Majunke[4] „liegt", wie man hier sagt, auf dem anderen Flügel. Ich habe ihn aber doch ein paarmal in den Beamtenbureaus getroffen. Er erträgt sein Ungemach mit einem stoischen Heroismus, der mir imponirt. „Wenn Abends das Glöcklein tönt", wähnt er sich im Kloster.

Adieu, lieber Junge, grüße Alle, namentlich Dingelstedt und Förster. Dein

Paul.

[1] Lindau hatte zu jener Zeit wegen Veröffentlichung eines Aufsatzes von Johannes Scherr eine Gefängnisstrafe in Plötzensee abzumachen. — [2] Das Lustspiel „Ein Erfolg“ ist Adolf Sonnenthal gewidmet. — [3] Es handelt sich um das kleine Lustspiel „Der Zankapfel“. — [4] Kaplan Paul Majunke war der publizistische Führer des Zentrums, Redakteur der „Germania“.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Budapest,[1] 15. März 1875.

Herzlichsten Dank, mein bester Paul, für Deine lieben freundlichen Zeilen nebst Beilage, die mir heute hierher nachgeschickt wurden. Aus inliegendem Theaterzettel wirst Du ersehen, daß ich seit einigen Tagen hier zu Gaste bin, und in acht Vorstellungen — heute zum viertenmale — Deinen „Erfolg“ spiele, was nebenbei gesagt für Pest etwas noch nie Dagewesenes ist, notabene jedesmal vor ausverkauftem Hause, und ich hätte Dir den Erfolg schon telegrafirt, aber ich muß zu meiner Schande gestehen, ich wußte wahrhaftig nicht, wo Plötzensee liegt. Und da ich wußte, daß Du jetzt dort „liegst“, so mußte das Telegramm unterbleiben. Du kannst Dir wohl denken, mein Theurer, daß mich Dein Brief und Widmung unsinnig freuten. Letztere teilte ich sofort Dr. Silberstein[2] mit, der sich ja auch aufs Wärmste für Dich interessiert, und ich glaube, er wird sie im Auszuge bringen, was gerade für hier momentan von allergrößtem Interesse sein dürfte; denn es hat lange kein Stück solche Sensation gemacht, wie der „Erfolg“.

Denke Dir, ich gab es an dem Abend, als Wagner und Liszt ihr großes Conzert gaben — 8000 Gulden gingen dort ein, und ich hatte trotzdem ein ausverkauftes Haus. Ich höre, es soll ins Ungarische übersetzt werden; und gerade in diesem Moment kommt Dein Brief — ich habe mich wirklich sehr gefreut, aber schon sehr! —

Armer Paul! Zu Indiafaser verdammt, wo Du daheim auf schwellenden Kissen — nun, ich will das Bild nicht weiter verfolgen, mit einem Gefangenen muß man Mitleid haben! Sei tausendmal umarmt von Deinem treu ergebenen

Adolf Sonnenthal.

Ich glaube, ich habe Dir noch gar nicht gesagt, daß die Widmung ebenso geistvoll wie herzlich geschrieben ist. Nochmals tausend Dank dafür! — Was Deinen „Erfolg“ in Wien betrifft, so erleidet er durch meine Abwesenheit keinen Schaden, und vorgestern erst wurde er dort gespielt — also sei darüber ganz beruhigt.

[1] Sonnenthal gastierte vom 8. bis 29. März 1875 im Deutschen Theater zu Budapest (Direktion Swoboda). — [2] Damals Feuilletonredakteur des „Pester Lloyd“.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Plötzensee, 17. März 1875.

Mein lieber Adolf!

Über die liebenswürdigen Nachrichten aus Pest habe ich mich herzlich gefreut. Aber ich bedaure, daß Du von der Widmung einen Auszug gestattet hast! Das war ja die great attraction für das Buch — es thut mir leid! Wenn noch Zeit ist, redressire die Sache; ist's, wie ich fürchten muß, zu spät — na, dann ist eben nicht mehr zu helfen. Ich glaubte Dir geschrieben zu haben, die Mittheilung sei confidentiell. Steht das nicht in dem Briefe, so darf ich nicht klagen. Der Zwischenfall ist erledigt, und ich will Dir nur noch herzlich danken. —

Silberstein schreibe ich, sobald ich wieder auf freiem Fuße bin. Er ist ein lieber, anhänglicher Kerl, dem ich alles Gute wünsche.

Übermorgen schwirre ich ab! — Uff!!!

Herzlichst Dein

Paul.

*

Vom 17. bis 23. April 1875 fand die erste „Shakespeare-Woche“ unter der Direktion Dingelstedts statt. Sie begann am 17. April mit „König Richard II.“. Hierauf folgte am 18. und 19. „König Heinrich IV.“, I. und II. Teil, am 20. „König Heinrich V.“, am 21. und 22. „König Heinrich VI.“, I. und II. Teil, und schließlich am 23. April „König Richard III.“. Sonnenthal spielte am 17. „Richard II.“, am 21. und 22. „König Heinrich VI.“, I. und II. Teil, und gab am 23. April den Geist „Heinrichs VI.“ in „König Richard III.“. An diesem selben Abend richtete Dingelstedt folgendes Schreiben an die Künstler des Hofburgtheaters:

Am Feierabend unserer denkwürdigen Shakespeare-Woche rufe ich dem gesamten Personale des k. k. Hofburgtheaters aus vollem, tiefbewegtem Herzen ein Wort zu — das Wort: Dank! Dank vom Director eines unvergleichlichen Institutes, Dank vom Bearbeiter des unsterblichen Historiencyklus, den wir gemeinsam zu Ehren gebracht, Dank vom Führer, dem Sie — alle, alle — meine Herren und Damen durch zahllose Proben und heiße Spielabende mit gleich rühmlichem Kunst- wie Pflichteifer gefolgt sind.

Niemals ist einem Theater eine schwierigere, ruhm- und drangvollere Aufgabe gestellt worden, niemals eine höhere und schönere glücklicher gelöst worden.

Die ersten unter Ihnen haben sich zu Nebenrollen im Interesse des Ganzen willfährig herbeigelassen, Lücken, welche der Tod oder unvermutheter Austritt in Ihren Reihen gerissen, sind zum Theile über Nacht ausgefüllt worden, jede einzelne Kraft ist qualitativ wie quantitativ bis zum äußersten Maße des Möglichen angestrengt gewesen, jedes Talent im Feuer des Schaffens gestählt und an der Größe des gebotenen Vorwurfs gewachsen, keine Ermüdung hat Sie auf dem Wege aufgehalten, kein Zweifel am Gelingen des gewagten Versuches irre gemacht, kein Verdruß über langsamen oder bestrittenen Erfolg abgewendet. Sie haben an Shakespeare, an sich selbst — an mich wohl auch ein wenig — geglaubt, und wie recht Ihr Glaube gewesen, das beweist, daß wir heute am Ziele stehen, an einem Ziele, das herrlicher ist, als wir es auf der Wallfahrt gedacht, lohnend in sich und in dem reichen Beifall des Publikums, der rückhaltlos anerkennenden Theilnahme unserer mächtigen Presse, der ungetheilten Aufmerksamkeit der gesammten deutschen, sogar auch der außerdeutschen Theaterwelt.

Und dies ist wohlverdienter Erfolg; er wird kein flüchtiger sein, auf ein paar Theaterabende beschränkt, in der nächsten Saison vergessen. Das Verdienst, einen echten Hort dramatischer Poesie und Kunst, über welchen die blöde Routine und die handwerksmäßige Trägheit des alltäglichen Theaterlebens so lange achtlos dahingegangen, diesen Hort gerettet und den Vorrang idealer Kunst zurückerobert zu haben, ist ein Verdienst

um die Vergangenheit, an der Gegenwart und für die Zukunft. Die Annalen unseres Burgtheaters, so reich an goldenen Blättern, und die allgemeine Theatergeschichte werden unserer Shakespeare-Woche ein ehrendes Gedächtnis bewahren, und jeden Mitarbeiter an dem großen Werke, jeden Sieger aus unserer Schlacht von Azincourt bis in die spätesten Tage nennen.

Daß mir das harte Los gefallen, Sie, meine Herren und Damen, nur bis an die Schwelle unseres Festtempels zu geleiten und Ihrer Feier fern sein zu müssen, gefesselt an das ungelegenste aller Krankenbette — ich habe es für meine Person recht schmerzlich beklagt; aber nicht für die Sache, welche mein wackerer Stellvertreter, unser Dr. Förster, vor jedem Schaden ebenso kundig als eifrig behütet hat. In den trüben Tagen meines Leidens war mir und den Meinigen Ihre Theilnahme, geehrte Herren und Damen, ein Trost, und bringe ich Ihnen dafür meinen herzlichsten Dank hiermit dar.

Wien, am Shakespeare-Tage, Freitag den 23. April 1875.

Franz Dingelstedt.

Auf dieses Dankschreiben erwiderte Sonnenthal im Namen der Künstler des Hofburgtheaters mit folgenden Worten:

Wien, 24. April 1875.

Hochgeehrter Herr Director!

In einer Zeit, in der die dramatische Produktion allüberall so dünne gesäet und dem darstellenden Künstler so selten Gelegenheit geboten ist, seine Kraft an wahrhaften Kunstgebilden zu erproben, war es von Ihnen, hochgeehrter Herr, eine ebenso geistig anregende, als künstlerisch befruchtende Idee, die Shakespeare'schen Königsdramen in einer Reihenfolge dem Publikum vorzuführen und uns dadurch Gelegenheit zu geben, unser bestes Können und Wollen dafür einzusetzen. — Die Shakespeare-Woche ist vorüber, und wenn sich das Publikum an dem Kunstwerke erfreut, und wenn wir einigermaßen zu dem Gelingen dieses Werkes beigetragen, und die erprobte

Fahne des alten Burgtheaters in Ehren hielten, so haben wir es doch hauptsächlich Ihnen, verehrter Herr Director, zu danken, der uns durch seine energische, geistvolle und künstlerische Führung zu dem Siege verhalf und durch dessen Initiative allein dem deutschen Theater, und speciell unserem Burgtheater, das unsterbliche Werk Shakespeare's einverleibt wurde. Dies Ihnen auszusprechen, geehrtester Herr Director, war uns Bedürfnis! —

Gott erhalte Sie und begeistere Sie noch oft zu solchen geistigen Schlachten — Ihr getreues Häuflein wird Ihnen unerschrocken folgen! —

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Sonnabend, 29. Mai 1875.

Eines ärztlichen Zeugnisses hätte es unter uns, lieber Freund, nicht bedurft.[1] Doch ist mir dasselbe deswegen sehr willkommen gewesen, weil ich daraus lerne: daß Sie einen „Vorderfuß" haben. Ergel auch Hinterfüße, auf die Sie sich aber nicht stellen. Ruhen Sie, genesen Sie, genießen Sie! Das Repertoire, das wir heute in zweischläfriger Sitzung erzeugen, wird Ihnen melden, daß wir Sie nicht zu früh brauchen, i. e. mißbrauchen wollen.

Mit herzlichem Händedruck Ihr getreuer, obgleich neidischer Freund

Fr. v. Dingelstedt.

[1] „Tagebuch": „20. Mai bis 14. Juni durch Unwohlsein verhindert, zu spielen." Sonnenthal war bei Dingelstedt um einen Krankheitsurlaub eingekommen.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Kösen, 8. Juni 1875.

Mein lieber Adolf!

Hoffentlich bist Du wieder wohlauf, wenn dieser Brief in Deine Hände gelangt.

Ich sitze tief in der Arbeit, und bin kreuzfidel; ich glaube, es wird was! Die ersten beiden Akte sind fertig.[1] Deine Rolle

ist vielleicht weniger pikant und markant, als Fritz Marlow; aber ich habe keine Angst: sie wird Dir gefallen. Die Liebesscene (diesmal im zweiten Akt) ist mir, wie ich glaube, sehr gelungen. Sie fängt innig an und wird durch Intervention eines Dritten, der keine Ahnung von der Situation hat, komisch. Ich sage Dir noch nichts. Aber wenn das Stück so weiter geht, bin ich froh! Und Du wirst es mit mir sein.

Herzlich Dein

Paul Lindau.

[1] „Tante Therese."

Sonnenthal an Paul Lindau.

Marienbad, 26. Juli 1875.

Bester Paul!

Inmitten von Brunnen und Promenaden und Zerstreuungen aller Art habe ich nichtsdestoweniger Muße gefunden, die „Tante Therese" mit aller Aufmerksamkeit durchzulesen, und daß ich es gleich im Vorhinein sage: das Stück ist vom literarischen Standpunkte ein großer Fortschritt gegen den „Erfolg". Aber Du weißt: wir Schauspieler, und besonders wenn wir zugleich auch Regisseure sind, beurtheilen ein Stück zunächst vom dramatischen oder theatralischen Standpunkt, und von diesem aus betrachtet, fürchte ich, daß der Erfolg desselben nicht gleichen Schritt mit jenem des „Erfolges" halten dürfte. Es ist gleich allen jenen Stücken, die sich gerade wie die „Therese" durch feine psychologische Entwicklung auszeichnen, schon im Vorhinein nicht danach angethan, große äußerliche Erfolge zu erzielen; aber ebenso weißt Du auch vom praktischen Standpunkt aus, daß ohne einen solchen Stück wie Darstellung erlahmen.

Nun, erschrick nur nicht — ich will Dir damit nicht etwa einen succès d'estime prognosticieren, ich glaube sogar, daß wir mit Hülfe unseres feinfühlenden Publikums und unseres Ensembles, das gerade in der Darstellung derartiger Stücke unübertrefflich ist, einen gewissen Erfolg erringen werden; aber, wie gesagt, einen „Erfolg"-Erfolg erwarte ich mir nicht davon.

Nun wirst Du fragen: wie ließe sich der dennoch erzielen? Ich könnte Dir nichts darauf erwidern. Ich wüßte Dir auch

nicht den geringsten Vorschlag zu machen. Das Stück, wie es vorliegt, ist so fein gegliedert, die Hauptcharaktere in ihrer seelischen Entwicklung so abgeschlossen, daß daran auch nicht ein Jota zu ändern wäre. — Überdem halte ich den Ball-Akt auch für theatralisch sehr wirksam, die Rollen selbst den einzelnen Darstellern so anpassend (so schwierig auch die weiblichen Hauptrollen sein mögen) und dennoch, dennoch — ich fürchte, daß es fürs große Publikum zu einfach, zu feingegliedert sein dürfte. Vielleicht täusche ich mich, bester Freund, vielleicht sagst Du mir nachträglich, daß ich's nicht verstanden habe — ich wollte, Du könntest mirs sagen, und ich würde mit Vergnügen meine Kurzsichtigkeit eingestehen.

Diese meine Ansicht erstreckt sich auch nur auf die scenische Darstellung — vom dichterischen Standpunkt finde ich es geradezu reizend, und ich habe bald keine liebenswürdigere, selbstlosere, rührendere Person kennen gelernt, als Tante Therese. Und Baldenius, wenn er auch kein Fritz Marlow ist, ist doch eine höchst angenehme, liebenswürdige Rolle, aus der sich was machen läßt. Die Liebesscene ist ebenso reizend wie originell; und wir wollen trotz alledem mit gutem Muthe daran gehen.

Ich hoffe, bester Paul, Du hast mir meine Bedenken, die doch immer nur individuell sind, nicht übel genommen, aber ich würde es für ein Verbrechen an unserer Freundschaft halten, wenn ich mit denselben zurückhielte; und wenn ich Dir schließlich dennoch zu dieser „Tante Therese“ Glück wünsche, so geschieht dies aus innigster Überzeugung, denn ich halte das Stück für eine tüchtige, geistvolle, *ehrliche* Arbeit.

Nun leb wohl und sei tausendmal gegrüßt von Deinem treuergebenen

A. Sonnenthal.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Scheveningen, Hotel d'Orange, 17. Aug. 1875.

Obgleich die Zeit Ihres Regierungsantrittes noch fern ist, lieber Freund, und ich bis dahin wieder Ihnen zur Seite stehen werde, will ich doch nicht unterlassen, über die Debuts und

rentrées, welche in Ihren Monat fallen,[1] ein vertrauliches Wort im Voraus mit Ihnen zu reden, von dem weder Fuß[2] noch ein College etwas weiß. Selbstverständlich ist dasselbe durchaus unmaßgeblich; Sie mögen es benützen, befolgen, gebrauchen oder nicht, wie Sie nach Lage der Dinge es eben passend finden. In der Konferenz, die Freitag 27. d. M. stattfinden wird, stellen Sie, vollkommen frei in Ihren Entschließungen, das Repertoire bis incl. Montag den 6. September fest.

Herrn Mitterwurzer[3] lassen Sie, dächt' ich, zuerst los, damit Sie ihn für das laufende Repertoire zur Disposition haben. Eine Antrittsrolle genügt, da er uns und dem Publikum ja nicht fremd ist. Eine seiner ersehnten Charakter-Rollen mag er haben, damit wir ihm von vorneherein nicht zu nahe treten. Nur Mephistopheles auf keinen Fall. Geben Sie ihm Jago. Noch besser: Shylock (Nerissa — Fr. Mitterwurzer; Jessika — Walbeck, da wir doch probiren müssen; wenn Frau Gabillon nicht mitthun will, nur dann, Portia — Stein). Gegen Richard III. hätte ich auch nichts, falls Lewinsky nicht verletzt wird und die Wolter in der alten Margarethe debutiren will.

Nach Mitterwurzer die Janisch.[4] Ich meine in „Christiane" (Mitterwurzer — Tholosan). „Käthchen von Heilbronn" ist mir auch recht. Eine Antrittsrolle wird hoffentlich ihr genügen.

Last not least; im Gegentheil: das Gewichtigste: die Frank.[5] Den Conflikt zwischen ihr und der Wolter möchte ich so lange wie möglich vertagen, und jedenfalls nicht blos jeden Grund, sondern auch allen Vorwand sorgfältigst vermeiden, als ob Direction oder Regie die Initiative des Conflikts genommen. Sie sind unserem neuen Mitgliede verwandt,[6] befreundet, und Sie lieben, wie ich, den Hausfrieden, das Wohl des Ganzen. Rathen Sie der Frank von jeder Rolle der Wolter in ihren Debuts ab, und zu einer einzigen Antrittsrolle zu. Judith in „Uriel", die Jungfrau von Orleans, Desdemona, Hamlet — da sind ausgeruhte Stücke und freie Rollen zur Auswahl. Besteht sie auf mehreren Debuts, so geben Sie ihr drei, aber nicht als Gast-, sondern als Antrittsrollen auf dem Zettel bezeichnet.[7]

Die Seeschlange der Reusche[8]-Debuts, welche mich in die Alpen und in die Nordsee verfolgt hat, ist hoffentlich durch meine letzte, an Fuß ergangene Entschließung beseitigt: keine Gastrolle; Eine Antrittsrolle. Sollte diese im August noch nicht abgethan sein, so geben Sie ihm in den ersten Tagen September, was möglich ist.

Außerdem setzen Sie für September von Bauernfeld an, was ohne La Roche möglich oder ohne Gefahr mit Doublierung seiner Rollen (durch Reusche) gegeben werden kann.

Als Novität: Försters Stück.[9] Leseprobe am 4. September. Aufführung zwischen 19. und 25. September. Besetzung nach Vereinbarung mit ihm (doch wohl: Frank, Janisch?). Füllt es allein den Abend, desto besser; wenn nicht, den „Passionirten Raucher"[10] dazu.

So weit meine, ich wiederhole es, unmaßgeblichen Rathschläge.

Daß gestern Abend alle meine Gedanken, all' mein — Mitleid bei Euch war, versteht sich von selbst.[11] Diese Hitze in diesem Hause!! Indes ist's hier, in Sonnengluth, Dünensand, Seesalz, auch nicht viel besser. Ich komme mit meiner Cordelia[12] als echt holländisches Häringspaar zurück. Ein herzliches Lebewohl von

Ihrem treu-eigenen

Fr. von Dingelstedt.

[1] Laut „Tagebuch" war Sonnenthal im September 1875 Monatsregisseur. — [2] Franz Fuß, Sekretär. — [3] Friedrich Mitterwurzer, k. u. k. Hofschauspieler, geb. 16. Oktober 1845 zu Dresden, von 1871—1874 zum ersten Male am Burgtheater tätig, wurde 1875 von Dingelstedt ein zweites Mal engagiert und gelangte in dieser Zeit, hauptsächlich durch seine geradezu glänzende Darstellung aller Art Episodenrollen, zu rascher Berühmtheit, verließ aber, in seiner Stellung nicht befriedigt, abermals diese Bühne, um sich fortan hauptsächlich Gastspielreisen zu widmen. Im Jahre 1888, während Sonnenthal als provisorischer Direktor das Burgtheater leitete, hatte er die Absicht, Mitterwurzer wiederzugewinnen, und mit ihm auch bereits einen Kontrakt abgeschlossen, der aber auf Mitterwurzers Wunsch später wieder annulliert wurde. Erst im Jahre 1891 — unter der Direktion Burckhard — wurde Mitterwurzer zum dritten Male dem Burgtheater verpflichtet, dem er bis zu seinem Tode — 13. Februar 1897 — als hervorragender Charakter-

darsteller angehörte. — [4] Antonie Janisch, geb. 1850 in Wien, von 1872 bis 1873 als sentimentale Liebhaberin am Burgtheater tätig, war im Jahre 1873 anläßlich ihrer Vermählung mit dem Grafen Arco-Valley aus dem Verbande des Burgtheaters geschieden, kehrte aber 1875 wieder in das Engagement zurück, in dem sie bis 1883 verblieb. Sie wurde noch ein drittes Mal — von 1892 bis 1894 — an das Burgtheater engagiert. — [5] Kathi Frank, Tragödin, geb. 11. Oktober 1852 in Bösing bei Preßburg, von Dingelstedt 1875 ans Burgtheater engagiert, blieb daselbst aber kaum ein Jahr, wirkte dann unter Laube hervorragend am Wiener Stadttheater und wandte sich nach dem Brande dieses Theaters nach Deutschland, wo sie zuletzt in Frankfurt a. M. tätig war. — [6] Der jüngste Bruder Sonnenthals hatte eine Schwester der Frank geheiratet. — [7] Fräulein Frank spielte als erste Antrittsrolle die Judith in „Uriel Acosta", als zweite die Jane Eyre in „Die Waise von Lowood". — [8] Theodor Reusche, geb. 11. Januar 1826 in Hamburg, Charakterkomiker, von 1872 bis 1875 am Wiener Stadttheater unter Laube tätig, gest. 12. August 1881 in Mondsee infolge eines Unfalls. — [9] Im „Tagebuch" steht als erste Novität der Saison am 28. September 1875 „Liebe für Liebe", Schauspiel in vier Akten von Friedrich Spielhagen, verzeichnet. — [10] „Ein passionierter Raucher", Schwank in einem Akt von A. Günther (Herzog Elimar von Oldenburg). — [11] Das Spieljahr begann am 16. August mit „Minna von Barnhelm". Sonnenthal spielte den Tellheim. — [12] Dingelstedts Tochter Susanna.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin, 24. Oktober 1875.

Liebster Adolf!

Über Deinen Brief mit der Besetzung habe ich mich sehr gefreut, aber er hat mich auch ein bischen wehmüthig berührt. Es würde mir wirklich geradezu schmerzlich sein, wenn Du an der Darstellung der „Tante Therese" keinen Antheil hättest. Hartmann ist ja ein entzückender Schauspieler und ich bin überzeugt, daß er den „Hans" meisterhaft spielen wird. Ohne ihm auch nur im Entferntesten wehe thun zu wollen, muß ich aber doch sagen — es kann ihn unmöglich verletzen, denn er theilt meine Meinung — muß ich sagen, daß Dein breites und mächtiges Talent den Rollen, die Du darstellst, doch noch eine größere Bedeutung gibt. Das ist meine Meinung; und ich kann mir nicht helfen, aber es thut mir furchtbar leid, daß ich auf Deine Kraft diesmal verzichten soll. Du bist für den

Autor der wichtigste Mitarbeiter und deshalb entbehrt man Dich nicht ohne Weiteres. Ich wiederhole noch einmal, daß ich Hartmann für ein Talent allerersten Ranges halte, daß ich mir den „Hans“ von ihm dargestellt entzückend denke — aber daß Du fehlst, kann ich nicht verwinden! Den Bredow, meinst Du, müsse der köstliche Baumeister[1] spielen. Das mag sein. Ich habe es mir auch so gedacht. Aber dann könntest Du ja nicht dabei sein! Du siehst, ich drehe mich in einem circulus vitiosus. Ich kann gegen die Besetzung, wie Du sie andeutest, keine, gar keine Einwendungen erheben, denn sie ist ja vorzüglich! — aber ich kann den Gedanken auch nicht fassen, daß Du, daß mich mein Max verlassen will. Für den „Eßberg“ ist ja auch breiter, liebenswürdiger Humor mit aristokratischer Erscheinung erforderlich. Könnte das — es ist ein Einfall, aber prüfe ihn — könnte das Baumeister nicht machen, um für Dich Platz zu schaffen, wenn Du den Hans nicht spielst? Prüfe, suche, zerbrich' Dir den Kopf! Mein innigster Wunsch ist, daß Du mit dabei bist.[2]

Mit herzlichen Grüßen Dein

Paul.

[1] Bernhard Baumeister, k. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. den 28. September 1828 zu Posen, begann seine schauspielerische Laufbahn 1843 am Hoftheater zu Schwerin und wurde im Jahre 1852 von Laube an das Burgtheater berufen, dem er seither als einer seiner hervorragendsten Darsteller angehört. — [2] „Tante Therese“, Schauspiel in vier Akten von Paul Lindau, wurde am 16. Dezember 1875 zum erstenmal am Burgtheater gegeben. Sonnenthal war nicht in dem Stücke beschäftigt.

Sonnenthal an Edgar von Spiegl.[1]

Soeben, mein werther Freund, lese ich in Ihrem Blatte die Notiz, daß ich gestern in der „Nero“-Vorstellung[2] durch unvorsichtiges Hinausschleudern des Dreifußes Fräulein Wolter verletzt haben sollte, glücklicherweise aber nur leicht, wie der im Hause anwesende Arzt constatirte!!

Bester Freund, der Dreifuß hat Fräulein Wolter auch

nicht im Entferntesten gestreift, weil dies selbst bei der größten Ungeschicklichkeit im Hinauswerfen (die ja durch die ungeheure Erregung des Momentes einigermaßen zu entschuldigen wäre) gar nicht möglich wäre. Denn, diese Eventualität ins Auge fassend, habe ich mir den Wurf gleich so arrangirt: Fräulein Wolter steht — doch das geht Euer Liebden nichts an, das sind Coulissengeheimnisse ...

Der Berichterstatter dieser Notiz mag durch den unmittelbar nach dem Wurf erfolgten Schrei des Fräulein Wolter den Eindruck gehabt haben, als sei sie wirklich getroffen worden, und seine aufgeregte Phantasie malte sich nun das Weitere selbst aus. Aber in Wahrheit ist auch nicht das Geringste geschehen — im Gegentheil, nachdem der Vorhang fiel, sprach ich noch eine Weile mit Fräulein Wolter über das Gelingen der Scene.

Sie wären, wie immer, sehr liebenswürdig, verehrtester Freund, wenn Sie Ihre Leser um Fräulein Wolters willen beruhigten, und vielleicht hinzufügten, daß eine Verletzung auch für die Zukunft factisch unmöglich sei. Fräulein Wolter müßte sich nur absichtlich dem Wurfe entgegenstellen.

Im Übrigen habe ich eine wahre Sehnsucht, wieder einmal einen soliden Tapper mit Ihnen zu machen — man kann doch nicht immer nur um Weiber spielen — man wird dabei „z'viel ausg'richt" wie Nestroy sagt; abgesehen davon, daß bei diesem Spiel die Nerven gar zu sehr in Mitleidenschaft gezogen werden.

Also, à bientôt!
Votre dévoué Nero

A. Sonnenthal.

Mittwoch, 8. Dezember 1875.

[1] Edgar Spiegl Edler von Thurnsee, Schriftsteller und Journalist, Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" zu Wien, geb. 1. Mai 1839 zu Eger (Böhmen), gest. 29. Juni 1908 zu Wien. — [2] „Nero", Trauerspiel in fünf Akten von Wilbrandt, wurde am 1. Dezember 1875 mit Sonnenthal in der Titelrolle und der Wolter als Poppäa Sabina zum erstenmal am Burgtheater gegeben.

Freifrau von Heldburg[1] an Sonnenthal.

Meiningen, den 15. Februar 1876.

Sehr verehrter Herr!

Indem ich Ihnen vor allen Dingen zu dem 17. Februar,[2] zu dem Ehrentage der Burg und ihrer treuen Jünger, meine herzlichsten Glückwünsche ausspreche, bitte ich Sie, mir auch im Bild zu erlauben, mich unter diejenigen zu mischen, die Ihnen an diesem schönen Tage nahen, um Ihnen zu sagen: möchten Sie noch lange Jahre den Besuch des Burgtheaters durch Ihre Kunstschöpfungen zu einem, leider ebenso seltenen, als hohen Genuß machen! Es wird Ihnen, verehrter Herr, übermorgen an Auszeichnungen jeder Art nicht fehlen; auch mein Mann hat Ihnen zeigen wollen, wie hoch er den liebenswürdigen Künstler Sonnenthal stellt;[3] er trägt mir auf, Ihnen noch nachträglich für Ihre interessanten Nero-Photographien seinen besten Dank zu sagen, sie prangen jederzeit in seinem Wohnzimmer.

Mit der Wiederholung meiner herzlichsten Glückwünsche bin ich, verehrter Herr, Ihre sehr ergebene

Ellen von Heldburg.

[1] Helene Freifrau von Heldburg, geborene Franz, Gattin Seiner Hoheit des Herzogs Georg II. von Sachsen-Meiningen, geb. 30. Mai 1840 zu Naumburg. — [2] Am 17. Februar 1876 feierte das Burgtheater das hundertste Jahr seines Bestehens mit einer Festvorstellung. — [3] Herzog Georg verlieh Sonnenthal anläßlich dieses Festes und, wie es im Diplome heißt, „in Anerkennung seiner ausgezeichneten künstlerischen Leistungen“, das Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft. Von Kaiser Franz Josef erhielt Sonnenthal anläßlich dieser Feier das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor[1] an Sonnenthal.

Wien, 3. März 1876.

Lieber Herr Sonnenthal!

Erlauben Sie der „Gräfin Sophie“[2] durch Ihre gütige Vermittlung dem „Grafen Albrecht“ anliegendes kleines höchst bescheidenes souvenir zustellen zu lassen mit der Bitte der

„Graf" möge es annehmen als eine Erinnerung an den Abend des 18. Februars wo sie nur Dank seiner liebenswürdigen Mitwirkung einigen Erfolg errungen hat. Wenn „Graf Albrecht" die kleine Nadel von Zeit zu Zeit tragen wollte, so würde es die „Gräfin Sophie" ebenso sehr freuen, als es die Fürstin Metternich gefreut hat, mit Sonnenthal zu spielen! —

Mit der wiederholten Versicherung freundschaftlicher Ergebenheit

Fürstin Metternich.

[1] Pauline Fürstin von Metternich-Sándor, geboren am 26. Februar 1836 zu Wien, vermählt am 30. Juni 1856 mit Richard Fürsten von Metternich-Winneburg (geb. 7. Januar 1829, gest. 1. März 1895). Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Fürstin und Sonnenthal datieren zurück von der Mitte der siebziger Jahre, und sie selbst sagt darüber: „Sonnenthal war sowohl im Hause des verewigten Fürsten als dann später in meinem Witwenheim ein stets gern gesehener Gast, und wir brachten ihm die freundschaftlichsten Gefühle entgegen, welche unsere Töchter teilten, insbesondere meine jüngste Tochter Clemy, welche auch sein besonderer Liebling war. Ich erinnere mich, wie meine Mutter (welche dann später wohl anders geurteilt haben würde), als sie nach dem ersten Auftreten Sonnenthals als Mortimer vom Burgtheater zurückkehrte, sagte: ‚Es hat heute ein junger Schauspieler namens Sonnenthal debutiert — er spielt eigentlich recht schlecht. — Ob jemals etwas aus ihm werden wird?' und daß ich mich amüsiert habe, es Sonnenthal, als er seine größten schauspielerischen Triumphe feierte, zu erzählen!" — Die zahlreichen Briefe, welche zwischen der Fürstin und Sonnenthal gewechselt wurden und von denen hier des Raumes wegen nur ein kleiner Teil wiedergegeben werden konnte, sind ein Beweis des schönen freundschaftlichen Verhältnisses, welches zwischen dem Künstler und der „verfehlten Künstlerin", wie sich die Fürstin selbst gerne nannte, bestanden und bis zu Sonnenthals Lebensende angehalten hat, ohne eine Stunde der leisesten Trübung zu erfahren. — [2] Am 18. Februar 1876 fand in dem Salon der Fürstin Marie Hohenlohe zur Feier ihres Geburtstages eine kleine Theateraufführung statt, bei welcher Wilbrandts einaktiges Lustspiel „Von Angesicht zu Angesicht", das er zu dieser Gelegenheit geschrieben hatte, mit der Fürstin Pauline Metternich als „Gräfin Sophie" und Sonnenthal als „Graf Albrecht" zur Darstellung gelangte. Das liebenswürdige Stückchen wurde am 21. und 22. April 1876 in der Komischen Oper zusammen mit „Die Donau", Gedicht von Mosenthal (zu lebenden Bildern), und „Die Nandl von Ebensee", Gelegenheitsschwank von Langer, in einer Aristokratenwohltätigkeitsvorstellung zugunsten der von der letzten Überschwemmung heimgesuchten Bevölkerung der Monarchie wiederholt.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Meine verehrungswürdigste „Gräfin Sophie"!

Da Sie nun doch schon einmal der liebenswürdige Dolmetsch der Fürstin Metternich sind, so bitte ich Sie, Hochderselben gütigst vermelden zu wollen, daß sie es nur einzig und allein sich selbst zuzuschreiben hat, wenn meine tiefinnige Verehrung für sie einigermaßen erschüttert wurde und ich mich nun ganz und gar Ihnen, beste „Gräfin", zugewendet. — Warum hat sie auch die Unvorsichtigkeit begangen, gerade Sie, die bezauberndst liebenswürdigste Dame, zu ihrer Fürsprecherin zu erwählen?! In Ihnen, liebe „Gräfin", tauchten mit eins noch andere mir so lieb und theuer gewordene Personen vor meinem geistigen Auge auf — ich sah auf einmal wieder die muntere reizende Kammerzofe Sophie, die pikante, geistreiche Komtesse Gabriele — ich sah Sie selbst, liebe „Gräfin", leibhaftig vor mir, mit den langen taubengrauen Zwirnhandschuhen, unter welchen sich die reizendsten kleinen Fingerchen verbargen, mit den großen runden Augengläsern, hinter welchen die schelmisch-klügsten Augen hervorlugten, und wenn Sie mich auch bei unserer letzten Unterredung etwas heftig unterbrachen, und mir die Worte: „sie spricht so geschrieben" coupirten, so thaten Sie sehr wohl daran; denn wenn man so herzlich schreibt wie Sie, „Gräfin", so spricht man auch von Herzen. Gerade die Bildung des Herzens ist es ja, die Sie über so viele andere Frauen erhebt, und darum thaten Sie Recht, mich zu unterbrechen, — die Worte des Dichters paßten nimmermehr auf Sie. — —

Sagen Sie also der Fürstin Metternich — doch halt, seien wir nicht zu ungerecht gegen sie! War es nicht schließlich ihr Geist, ihre Grazie, ihre Liebenswürdigkeit, ihr göttliches Genie, das aus Ihnen, liebe „Gräfin", sprach und mich so sehr bezauberte?! Darum lassen Sie uns nicht undankbar sein — sagen Sie vielmehr der Fürstin, daß ich ihr für das mir übersandte reizende Souvenir herzlichst danke, daß es mich zwar tief beschämte, aber daß ich es nichtsdestoweniger immerfort

tragen werde, und daß es die Erinnerung an die schönen mir unvergeßlichen Stunden nur noch erhöhen wird! — Sagen Sie ihr auch, daß ich so glücklich zu sein hoffe, sie vor meiner Abreise noch zu sehen — ja, diese kleine Untreue müssen Sie sich schon gefallen lassen — um ihr persönlich zu sagen, wie sehr ich sie von ganzem Herzen verehre und über Alles hochschätze und sagen Sie ihr — — doch nein, das werde ich doch besser selber sagen. —

Sie, meine theuerste „Gräfin“, hoffe ich bei meiner Wiederkehr, will's Gott, im Salon Metternich zu sehen. Leben Sie herzlich wohl und vergessen Sie bis dahin nicht ganz — — — Ihre Rolle, und Ihren treuergebenen

„Graf Albrecht“
im bürgerlichen Leben
A. Sonnenthal.

Freitag, den 3. März 1876, um Mitternacht.

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Budapest,[1] 28. März 1876.

Mein hochverehrter Freund!

Vor Allem herzlichsten Dank für Ihr ebenso schmeichelhaftes als liebenswürdiges Empfehlungsschreiben an Dr. B., das ich wohl verdienen möchte — doch wie sagt Hamlet: „Behandelt jeden Menschen nach Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher!“ — Auch hier geht es mir über mein Verdienst gut. Unter acht bisher stattgefundenen Vorstellungen sechs bei geräumtem Orchester — leider habe ich aber auch schon zweimal absagen müssen; ich kam von den Anstrengungen der letzten Wiener Tage schon etwas ermüdet hieher.[2]

Daß mich die unangenehmen Repertoirestörungen bei uns mit heimlicher Freude erfüllen, ist wohl nicht Ihr Ernst — wissen Sie doch nur zu gut, wie sehr ich mit Leib und Seele an unserem Institute hänge, und wie sehr mich alles was dasselbe angeht aufs innigste berührt, auch in der Ferne, und da erst recht, so wie man seine Kinder am zärtlichsten liebt,

wenn man von ihnen entfernt ist. — Nun, wills Gott, bin ich ja bald wieder zu Hause — und Sie wissen ja, auf mich können Sie auch bei einer Absage um halb sieben zählen.

Bis dahin grüße ich Sie und Ihre theuren Angehörigen aufs herzlichste und bleibe wie bisher Ihr Sie hochverehrender

treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Sonnenthal gastierte vom 18. bis 31. März 1876 am Deutschen Theater in Pest (Direktion Swoboda). — [2] Am 7. März spielte Sonnenthal zum erstenmal den Lord Harleigh in Mellevilles zweiaktigem Schauspiel „Wahn und Wahnsinn", am 10. März den Rudolf von Habsburg in Grillparzers Drama „König Ottokars Glück und Ende". Diese beiden an Wert und Charakter so verschiedenen Rollen blieben lange Zeit Glanzrollen in Sonnenthals Repertoire. In einem Briefe vom 15. Februar 1887 schreibt Gräfin Marie Kornis, Oberste Kammervorsteherin Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzogin Marie Valerie, an Sonnenthal: „Lieber Herr Regisseur! Ich bin Allerhöchsten Ortes bevollmächtigt, Ihnen zu sagen, wie entzückt und ergriffen man über Ihre jüngste Leistung in ‚Wahn und Wahnsinn' war, so sehr, daß Ihre Majestät das Stück, das heißt diese Ihre Musterleistung, sehen möchte. Da Ihre Majestät am letzten d. M. schon Wien verläßt, so könnte sie nur am 24., 25., 26., 27. d. M. der Vorstellung beiwohnen. Wenn nur möglich, bin ich überzeugt, daß Sie gerne dem Allerhöchsten Wunsche nachkommen, trotzdem diese Rolle unendlich ermüdend sein muß." — Die gewünschte Vorstellung fand am 26. Februar 1887 in Anwesenheit Ihrer Majestäten, des Kronprinzen Rudolf und der Erzherzogin Valerie statt. — Die Rolle Rudolfs von Habsburg in „König Ottokars Glück und Ende" spielte Sonnenthal zum letztenmal am 10. Januar 1909.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Wien, den 3. April 1876.

Verzeihen Sie die abermalige Behelligung, lieber Freund, veranlaßt durch Excellenz Baron Hofmann,[1] der mir soeben Ihren Brief an ihn mitteilt. In demselben versprechen Sie bis Freitag 7. d. M. entschiedene Antwort auf die Anfrage wegen Ihrer Rückkehr. Ich bitte Sie, mir diese Antwort gleich und telegraphisch zu geben, weil mich unsere Mitglieder um das Repertoire der Osterwoche bestürmen. Können Sie Montag, Dienstag, Mittwoch 17. 18. 19. April im Burgtheater

spielen? (20. 21. 22. gehören den Wohlthätigkeitsvorstellungen.)[2] Welche Rolle und in welcher Folge schlagen Sie vor? (Frau Wilbrandt beurlaubt bis inkl. 22. April, Frau Wolter desgleichen.) Sind Sie überhaupt mit meinem Anerbieten (drei Rollen à hundert Gulden) einverstanden?[3] Daß an Richard II. (Sonntag 23. April) unter allen Umständen festgehalten werden muß, versteht sich von selbst.

Herzliche Glückwünsche zu den Pester Erfolgen und deren Übersetzung in das Sächsische![4] Heute an Ihrem Debutabend ist mit allen Gedanken bei Ihnen

Ihr treu ergebener

Fr. von Dingelstedt.

[1] Friedrich Leopold Freiherr von Hofmann, österreichischer Reichsfinanzminister a. D., geb. 4. Mai 1822 zu Wien, gest. daselbst 24. Oktober 1885, seit 1866 Zensor der beiden Hoftheater. — [2] Aristokratenvorstellung in der Komischen Oper zugunsten der Überschwemmten: „Von Angesicht zu Angesicht" und „Nandl von Ebensee". — [3] Es handelt sich hier um die Ablösung des weiteren Gastspiels Sonnenthals. — [4] Von Pest aus war Sonnenthal zu einem vom 4. bis 13. April währenden Gastspiel nach Dresden gegangen.

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Dresden, 7. April 1876.

Mein hochverehrter Herr Baron!

Ich bin gerührt, aufs tiefste gerührt! Ich darf also dreimal spielen, und erhalte jedesmal ein Honorar von 100 Gulden, resp. 85 Gulden, denn 15 Gulden wäre ja mein gewöhnliches Spielhonorar — O Schmutzerei, Schmutzerei! — Man sollte es nicht für möglich halten, daß in einer durch und durch noblen Natur ein so „schmutziger" Director stecken kann! — Nun gut, ich werde kommen — auf welche Art weiß ich noch nicht — aber ob ich wirklich nach den Anstrengungen mannigfacher Art gleich sieben Abende hintereinander werde spielen können, das scheint mir denn doch etwas problematisch, und ich würde Ihnen rathen, jedenfalls das Eine oder das Andere in Reserve zu halten.

Was mein hiesiges Gastspiel betrifft, so spielte ich bis heute erst zweimal in „Waldemar" — Publikum und Kritik enthu-

siasmirt, aber die Häuser waren leer. Heute endlich — „Marquis von Villemer" — kein Sitz zu haben. Leider fühle ich mich aber noch immer nicht ganz wohl und mußte gestern pausiren, was mir mindestens ein Schaden von — hundert Gulden war! O, Sie werden diese Hundert noch oft zu hören bekommen!

Ich werde also schon Charsamstag in Wien eintreffen — o, meine schöne Osterwoche, die pekuniär beste des Gastspiels! — man müßte mich doch eigentlich unter Kuratel stellen —

Bis dahin sagen Sie mir wohl noch, hochverehrter Freund, was Sie für Stücke gewählt haben. Für jetzt tausend herzliche Grüße von Ihrem treu ergebenen A. Sonnenthal.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Wien, 10. April 1876.

Sie haben gut lachen, lieber Freund! Wenn Sie unsere leeren Häuser und noch leereren Kassen sähen, würden Sie mit mir weinen und mich nicht als Harpagon verhöhnen, sondern als Flottwell segnen!

Das Repertoire der Osterwoche liegt bei, wie es in der letzten Regiekonferenz festgestellt worden ist und von Ihnen, trotz der nothgedrungenen Abweichungen von Ihren Vorschlägen, hoffentlich acceptirt werden wird.

Auf Wiedersehen, je eher, je lieber!

Der Ihrige

Fr. von Dingelstedt.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Marienbad, 5. Juli 1876.

Meine allergnädigste Fürstin!

Soeben komme ich von einem Spaziergang vom Forsthaus zurück, der nicht mehr und nicht weniger bezwecken sollte, als durch den Thiergarten nach Königswart zu gehen und bei der liebenswürdigen „Gräfin Sophie" meine Karte abzugeben; — allein der Kurgast denkt und — die Fürstin Metternich verschließt die Thüren und Thore.

Der Forstmeister legte sich mir wie ein Cerberus in den Weg. „Nur Donnerstag und Sonntag ist die Passage frei." — „Warum?" — „Die Frau Fürstin ist hier." — „Zu ihr will ich ja eben." — „Nicht erlaubt." — „Aber mir doch." — Ich ziehe gravitätisch meine Visitkarte hervor, und dachte, der Mann müsse jetzt „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" auf die Kniee fallen — aber er schüttelte nur bedächtig das Haupt, denn er kannte meinen Namen gar nicht. Das machte mich stutzig und ich begann zu zweifeln, ob ich einen Europäer vor mir habe. Halt, dachte ich, vielleicht wird mein Ruf als „Seppl" [1] zu ihm gedrungen sein, und im oberösterreichischesten Dialekt, der mir zu Gebote stand, sprach ich ganz zutraulich: „Ober i bin ja der Fürschtin ihr Se—." — „Sehr schön," fiel mir der Biedermann ins Wort, „aber ich habe strengen Befehl —" — „Ober i bin ja der Se—." — „Servus!" sprachs und verschwand, und ließ mir Zeit fern von Königswart darüber nachzudenken, um wie viel klüger es gewesen wäre, die Chaussée einzuschlagen. Doch als ich nach Hause kam und die wohlbekannten „ganz eigenthümlichen" Schriftzüge auf meinem Schreibtische sah, war mein kleiner Ärger vergessen und ich freute mich herzlich über die liebenswürdige Einladung meiner gnädigsten Fürstin, der ich gewiß Freitag nachkommen werde.

Für jetzt nur meinen innigsten Dank. Mit meinem gehorsamsten Respekt an Seine Durchlaucht und meinen herzlichsten Grüßen an Sie, meine hohe Gönnerin,

Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] In „Die Nandl von Ebensee" gab die Fürstin die Nandl und Sonnenthal den Seppl, „der Nandl ihren Bua".

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Schloß Königswart, den 26. Juli 1876.

Hier, lieber Herr Sonnenthal, das reizende Coppée'sche Stück „le luthier de Crémone",[1] welches ganz gewiß Ihren ungetheilten Beifall finden wird. Bitte behalten Sie es bis

zu Ende Ihres Marienbader Aufenthaltes, und da Sie nicht viel lesen sollen und können, so nehmen Sie alle Tage nur einen Eßlöffel voll dieser allerliebsten Verse!

Wenn Sie uns einmal wieder die Freude Ihres Besuches machen wollen, so bitten wir Dienstag den 1. August um Ihre Theilnahme an unserem frugalen Familiendiner.

Mit der wiederholten Versicherung freundschaftlicher Ergebenheit

Fürstin Metternich.

Gestern gab man im Königswarter Theater ... erschrecken Sie nicht ... man gab ... „Die Waise von Lowood"! ... Leben Sie noch?

[1] Der „Geigenmacher von Cremona", Drama in einem Akt von François Coppée, wurde am 20. Mai 1877 zum erstenmal am Burgtheater aufgeführt und wurde ein beliebtes Repertoirestück dieser Bühne.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Marienbad, 28. Juli 1876.

Meiner allergnädigsten Fürstin

sage ich tausend herzlichen Dank für die freundliche Übersendung der „Comédie" und für die liebenswürdige Einladung zu dem reizenden Familiendiner. Um des ungetrübten Glückes zu genießen noch einige Stunden ausschließlich in Ihrem ebenso liebenswürdigen als anregenden Kreise zubringen zu können, will ich meinen hiesigen Aufenthalt gerne verlängern und werde der freundlichen Einladung Euer Durchlaucht für Dienstag Folge leisten. Damit aber die Hohen Herrschaften sich für die projektirte Kegelpartie würdig vorbereiten mögen, erlaube ich mir beifolgend das neue Reglement ins Gedächtnis zurückzurufen ... Ich erwarte von Ihrem Geiste, daß, wenn Sie nur zwei Nächte an das Studium dieser Spielregeln wenden wollen, Sie dieselben ganz gewiß auswendig wissen werden.

Über die Aufführung der „Waise" in Königswart habe ich wirklich einen gelinden Schrecken bekommen, und es war von Ihnen, gnädigste Fürstin, jedenfalls sehr weise, mich durch

einige Kunstpausen langsam darauf vorzubereiten. Arme Jane, noch ärmerer Rochester!

Mit meinen Vorstellungen hier geht es besser, als ich gedacht hätte, aber die Plage ist auch groß, die höhere — Dressur! Das Publikum ist dankbar und die Blumen — billig! — Heute spiele ich den Harleigh in „Wahn und Wahnsinn". Ich habe mich in der Probe vorbereitet — sie war zum „toll werden".

Aber nun empfehle ich mich den Hohen Herrschaften aufs Allerbeste und verbleibe Euer Durchlaucht treu ergebenster

A. Sonnenthal.

Sonnenthal an Heinrich Laube.

Wien, den 18. September 1876.[1]

In den tausendstimmigen Jubel, der heute zu Ehren Meister Laubes erschallt, mischt sich auch meine schwache Stimme und bringt aus vollstem dankbarstem Herzen Ihnen, mein hochverehrter Herr Doctor, seine innigsten Glückwünsche dar — bin ich doch heute doppelt eingedenk der Zeit, da Sie dem schwachen Jüngling bei seinen ersten Schritten seiner künstlerischen Laufbahn ein bewährter Lehrer und Meister, ein treuer wohlmeinender Berather, ein väterlicher Freund gewesen. In meinem dankbaren Herzen wird die Erinnerung an jene Zeit nie verlöschen und ich stimme heute in die Segenswünsche von Tausenden ein: der Himmel möge Sie ungeschwächt, in voller Kraft, an der Seite Ihrer vortrefflichen Gattin erhalten, auf daß Sie noch lange lange Jahre zum Heile des deutschen Theaters, zur Hebung und Förderung der deutschen Schauspielkunst und ihrer Jünger, die Ihnen so viel zu danken haben, wirken und schaffen mögen.

Gott schütze Sie und Ihr ganzes Haus, Gott segne Sie, Gott erhalte Sie!

In treuer Verehrung

Ihr

Adolf Sonnenthal.

[1] Laubes siebzigster Geburtstag.

Eduard Bauernfeld an Sonnenthal.

Werther Freund!

Also auch über Sie wird ein Jubiläum verhängt![1] Das sollte sich ein Schauspieler gar nicht gefallen lassen, den man sich stets in einem ideellen Lebensalter vorstellen muß. Jedenfalls Glück auf! Sie haben noch eine hübsche Zeit vor sich, während die meinige beiläufig abgelaufen ist. Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen aufs Herzlichste zu danken, daß Sie durch Ihr schönes Talent und Ihren gewissenhaften Fleiß so vielen meiner auch schwächeren Gestalten dramatischen Athem und frisch pulsirendes Leben eingehaucht. Möge mir noch etwas gelingen, das würdig wäre, durch Sie interpretirt zu werden!

Ihr

Bauernfeld.

Wien, den 29. Oktober 1876.

[1] Am 30. Oktober 1876 waren es 25 Jahre, daß Sonnenthal der Bühne angehörte.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Wien, den 30. Oktober 1876.

Ich gedenke heute des Tags, lieber Freund, da Sie von Königsberg hier ankamen: das ist ein guter Marsch geworden die Reihe von Jahren hindurch!

Mögen Ihnen auch für die Zukunft die Wege geebnet, möge Ihr Fuß fest, Ihr Athem sicher bleiben.

Dies sei der Glückwunsch Ihres alten Kriegsgenossen

Laube.

Ernst Hartmann an Sonnenthal.

Lieber Adolf!

Wenn Du auch nicht gewollt hast, daß sich die Welt in Dein Künstlerfest mische und diesen Tag, an dem Du eine so reiche, stolze Laufbahn glücklich bewegt überblickst, durch ihren Lärm störe, so bitte ich Dich doch, mir zu gestatten, daß ich Dir leise den Kranz hinreiche, der Dir gebührt und den ich nie einem Würdigeren werde zu geben haben. Mir mußt Du



Sonnenthal als Risler.



schon erlauben, meine Huldigung dem Künstler darzubringen — ich bringe sie ja, der Schüler dem Meister, dem er das Wenige, was er kann, abgelauscht hat und der heute, wie am ersten Tage, da er fast unbewußt beschloß, Dir nachzueifern, Dein größter Verehrer ist. Soll ich Dich Dir rühmen? Wer so viel leistet, sieht wohl auch selbst, daß er so viel mehr als Andere leistet — Dein eigenes stolzes Bewußtsein singe Dir heute Dein Lob.

Nimm meinen Dank, meinen herzlichsten Gruß und nimm auch noch überflüssigerweise dazu die Versicherung, daß ich für Dich schwärme.

Dein treu ergebener College

Ernst Hartmann.[1]

30. Oktober 1876.

[1] Das „Tagebuch" vermerkt unter dem Datum des 31. Oktober 1876: „St. Herem in ‚Die Fräulein von St. Cyr'. Mein 25jähriges Jubiläum verlief gestern in aller Stille — nichtsdestoweniger sendeten mir meine Collegen Kränze und Blumen, worunter mich besonders Hartmanns Kranz und Brief außerordentlich freute."

Franz Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Dienstag, 31. Oktober 1876.

Zur Strafe dafür, daß Sie, lieber Adolf, Ihren Freunden und Kameraden den gestrigen Tag verdorben haben, werden Ihnen beifolgende Fünfundzwanzig verdientermaßen zugezählt. Sie werden, nachdem Sie den Lorbeer verschmäht, das edle Blatt der Havannah sich munden lassen und wenn Sie, nach neuester Mode, sich selbst in Weihrauch hüllen, dabei freundlich gedenken Ihres treu verbundenen

Franz Dingelstedt.

Amalie Haizinger[1] an Sonnenthal.

Wien, 1876.

Mein theurer lieber College!

Heute lese ich in der Zeitung, daß Sie Ihren 25jährigen Jubeltag gefeiert — und ich keine Ahnung davon habend, bin heute tief betrübt, daß keiner meiner Collegen auch nur ein Wort

davon gegen mich erwähnt. Betrachten sie mich denn schon als eine gänzlich Geschiedene, und sehen mich doch jeden Abend in unserer Loge sitzen! — Mag dem sein, wie es will, Sie sind gewiß überzeugt, daß ich diesen Freuden- und Ehrentag nicht hätte vorüber gehen lassen, ohne Ihnen ein Zeichen meiner Bewunderung und Liebe zu geben.

Heute bleibt mir nichts mehr übrig, als Sie zu bitten, auch dieser alten Person noch ein Plätzchen in Ihrer Bildersammlung zu gönnen, die jetzt meinem Aussehen noch ein bischen nahekommt. Es ist die letzte Auflage, denn den Schrecken einer neuen Photographie hielten meine armen Nerven nicht aus.

Nehmen Sie vorlieb mit meinem guten Willen und empfangen Sie den schönsten aufrichtigsten Wunsch, den mein Herz Ihnen geben kann: Gott erhalte Ihnen die Liebe zu Ihrer Kunst, wie zu Ihrem Berufe so lange, wie Ihrer treuen alten Collegin

Amalie Haizinger.

[1] Amalie Haizinger, geborene Morstadt, k. k. Hofschauspielerin, geb. 6. Mai 1800 zu Karlsruhe, gehörte seit 7. Januar 1846 dem Hofburgtheater an, von dem sie am 2. Dezember 1875 schied, um sich ganz von der Bühne zurückzuziehen. In erster Ehe (1816) mit dem Hofschauspieler Karl Neumann (gest. 1823) vermählt, heiratete sie 1827 den berühmten Hofopernsänger Anton Haizinger (1796—1869). Amalie Haizinger starb — 84 Jahre alt — am 11. August 1884 zu Wien.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Schloß Plaß, den 2. November 1876.

Lieber Herr Sonnenthal!

Im gemüthlichen Fremdenblatte lese ich heute, daß Herr Sonnenthal sein 25jähriges Schauspielerjubiläum feiert, und da die Zeitung das Datum des 30. Oktober trägt, so komme ich natürlich mit meinen Wünschen verspätet! . . .

Warum bin ich nicht von diesem Ereignisse in Kenntnis gesetzt worden, und zwar rechtzeitig, um à la tête der Gratulanten zu erscheinen? Das ist etwas boshaft vom „Grafen Albrecht“ gewesen — ich möchte beinahe sagen heimtückisch . . .

denn es wäre ihm ein Leichtes gewesen, in Königswart, z. B. zwischen zwei Kegelwürfen, einen Ausruf zu machen und uns zu sagen, daß er am 31. Oktober 25 Jahre lang die Menschen durch sein schönes Talent erfreut haben wird! ... Aber nein — nicht eine Silbe. Und nun stehe ich beschämt vor meinem abscheulichen Fremdenblatte und frage mich, was soll ich thun? —

Da tritt der Fürst ein, liest über meine Achsel den Artikel, der Sie betrifft, und fragt mich: „Hast Du ihm geschrieben und ihm in unserer Aller Namen gratuliert?"

Ich sehe auf — sage „nein" — und stürze zu meinem Schreibtische um das Versäumte, das unwillkürlich Versäumte, nachzuholen.

Sie sind ja überaus liebenswürdig und nehmen daher diese Wünsche in eben derselben freundlichen Weise auf, als wenn sie rechtzeitig gekommen wären, nicht wahr? Von ihrer Herzlichkeit und Aufrichtigkeit sind Sie ja überzeugt.

Also nochmals, und das recht von Herzen, ein Lebehoch dem Jubilar!

Mit der Versicherung wahrer Ergebenheit und freundschaftlicher Gesinnungen vom Fürsten und von mir

Fürstin Metternich.

Meine Kinder wollen Ihnen auch bestens genannt sein. — Ich begreife nicht, daß man Ihnen in „Fromont jeune et Risler aîné" die Rolle des Risler gegeben hat, welche in Paris von Parade gespielt wird, einem Manne von etlichen sechzig Jahren, der sehr alt und gebrechlich aussieht! ... Wie kommt das? — Wird Frau Wolter als Sidonie nicht ein wenig zu alt sein? — Sidonie ist zwanzig Jahre!

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Wien, 5. November 1876.

Meine gnädigste Fürstin!

Die Spürnase eines Journalisten geht noch weit über die eines englischen Jagdhundes; — ich dachte Gott weiß wie klug ich es angefangen hätte, meinen 25jährigen Schauspieler-

Geburtstag stillschweigend vorübergehen zu lassen, da taucht plötzlich in irgend einer Zeitung eine Notiz auf, ich hätte am 30. Oktober 1851 zum erstenmale die Bühne betreten, und sofort wird mir ein Jubiläum angefeiert. So weit es in meiner Macht stand, eine größere offizielle Feier hintanzuhalten, habe ich es gethan, aber ich konnte doch nicht verhindern, daß meine näheren wohlmeinenden Freunde mir an jenem Tage die Hand drückten oder ihre Glückwünsche darbrachten.

Daß ich nun so kühn bin, zu jenen Freunden auch meine fürstliche Gönnerin zu zählen, ist Ihre eigene Schuld — warum haben Sie mich so verwöhnt! Und so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Ihre lieben, herzlichen Worte, sowie die freundlichen Grüße meines gnädigsten Fürsten und der liebenswürdigen Prinzessinnen mich ungeheuer freuten und die duftigsten Blumen in dem Strauße waren, den mir Wohlwollen und Freundschaft an jenem Tage gereicht! — Warum ich diesen Abschnitt meines Künstlerlebens in aller Stille beging? weil ich ihn mir für den viel wichtigeren meines 25jährigen Wirkens am Burgtheater aufbewahren wollte; — doch dem sei, wie ihm wolle, ich verdanke dieser Gelegenheit wieder einige freundliche Worte meiner fürstlichen Freundin und diese bereiten mir ja immer einen Festtag. Darum Dank, tausend herzlichen Dank!

Jetzt zum Geschäft: Was Ihre Frage „Risler" betrifft, so habe ich dieselbe auch hier sehr lange ventilirt, ehe ich mich zur Übernahme dieser Rolle entschlossen habe. Ich wäre keineswegs zu jung für die Rolle — eher dürfte Parade (ich kenne ihn nicht) nach Ihrer Beschreibung zu alt für dieselbe sein, Risler soll ja nicht mehr als 42 haben — und doch hat Ihr Erstaunen, beste Fürstin, eine künstlerische Berechtigung, insoferne die Wolter die Sidonie spielt. Für sie bin ich allerdings zu jung; denn Sidonie soll zwanzig Jahre sein, und für ein zwanzigjähriges Mädchen wäre das Mißverhältnis zu einem 42jährigen Manne hergestellt. Nun haben wir aber leider keine Dame an unserem Institut, die im Stande wäre, die Rolle so *künstlerisch* zu bewältigen, wie die Wolter (die

Janisch wäre ihrem Äußeren nach die richtigere), und darin liegt die einzige Schwierigkeit für mich: den Risler der Wolter-Sidonie zu spielen. Doch denke ich dieses Hindernis durch die Maske zu besiegen. Ich nehme ihn fürs erste ganz grau und will ihm auch durch Kleidung und äußere Zuthat so viel Philisterhaftigkeit geben, als die Phantasie meines Freundes Frank nur immer ersinnen kann. Ich hoffe so den Intentionen des Dichters gerecht zu werden. Für mich bleibt die Rolle immer eine interessante Charakter-Studie, an die ich mit großem Eifer gehe und will ich nur hoffen, daß sich das Stück bis zur Rückkehr Euer Durchlaucht hält, wäre es auch nur um dann ein Urtheil aus Ihrem Munde zu hören.

Unsere schönen Pläne für Plaß[1] sind leider zu Wasser geworden — ich bin für die nächsten Wochen dermaßen mit neuen Arbeiten überhäuft, daß an einen Urlaub gar nicht gedacht werden könnte; die Novitäten, die wir bis jetzt vorgeführt, haben es kaum über einen succès d'estime gebracht, desto eifriger müssen wir an die neuen Sachen gehen und ich hoffe, daß wir in „Fromont und Risler" die pièce de resistance gefunden haben, wenn es anders dem Publikum nicht wieder zu starke Kost scheint; denn der Magen eines Publikums ist ja unberechenbar — servirt man ihm Kartoffel, so klagt er gleich über Unverdaulichkeit und ruft nach Ananas, und wieder umgekehrt. Vederemo!

Nun, meine beste Fürstin, verzeihen Sie meine lange Epistel, aber ich bin überglücklich ein Viertelstündchen mit Ihnen plaudern zu dürfen — leben Sie herzlich wohl und seien Sie und die Hohen Herrschaften nochmals tausendmal bedankt von Ihrem Sie hochverehrenden

treu ergebenen

Adolf Sonnenthal.

[1] Schloß Plaß, Besitzung der fürstlichen Familie Metternich in Böhmen, woselbst ein Haustheater von der kunstsinnigen Fürstin sehr gepflegt wurde.

Auguste Wilbrandt-Baudius an Sonnenthal.

Wien, 29. November 1876.
Nach „Risler senior“.[1]

Liebster Freund!

Soeben zerriß ich einen Brief an Sie — mir schien, er sagte Nichts, da ich nicht Worte finden kann, Ihnen nur annähernd zu beschreiben, was ich empfunden bei Ihrem großartigen Spiel. — Nein, es war kein Spiel — so schien mirs — denn ich weinte so bitterlich, war und bin so tief erschüttert, daß ich mich eines ähnlichen Eindrucks im Theater schwer erinnere. — O bester Sonnenthal — (College klingt mir in diesem Moment fast zu cordial, denn Sie erfüllten mich mit heiliger Bewunderung!) Wie herrlich ist die Schauspielkunst, wenn sie so geübt wird — wenn sie Alles, was gut, edel, begeisterungsfähig im Menschen ist, so aufrüttelt, indem sie Einem das Herz umkehrt, und uns so wohlthut, indem man solchen Schmerz empfindet! — Schlafen Sie gut auf Ihren Lorbeeren. Mir haben Sie den Schlaf geraubt, und ich denke: vielen Anderen noch, oder es gäbe keine Zuhörer mehr! In Verehrung Ihre dankbare

Auguste Wilbrandt.

(Abends.)

Theurer Adolf, wie mir schon gestern zu Muth war, hab' ich Dir vor dem Theaterhause angedeutet; doch gar so schwach, ich weiß es; unter offenem Novemberhimmel kam's nicht recht heraus. Du bist ein gottgesegneter Mensch! und ich umarme Dich von ganzem Herzen.

Ewig verderben will ich, wenn ich Dir nicht noch eine Rolle schreibe, die — —

Genug; nichts von mir oder Dir. Es lebe die Kunst, Sonnenthal! Sie hat Dich zu ihrem Priester gemacht.

Dein

Adolf Wilbrandt.

[1] Am 29. November 1876 wurde „Fromont jun. und Risler sen.", Drama in fünf Akten und einem Vorspiel (nach dem gleichnamigen Roman von Daudet) von Daudet und Belot zum ersten Male am Burgtheater gegeben. Das „Tagebuch" bringt die lakonische Meldung: „Sensationeller Erfolg." Sonnenthal gab den Risler, die Wolter die Sidonie, Mitterwurzer den Fromont, Hartmann den Franz Risler, Gabillon den Delobelle, die Janisch die Desirée, Frau Gabillon die Claire Fromont, Lewinsky den Planus.

Dr. August Förster[1] an Sonnenthal.

Leipzig, den 16. Dezember 1876.

Lieber Freund!

Ich muß Dir noch herzlich danken für Deinen lieben Brief und für das humoristische Telegramm aus der Sitzung ...

Zunächst nun, mein Lieber, meinen herzlichen Glückwunsch zu Deinem Erfolge als Risler. Hartmann hat uns so bewundernd darüber geschrieben, mein Bassist Baumann, der jüngst in Wien war, hat mir so Überschwengliches darüber erzählt, daß ich natürlich sehr begierig bin, die Comödie bei Euch zu sehen. Nach allem, was ich höre, macht sie ja Casse. Das kannst Du, denk' ich, weitaus zum größten Teil auf Deine Rechnung setzen. Denn das Stück selbst ist doch so zerfahren und zerfasert, daß ein eigentliches Interesse nicht aufkommt und der Schluß wirkt noch dazu völlig unbefriedigend. Freilich ist die Scene des letzten Aktes, in welcher Risler seinen Schmerz erfährt, Sidonie den Schmuck abreißt und sie zu den Füßen der Madame Fromont niederschmettert, von mächtigster Wirkung.

Mir geht's gut und schlecht. Gut insoferne, als das Geschäft hier sich einer außerordentlichen Theaterlust des Publikums rühmen kann, schlecht, indem ich keine oder wenig Befriedigung in meinem neuen Berufe finde.[2] Ich habe viele Illusionen begraben, und viel unbekanntes, mit einem Geschäft eben unzertrennlich verbundenes Ungemach ist mir lebendig geworden. Ich war wohl nicht mehr jung genug, um ohne Schaden für mein inneres Gleichgewicht, mich in eine neue Stellung, in ganz neue Verhältnisse zu übersetzen. Mein Herz

ist — im Burgtheater. Es ist das einzige Theater, lieber Freund — ich weiß es jetzt bestimmt — dem ein künstlerischer Mensch mit Freuden angehören kann. Wenn man dort ist, hat man allerlei zu mäkeln und zu kritteln. Ist man weg, sieht man erst ein, was man verloren. Was man auch anderwärts gewinnen mag, es ersetzt nicht das Entschwundene.

Im Januar hoffe ich nun endlich mich auf einige Zeit losreißen zu können, um in Wien wieder Komödie zu sehen und sonstige theatergeschäftliche Interessen wahrzunehmen. Ich sage also: auf Wiedersehen!

Grüße mir alle Freunde, sage Baron Dingelstedt meine beste Empfehlung. Vor Neujahr muß ich ihm wieder einmal ein Lebenszeichen geben.

Lebe wohl, Freund, und laß bald einmal wieder von Dir hören. In Treuen Dein

August Förster.

[1] Dr. August Förster, geb. 3. Juni 1828 zu Lauchstädt, studierte an der Universität Halle Theologie und Philosophie, wandte sich aber, nach erfolgter Promotion zum Doctor philosophiae in Jena, dem Theater zu und wurde 1858 von Laube ans Burgtheater engagiert, wo er bis 1875 verblieb. 1875—1882 Direktor des Leipziger Stadttheaters, 1882—1888 Sozietär des Deutschen Theaters in Berlin. Am 1. November 1888 als Direktor des Hofburgtheaters nach Wien berufen, wurde er am 22. Dezember 1889, als er sich zu seiner Erholung auf den Semmering begeben hatte, daselbst vom Tode ereilt. — [2] Dr. August Förster war am 25. Mai 1876 als „Hans Lange" nach achtzehnjähriger Tätigkeit vom Burgtheater geschieden und hatte als Nachfolger Haases die Direktion des Stadttheaters zu Leipzig übernommen.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Wien, den 27. Dezember 1876.

Meine allergnädigste Fürstin!

Vor Allem tausend Dank für die freundliche Erinnerung. Sie haben mir eine große, sehr große Freude bereitet und die Staats-Weste[1] nahm auf meinem bescheidenen Weihnachtstisch den ersten Platz ein, wie ihn die liebenswürdige Spenderin in



Sonnenthal als Hamlet.



meinem dankbaren Herzen schon längst inne hatte. Nebstdem bin ich Ihnen, beste Fürstin, auch dafür dankbar, daß Sie mich gezwungen haben, Ihnen zu schreiben; — denn so oft ich auch nach der Aufführung von „Fromont und Risler“ die Feder dazu ansetzte, immer legte ich sie wieder weg, und das nur aus meiner angeborenen unseligen Bescheidenheit — ich bin so unbescheiden dies zu sagen —; ich hätte Ihnen nämlich von dem wahrhaft sensationellen Erfolg berichten müssen, den ich als „Risler aîné“ errungen — und dies brachte ich eben nicht aus der Feder — selbst als bei der vorletzten Aufführung Herr von Tatitscheff[2] mich in meiner Garderobe aufsuchte und mir gestand, er wäre als officieller Berichterstatter der Fürstin Metternich ins Theater befohlen worden.

Nun, auch heute sage ich Ihnen nichts über mich, lasse aber zwei Recensionen über das Stück folgen, die etwas ausführlicher in meine Rolle eingehen. — Was ich aber Euer Durchlaucht sagen kann, ist: daß mich Ihre Zweifel, die Sie wegen der Besetzung des Risler durch mich aussprachen, im strengsten Sinne des Wortes so consternirten, — denn Ihr Urtheil war und ist mir ja immer maßgebend gewesen — daß ich vor der Leseprobe die Rolle zurückgeben wollte. Dann dachte ich aber wieder: Nein, es wäre traurig um unsere Kunst bestellt, wenn sie es nicht vermöchte, die eigene Individualität zu verleugnen und in eine andere ganz und gar aufgehen zu lassen. Dies war die Aufgabe, die ich mir hier gestellt, und nach dem übereinstimmenden Ausspruche des Publikums wie der Kritik soll sie mir gelungen sein. Jedenfalls habe ich mit dem Risler den größten Erfolg in meiner theatralischen Carrière zu verzeichnen; — aber er hat mir auch genug schlaflose Nächte und unruhige Tage verursacht. Ich habe, was ich bisher noch nie gethan, vor dem Spiegel studieren müssen, ich habe stundenlang blos mit der Feststellung der äußeren Maske zugebracht, verworfen, wieder aufgenommen und wieder verworfen u. s. w., u. s. w. — Und nun gar der erste Abend — eine Première! zumal bei uns, und zumal diesem Stücke gegenüber! Ich glaube nicht, daß Talma seinerzeit vor seinem „Parterre von Königen“ diese Höllenqual ausgestanden haben dürfte, wie ich.

Alle Welt hatte ja den Roman gelesen und hatte sich natürlich selbst die Scenerie dazu gebildet. Die Folge davon war, daß Niemand contentirt wurde. Dazu kam noch, daß die Episoden des Stückes in den ersten Akten ein wenig zu breit gehalten waren, während Risler bis zum vierten Akt nur episodisch auftritt — die Stimmung im Publikum war also scheußlich. Nach den ersten drei Aktschlüssen, die ziemlich einfach und effektlos sind, Erstaunen, Enttäuschung, Langeweile, Murren, ja sogar Zischen — eine vollständige chute!

Inzwischen wird es halb zehn — der vierte Akt beginnt. Im Burgtheater, in Wien, halb zehn und noch zwei Akte zu spielen! wo sonst schon Jeder nach dem Hausmeister-Sechserl greift! — Meine Aufregung hatte den Culminationspunkt erreicht, das Herz schlug mir bis zum Halse hinauf, ich hatte keinen Ton in der Kehle — zum Überfluß tritt noch Planus-Lewinsky auf mich zu und spricht mich mit einer wahren Leichenbittermiene an: „Bruder! rette, sonst sind wir verloren!" — „Ihr Stichwort!" schreit in diesem Augenblick der Inspicient. — Ich stehe in der Thüre — das Publikum ist unruhig, man hustet, man schnaubt, man räuspert sich — Oho, so gehts nicht! denk' ich — Nun besitz' ich ein sicheres Mittel, mein Publikum zum Zuhören zu zwingen — ich mache eine riesenlange Pause, ohne das geringste dabei zu thun, so daß jedermann glaubt, nun müsse etwas kommen. Das Mittel hatte auch diesmal gewirkt. Allmählich wurde es ruhiger — zuletzt totenstill — man konnte eine Stecknadel fallen hören. Mehr wollte ich nicht. Und nun begann meine Scene. Das Publikum folgte mir in athemloser Spannung, in nervöser Aufregung, die sich auf dem Gipfel der Scene in einem Beifall Luft machte, wie ich ihn im Burgtheater noch nie gehört. — Das Stück war gerettet und ich — — ich war in Schweiß gebadet! . . .

Doch nun verzeihen Sie, beste Fürstin, daß ich trotz meiner „Bescheidenheit" so viel von mir gesprochen, aber ich weiß welchen Antheil Sie an mir nehmen und daß ich zu meiner Gönnerin und — wenn ich auch einmal unbescheiden sein darf — zu meiner wohlmeinenden Freundin spreche.

Und nun nochmals Dank, Dank, tausend Dank und geben

Sie mir bald Gelegenheit, Ihnen diesen mündlich aussprechen zu dürfen, Ihre Freunde vermissen Sie hier schon schmerzlich.

Meinen gehorsamsten Respekt an meinen gnädigsten Fürsten, die herzlichsten Empfehlungen an die liebenswürdigen Prinzessinnen und tausend Heil und Segen zum neuen Jahre für Ihr ganzes Haus!

In wahrer aufrichtiger Verehrung
Euer Durchlaucht treu ergebener
A. Sonnenthal.

Zur Complettirung der Kinder-Gallerie sende ich noch meinen ältesten Jungen: Risler jeune.

[1] Fürstin Pauline sandte Sonnenthal zum Weihnachtsabend 1876 eine gestickte Staatsweste Louis XV. mit den begleitenden Worten: „Erinnerung an ein im Königswarter Museum gemachtes Versprechen." Sie hatte die Weste einmal in Paris bei einer Auktion erstanden und nun an Sonnenthal geschenkt, weil er einmal auf der Bühne mit einer solchen Weste erschienen war, die ihr nicht gefiel und die sie vor allem als nicht zeitgemäß erkannte. — [2] Russischer Botschaftssekretär.

Sonnenthal an Freiherrn von Dingelstedt.

Wien, 28. Februar 1877.

Hochgeehrter Herr Baron!

Ich beeile mich, Ihre werte Zuschrift vom 25. d. M., in welcher Sie mich mit den von einer Hohen Obersten k. k. Hoftheater-Direction gefaßten Beschlüssen hinsichtlich meines neuen Vertrages[1] benachrichtigen, dahin zu erwidern, daß ich mich mit den von einer Hohen Obersten Behörde gemachten Propositionen mit Ausnahme des Punktes 3) dankend einverstanden erkläre. Eben dieser Punkt, hochgeehrter Herr Baron, ist aber derjenige, welcher mir in Hinsicht auf die vorliegenden Verhältnisse zumeist am Herzen liegt, da er für meine Zukunft von der schwerwiegendsten Bedeutung ist, und nur die gebieterische Notwendigkeit: die Sorge für die Meinen, mich dazu zwingt, gerade diesen Punkt schon jetzt klargestellt zu sehen.[2]

Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, daß nicht Motive gewöhnlicher Art mich leiten, daß ich vielmehr, wie Ihnen viel-

leicht nicht unbekannt sein dürfte, den verlockendsten materiellen Anerbietungen widerstanden habe, weil ich mich mit allen meinen Fasern an ein Institut gekettet fühle, dem ich ja meine ganze künstlerische Existenz verdanke und dem ich wie bisher auch fortan all meine Kräfte, all mein Können und Wollen widmen zu können, mich glücklich schätzen werde; — aber ebenso glaube und hoffe ich zuversichtlich, daß bei dem gnädigen Wohlwollen, dessen ich mich von Seite unseres Hohen Durchlauchtigsten Chefs zu erfreuen so glücklich bin, für die Erfüllung meiner gehorsamsten Bitte sich eine Form finden werde, welche, alle unliebsamen Consequenzen ausschließend, mich in den Stand setzte, meiner materiellen Zukunft sorgenfrei entgegenzusehen und mich dem künstlerischen Interesse unseres Institutes in erhöhterem Grade zuwenden zu können.

Indem ich nunmehr die endgiltige Entscheidung über diese für mich so hochwichtige Angelegenheit ganz in die Hände Seiner Durchlaucht unseres gnädigsten Fürsten lege und Sie, hochgeehrter Herr Baron, nochmals um Ihre freundliche Fürsprache bitte, habe ich die Ehre zu zeichnen als Ihr Sie hochverehrender

ganz ergebener

A. Sonnenthal.[3]

[1] Am 9. Januar 1877 hatte Sonnenthal folgende Zuschrift der Direktion erhalten: „Da mit dem 31. März d. J. der Ihrem Allerhöchsten Decrete unterlegte Vertrag zu Ende geht, so werden Sie von der unterzeichneten Direction des k. k. Hofburgtheaters, welche dessen Erneuerung für im beiderseitigen Interesse geboten erachtet, hiermit ersucht, Ihre etwaigen Anliegen über die Details des neuen Vertrages — Dauer und Bezüge desselben — baldgefälligst schriftlich kundgeben zu wollen.“ — [2] Der Punkt 3) bezog sich auf die Pension. — [3] Diesem Briefe folgten noch weitere Verhandlungen, welche endlich zu dem am 1. April 1877 geschlossenen und am 8. Juni 1877 unterzeichneten lebenslänglichen Kontrakte Sonnenthals führten. In diesem Kontrakte, welcher schon am 1. April 1877 in Aktion trat, wurde Sonnenthal ein jährlicher Gehalt von 11 150 Gulden (einschließlich Garderobegeld und Remuneration), ein Spielhonorar von 15 Gulden und ein jährlicher Urlaub von vier Wochen, beginnend 14 Tage vor und schließend 14 Tage nach der Osterwoche, bewilligt. Ebenso wurde seinem Gehalte von 1500 Gulden als Regisseur eine außerordentliche jährliche Remuneration von 1000 Gulden

hinzugefügt, und die Stelle als Oberregisseur mit einem Bezuge von jährlichen 3000 Gulden (wobei aber die obenerwähnte Remuneration in Abfall kommen sollte) ihm in Aussicht gestellt. Schließlich wurde ihm, im Falle eintretender Dienstuntauglichkeit als darstellender Künstler, eine jährliche Pension von 4500 Gulden und außerdem die Beibehaltung der ersten Regisseurstelle mit deren Bezuge zugesichert, aus welchem ihm, nach Niederlegung auch dieser Stelle, der normalmäßige Pensionsanteil, vom Tage seiner Ernennung zum Regisseur an gerechnet, bemessen werden würde. Die vom k. k. Obersthofmeisteramte an Sonnenthal gelangten diesbezüglichen Verträge sind vom Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe und Hofrat von Westermayer unterzeichnet. Die Stelle eines Generalintendanten war nach dem Ausscheiden des Grafen Wrbna im Oktober 1874 noch nicht wieder besetzt worden. — An diesem Kontrakte wurde bis zum Tode Sonnenthals nichts mehr geändert. Es ist der letzte, den er mit dem Burgtheater abgeschlossen, dem er noch volle 32 Jahre angehörte.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst[1] an Sonnenthal.

Wien, 11. Mai 1877.

Verehrter Herr!

Ich habe gestern mit so großem Interesse Ihren Hamlet verfolgt, daß ich nicht umhin kann, es Ihnen zu sagen. Sie haben die Rolle so plastisch herausgearbeitet, daß sie wie ein gelöstes Problem klar und siegreich sich vor uns entwickelt. Jetzt, wo Sie sie so vollkommen beherrschen und den Knäuel der wirren Reden so glatt entwirrt haben, möchte ich noch leise wünschen, daß Sie die Gestalt ein klein wenig mehr in dämmerigen Schatten rücken. Hie und da sollte das Wunde, Totmüde eines gehetzten Wildes mehr zur Geltung kommen. Er spielt mit dem Wahnsinn, weil dieser ihn unwiderstehlich anzieht, wie der Wasserspiegel die arme Ophelia. Die überirdische Erscheinung hat ihn zermalmt — und vielleicht lassen Sie etwas zu viel gesunde Lebenskraft, anstatt hectische Fiebergluth, in seinen Adern nachträglich pulsieren. Das ist aber nur eine Frage, die ich dem Künstler unterwerfe. Sie haben jedoch keine Idee, wie störend die Erscheinung des Geistes ganz im Vordergrund wirkt. Da ist es um jede Illusion geschehen. Es wäre auch ganz gerechtfertigt, wenn Hamlet bei dieser Begegnung nicht das Gesicht den Zuschauern zukehrte. Das starre

Entsetzen seiner Züge wiederzugeben, hieße die Grenzen des Schönen überschreiten. Da muß der Künstler die Antike nachahmen, die Agamemnons Züge verhüllt, als sie den Schmerz um die selbstgeopferte Iphigenie ausdrücken sollen. Auch bei der zweiten Erscheinung darf der Geist nicht aus der ersten Coulisse kommen; das wirkt zu realistisch. Er soll so unbemerkt wie möglich in die Umrahmung der Bäume kommen, die da sehr gut am Platz sind.

Sie sehen, wie sehr der gestrige Abend mich angeregt hat. Ich bin noch immer nicht getröstet, Sie im „Rendezvous" nicht spielen zu sehen und grüße Sie bestens.

Fürstin Marie Hohenlohe.

[1] Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, geborene Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein, geb. 18. Februar 1837 als Tochter des Fürsten Nikolaus und der durch Geist und Anmut berühmten Fürstin Karoline Elisabeth zu Sayn-Wittgenstein, die in ihrem Hause stets einen seltenen Kreis hervorragender Künstler und Gelehrter zu vereinigen wußte. Seit 15. Oktober 1859 mit dem Prinzen Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst vermählt, nahm die, gleich ihrer Mutter, unendlich kunstsinnige Fürstin, nachdem ihrem Gatten im Jahre 1867 die Stelle des obersten Theaterdirektors der k. k. Hoftheater übertragen worden war, sogleich den regsten Anteil an allen geistigen Interessen des Theaters und wurde vielen der Künstler zu einer ebenso wohlmeinenden als geistvollen Beraterin.

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Sonntag, den 13. Mai 1877.

Meine allergnädigste Fürstin!

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!"

Mehr noch als auf das sittlich soziale Leben lassen sich diese goldenen Worte unseres unsterblichen Sängers auf das künstlerische Leben anwenden. Eine feine künstlerisch empfindende Frauenseele, wenn sie ein Kunstwerk einmal erfaßt und sich darein vertieft hat, wird ganz und gar darin aufgehen und ihre zartere, sinnigere, idealere Auffassung wird die Feinheiten des Kunstwerkes und dessen Schöpfers weit eher herausfinden,

als es unsere wenn auch noch so tief durchdachte, doch jedenfalls realistischere Auffassung im Stande ist....

Ich habe Sie vollkommen verstanden, gnädigste Fürstin, denn Ihre Auffassung war und ist auch meine Intention gewesen; nur das Bestreben, den Hamlet einfach, wahr, menschlich darzustellen hat mich vielleicht zu weit geführt und jenen — wie soll ich sagen — sonambulen Seelenzustand, der ein hervorragendes Moment seines Charakters ist, zu sehr in den Hintergrund gedrängt und zum Teil sogar verwischt. Sie haben es, Durchlaucht, mit echt künstlerischem weiblichem Gefühle sofort herausgefunden und ich sage Ihnen tausend herzlichen Dank dafür, daß Sie meiner schwachen Leistung überhaupt mit so warmem eingehendem Interesse gefolgt waren — und der nächste „Hamlet" soll Ihnen beweisen, daß er die geistigen Winke von dieser Welt rascher befolgt, als jene, die ihm von der „anderen Welt" kommen; auch was die scenischen Bemerkungen betrifft, die ich alle wahr und richtig befunden.

Mit meinem wiederholten innigsten Dank und der Versicherung meiner unbegrenztesten tiefsten Verehrung bin ich Euer Durchlaucht

treu ergebener

A. Sonnenthal.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Donnerstag, 7. Juni 1877.

Ich danke Ihnen, mein lieber, lieber Freund, noch einmal und aus Herzensgrund für den gestrigen Abend.[1] Sie haben in mir den Dichter erweckt, den Menschen verjüngt, den Director erhoben: das ist Faustische Zauberkraft. Mögen Sie sich nur halb so befriedigt und so belohnt für heiße Arbeitstage finden, als ich es thue. Dann wird auch die Nachwirkung des Götter-(nicht Hexen-) Trankes nicht ausbleiben.

Treulichst Ihr

Franz Dingelstedt.

[1] 6. Juni 1877 Reprise und Neueinstudierung von „Faust" I. Teil mit Sonnenthal (zum erstenmal) als Faust und Fräulein Heese als Gretchen.

Auguste Wilbrandt-Baudius an Sonnenthal.

Hallein, 12. Oktober 1877.

Mein lieber Freund und College!

Ich war fest entschlossen, im Oktober meine theuren Collegen alle noch einmal zu sehen, wie ich auch in meinen Juli-Abschieds-Worten schrieb[1]; nun habe ich mich hier, durch Studium und Naturgenuß gebannt, so festhalten lassen, daß mir die Zeit dazu fehlt. Auch Adolf hätte Euch Allen gern noch einmal die Hand gedrückt; besonders Ihnen, seinem, meinem Adolf. — Doch wir sind gezwungen, über München, statt über Wien zu reisen, um mir Kostüme machen zu lassen.

So sage ich Ihnen denn ein inniges herzliches Lebewohl, lieber Freund, und auf Wiedersehen in späterer Zeit! Dank Ihnen: dem Künstler, Menschen, Freund, für alles Schöne und Gute, was mir, uns, von Ihnen kam. Gott vergelt's Ihnen! — Glauben Sie mir, daß ich oft Ihrer gedenke: jetzt beim Studium neuer Rollen wie oft! „So würde es unser Sonnenthal empfinden, wünschen!“

O Ihr Lieben! For ever Ihre treu ergebene

Auguste Wilbrandt-Baudius.

[1] Mit Ende des Spieljahrs 1876/77 war Auguste Wilbrandt aus dem Verbande des Burgtheaters geschieden.

Charlotte Wolter[1] an Sonnenthal.

Mittwoch, 24. Dezember (1877).

Mein lieber Freund!

Du hast einmal (leichtsinnig) einen Wunsch geäußert — nun ist er erfüllt. Ich hoffe, daß Dir meine Nase gefällt.[2]

Wenn Du Deinen Kindern bescheert hast, solltest Du Dich in den Strudel stürzen und zu uns kommen. Du findest eine kleine aber gewählte Gesellschaft. Es grüßt Dich herzlichst Deine

Lotte.

[1] Charlotte Wolter, k. k. Hofschauspielerin, berühmte Tragödin, geb. 1. März 1834 zu Köln, von 1862 bis zu ihrem Tode — 14. Juni 1897 — eine mächtige Säule des Hofburgtheaters. Charlotte Wolter vermählte

Hohe Durchlaucht!

„Die Natur schuf Goethe um zu erfahren wie sie aussieht“ – an dieser geistvollen Anschauung musste ich unwillkürlich denken, als ich Ihren freundlichen Zeilen, gnädigste Fürstin, gestern durchlas. Ich habe selten ein tieferes Eingehen in das Wesen der Kunst-materialien mit zartestem Sinne gefunden, als bei Ihnen, hochverehrte Fürstin. Sie interpretieren das Kunstwerk wie den Künstler in so geistreicher, gerade auch den Ihren Zugehen

und doch dabei wieder so
eingehend machen, wie es Jemand
und Jenem vielleicht war.
bisher angedeutet und durch
Ihre Kritik erst einen
festen bestimmten Sinn, einen
ausgezeichneten Charakter
erhält. Es ist ein Hochge-
nuß von Ihnen, Fürstin,
beurtheilt zu werden –
ein doppelter natürlich
wenn dieses Urtheil
günstig ausfällt und
dafür Ihnen meinen herz-
lichsten Dank. —
Was die „mariage de
Victorine" betrifft,

will ich die Befehle meiner
gnädigsten Fürstin pünktlichst
befolgen und das Stückchen
in eigene Regie nehmen –
der Name Euer Durchlaucht
soll nicht genannt werden.

Mit den Gefühlen
meiner aufrichtigsten tiefsten
Verehrung

Euer Durchlaucht
ganz ergebener
[illegible]

Kirchberg d. 8 Jänner
1878



sich im Jahre 1874 mit dem Grafen O'Sullivan de Graß (geb. 1836, gest. 1888). — [2] Sie übersendete als Weihnachtsgeschenk einen Gipsabguß ihrer Büste von Tilgner.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Mittwoch, 2. Januar 1878.

Preis und Dank Ihnen, mein Freund, für den gestrigen Abend![1] Sie werden mit dem Publikum, mit mir, an Ihrer eigenen Befriedigung empfinden, daß Ihr Richard seit der letzten Darstellung um einen ganzen Kopf gewachsen ist. Jetzt erst steht und wirkt das Stück, wie es soll. Das ist Ihr Werk. Nochmals, noch tausendmal Dank! Ihr treu-eigener

Franz Dingelstedt.

[1] Vom 1. bis 7. Jänner 1878 fand die dritte Shakespeare-Woche statt, die mit einer Vorstellung von „König Richard II." begann.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

7. Jänner 1878.

Ich danke Ihnen bestens, lieber Herr Sonnenthal, für Ihren freundlichen Bericht. Wenn Sie das Stückchen[1] nicht unbrauchbar finden, so müssen Sie es nun beweisen, indem Sie die leichte Ware mit Ihrer bewährten Flagge vollkommen decken. Schalten und walten Sie damit nach Belieben — dann aber bitte ich Sie mit vollem Recht, die ganze Verantwortung der Uebertragung auf sich zu nehmen. Als Titel wäre vielleicht „Eine gestörte Hochzeit" oder „Die Verlobten" passend. Die Ihrigen scheinen mir allzu früh zu verraten, daß die Verlobung zu einer anderen Hochzeit führt, und da die einzige Spannung der einfachen Handlung darauf beruht, darf man das Publikum nicht gleich darauf bringen. — — —

Ich bin noch ganz unter dem herrlichen künstlerischen Eindruck des gestrigen Abends.[2] Wie mächtig greifen diese gewaltsamen Scenen ineinander, um eines der farbenreichsten Zeitbilder vor unseren geblendeten Augen zu entrollen. Die Gestalt Ihres Königs erscheint auf Goldgrund und hebt sich in weichen

zarten Linien ab vom Gewühl entfesselter Leidenschaften, die ihn umgeben. Die Männlichkeit der Jugend geht ihm in den entscheidenden Augenblicken nicht ab, und Sie tun recht, es zu betonen. Dadurch bewahren Sie den betrogenen Ehemann, den schwachgesinnten König, vor jedem Schein der Lächerlichkeit!

Ich bedauere unendlich, daß mich zu Anfang des Jahres so viele und so verschiedene Pflichten abhalten vom Theater. Den gestrigen Abend habe ich mir mit einiger Mühe errungen. Heute muß ich wieder im Salon Bösendorfer arme Kinder patronisiren. Mit herzlichsten Grüßen

Fürstin M. Hohenlohe.

[1] „Victorinens Hochzeit", Schauspiel in drei Akten von George Sand, wurde am 16. Dezember 1879 zum erstenmal im Burgtheater gegeben. Die Fürstin selbst hatte das Stückchen übersetzt, wollte aber als Übersetzerin nicht genannt sein. — [2] „König Heinrich VI." II. Teil.

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Dienstag, den 8. Jänner 1878.

Euer Durchlaucht!

„Die Natur schuf Goethe, um zu erfahren wie sie aussieht". An diesen geistvollen Ausspruch mußte ich unwillkürlich denken, als ich Ihre freundlichen Zeilen, gnädigste Fürstin, gestern durchlas. Ich habe selten ein tieferes Eingehen in das Wesen der Sache, verbunden mit poetischerer Form gefunden, als bei Ihnen, hochverehrte Fürstin. Sie interpretiren das Kunstwerk wie den Künstler in so geistreicher, gerade auf den Kern zugehender und doch dabei wieder so einfacher Weise, wie es Jener und Jene vielleicht nur leise angedeutet, und durch Ihre Kritik erst eine feste bestimmte Form, einen ausgeprägten Charakter erhält. Es ist ein Hochgenuß von Ihnen, Fürstin, beurtheilt zu werden, ein doppelter natürlich, wenn dieses Urteil günstig ausfällt, und dafür nun meinen herzlichsten Dank! — — —

Was die „Mariage de Victorine" betrifft, will ich die Befehle meiner gnädigsten Fürstin pünktlichst befolgen und das

Stückchen in eigene Regie nehmen — der Name Euer Durchlaucht soll nicht genannt werden.

Mit den Gefühlen meiner aufrichtigsten tiefften Verehrung Euer Durchlaucht ganz ergebener

A. Sonnenthal.

Karl Gutzkow an Sonnenthal.

Sachsenhausen/Frankfurt, den 11. Februar 1878.

Mein hochverehrter theurer Herr Sonnenthal!

Der schöne Rapport, in welchem ich mit Ihrer eminenten Gestaltungskraft, mit jener liebenswürdigen Persönlichkeit stehe, die Sie auf alle Ihre Gebilde zu hauchen verstehen, ist lange unterbrochen gewesen. Selten nur, und nur durch ein Gast- oder Probespiel bedingt, tritt mein jüdischer „Freigemeindler“,[1] wie die Hebbel-Kuh'sche Kritik zu spotten pflegte, an die Lampen Ihres ehrwürdigen Musentempels. Wie angenehm mußte es mich daher überraschen, zu hören und zu lesen, daß auch Sie in die Reihe der gebildeten Künstler (denn zum Thorane gehört Bildung) eingetreten sind, die den spleenbehafteten Deutschfranzosen[2] in ihr Repertoire aufgenommen haben! Die Cassenausweise sprechen für die Wirkung, die Ihr Genius einer Rolle gibt, die durch die blasse, schlaffe Darstellung durch Eduard Devrient,[3] die krankhafte, blasirte, von Philipp Breuer[4] in Frankfurt a. M. vor Jahren für immer verloren gewesen wäre, wenn nicht der unvergeßliche Jakob Lußberger[5] die Rolle zu neuem Leben gebracht hätte. Nun, bitte ich, setzen Sie diese für mich so wertvolle Burgtheatertradition fort und erhalten Sie mir die Bereitwilligkeit, die immerhin anstrengende Partie zuweilen zu spielen. Ein moderneres, salongemäßes Gepräge, wie meinem „Werner“ vor Jahren, können Sie freilich einer an eine bestimmte Zeit gebundenen Person nicht geben, aber in anderen Einzelheiten haben Sie gewiß die reiche Fülle Ihrer Lebensbeobachtung mir zu Gute kommen lassen. Ihr Chef, der mir schrieb, ist darüber des Lobes voll.

Halten Sie und mit Ihnen die Künstler, die Sie gerne Ihre Collegen nennen, die Fahne des echten dramatischen

Kunststrebens hoch! Sie wissen nur zu gut, wie jetzt die dramatischen Beschi Bozuks und Tscherkessen mit ihr hausen! Könnte ich mich nur einmal an einer Ihrer herrlichen Leistungen, am Ensemble Ihrer Bühne erholen und erheben! Ein frommer Wunsch des noch dazu — Halberblindeten!

Nochmals Dank und den Ausdruck innigster Verehrung!

Ihr herzlich ergebener

Gutzkow.

[1] „Uriel Acosta". — [2] Am 25. Januar 1878 fand am Burgtheater eine Neueinstudierung des vieraktigen Schauspiels von Gutzkow „Der Königsleutnant" statt. Sonnenthal spielte zum erstenmal den Grafen Thorane, Fräulein Hohenfels den jungen Goethe. — [3] Eduard Devrient, Neffe Ludwig Devrients, hervorragender Charakterschauspieler, Regisseur und Bühnenleiter, geb. den 11. August 1801 zu Berlin, gest. 4. Oktober 1877 zu Karlsruhe. Devrient war der erste Darsteller des Königsleutnants, den Gutzkow anläßlich der hundertjährigen Feier von Goethes Geburtstag für das Dresdener Hoftheater geschrieben hatte. — [4] Philipp Breuer, Charakterschauspieler, geb. 20. November 1811 in Alzei, gest. 27. November 1851 in Wiesbaden. — [5] Jakob Hans Lußberger, vortrefflicher Charakterschauspieler, geb. 9. März 1813 zu Frankfurt a. M., von 1850 bis zu seinem Tode — 16. Juli 1857 — Mitglied des Hofburgtheaters, seit 1853 wirklicher Hofschauspieler.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

22. März 1878.

Verehrter Herr!

... Soll ich Ihnen gestehen, was ich auf dem Herzen habe — daß Ihr Faust[1] noch zu unruhig auf mich wirkt? Die Abteilung im Studierzimmer spielen Sie mir zu erregt, nicht mit der Apathie eines Mannes, der einen so tiefen Ekel vor dem Leben hat. Die klassischen Verse „Entbehren sollst Du, sollst entbehren" möchte ich langsamer gesprochen hören, nicht mit der Gereiztheit einer momentanen Aufwallung. Dieser Theil ist entschieden Buchdrama und auch die Deklamation auf der Bühne sollte hier den ernsten strengen Styl beibehalten. Dagegen in den bewegt dramatischen Liebesscenen finde ich Ihren

Ton noch zu väterlich herablassend. Gerade der heftige Liebesrausch, der wie eine Elementargewalt über Faust und Gretchen hereinbricht, rettet die höhere Moral des Stücks. Er muß ebenso unwiderruflich bestrickt sein, wie das unschuldige Mädchen, sonst ist er nicht viel besser, als ein gemeiner Verführer, zu dem ihn Mephisto stempeln möchte. Aber weil er das nicht ist, verfällt er nicht den höllischen Mächten, wie Don Juan, sondern „das ewig Weibliche zieht ihn hinan".

Verzeihen Sie die unberufene Kritik und seien Sie bestens gegrüßt.

Fürstin M. Hohenlohe.

[1] Am 27. Februar 1878 wurde „Faust" I. Teil mit Fräulein Wessely als Gast in der Rolle des Gretchen und mit Sonnenthal in der Titelrolle gegeben.

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Wien, den 24. März 1878.

Euer Durchlaucht!

... Ihr Urtheil über Faust, meine gnädigste Fürstin, habe ich mir vorläufig ad notam genommen. Ob das Problem, den Faust vollkommen darzustellen, auch vollkommen gelöst werden kann, ich weiß es nicht — ich fühle nur mit Faust, so sehr ich mich auch darein vertiefe —

„Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher!"

Es ist eine Riesenaufgabe und gerade der dramatisch unlösbare Teil derselben reizt und spornt mich an, ihr auf irgend eine Art beizukommen, und in diesem Sinne muß ich Euer Durchlaucht für die dramatischen Winke dankbar sein und werde sie gleich das nächstemal benützen. Ach, ich habe mir ja auch schon bei der letzten Aufführung Ihre trefflichen Andeutungen zu Nutze machen wollen, — aber sobald ich sie dramatisch durchführen will, komme ich mit dem Buchdrama, wie Durchlaucht ganz richtig bemerken, in Conflict. Es wohnen

eben zwei Seelen in diesem Faust, die schwer in einen Körper zu bringen sind.

Für alle Fälle aber nochmals herzlichsten Dank, meine allergnädigste Fürstin, für die poetisch-sinnigen Andeutungen und zugleich die Versicherung meiner unbegrenzten tiefsten Verehrung mit welcher ich verharre als Euer Durchlaucht

treu ergebener

A. Sonnenthal.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Wien, 16. April 1878.

Seien Sie herzlich bedankt, mein Lieber und Getreuer, daß Sie mitten in Ihren Mühen und Triumphen Zeit gefunden, mir zu schreiben,[1] mich sogar zu lesen, und des verlassenen Burgtheaters zu gedenken, welches Ihre Grüße erwidert, wie Ihre Sehnsucht. Nun, die Zeit ist ja, dem Himmel sei Dank, nahe, wo Sie in den keuschen kühlen Umarmungen der legitimen Gattin, mit der Sie ja bald die silberne Hochzeit feiern, ausruhen werden von dem verlockenden Reiz und Rausch der Fremde.

Was hier inzwischen geschehen, wissen Sie. Die Robert[2]-Woche ist, wenn auch nicht ohne Wolken, doch ohne Blitz und Donner vorübergegangen. In Jahr und Tag wird dieser Robert, wenn er an Ihnen das Gegentheil seines Bertram findet — einen guten Genius und edlen Meister — vortrefflich zu uns passen. Er wird jedoch bis dahin noch gar manches lernen müssen, mehr noch vergessen.

Dermalen ist Ruh „über allen Wipfeln“. Lotte[3] reist übermorgen; alle anderen sind bereits verreist, verrissen. Wenn sie wiederkehren, geht's an eine halbe Shakespeare-Woche und „Andreas Paumkircher“.[4] Daß Sie den nicht sehen, die La Roche-Feier[5] versäumt haben, ist verdiente Strafe Ihrer Treulosigkeit . . .

Nun ein herzliches Lebewohl, mein vielieber Freund.

Bringen Sie, außer den in Gold ausgemünzten neupreußischen Mark, Ihr altösterreichisches Herz allen Ihrigen wieder mit, namentlich auch Einem der Ihrigsten

Franz Dingelstedt.

[1] Sonnenthal gastierte vom 2. April bis 5. Mai 1878 am Residenztheater zu Berlin unter der Direktion Emil Claar. Er spielte u. a. zwanzigmal hintereinander den Risler. — [2] Emerich Robert, k. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. am 21. Mai 1847 zu Budapest, gest. am 28. Mai 1899 zu Würzburg. Von 1872—1878 unter Laube am Wiener Stadttheater tätig, von 1878 bis zu seinem Tode als Charakter- und Heldendarsteller ein hervorragendes Mitglied des Burgtheaters. — [3] Frau Wolter. — [4] Trauerspiel in fünf Akten von Wilhelm von Wartenegg. Erste Vorstellung am 29. April 1878. — [5] 45 Jahre Burgtheater.

Sonnenthal an Ludwig Barnay.[1]

Berlin, den 23. April 1878.

Haben Sie Dank, mein guter Ludwig, nicht sowohl für das äußere Zeichen Ihrer liebenswürdigen Collegialität — denn Ihr Händedruck von neulich war mir bereits genug — als vielmehr dafür, daß Sie sich Ihre Liebe für die Kunst, Ihren Enthusiasmus für dieselbe so keusch und jungfräulich bewahrten.

Ach, die gläubige Gemeinde schrumpft ja von Tag zu Tag so sehr zusammen, daß die Wenigen unter uns treu und eng zusammenhalten müssen — und Sie wissen ja, was unser gemeinschaftlicher Freund „Uriel“ sagt: „Nur was wir selber glauben, glaubt man uns!“ — Daß Sie, mein junger Freund, an dieser Glaubensfahne treu und fest halten, das freut mich von ganzem Herzen und dafür danke ich Ihnen im Namen der guten Sache.

Gruß und Kuß von Ihrem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Barnay, der seit dem Jahre 1875 am Stadttheater zu Hamburg tätig war, absolvierte um dieselbe Zeit, während welcher Sonnenthal am Residenztheater gastierte — April-Mai 1878 — ein Gastspiel am Nationaltheater zu Berlin.

Ludwig Gabillon[1] an Sonnenthal.

Marienbad, am 24. Juni 1878.

Lieber Adolf!

So schreibfaul ich für den Augenblick auch bin, so wenig Zeit mir meine wichtigen Geschäfte lassen, fühle ich mich doch gedrängt, Dir vor Deiner Ankunft noch ein paar Zeilen zu schreiben. Du hast nicht zu viel gesagt: Marienbad ist reizend und wenn es mir nicht so gefällt, wie es von Gottes und Rechts wegen mir gefallen sollte, so hat es wohl seine besonderen und natürlichen Gründe; jede wunderbare Waldpartie erinnert mich an Aussee, jeder Steinblock, jedes rieselnde Bächlein, jeder weite Ausblick auf Grün — nicht endenwollendes Grün — an meinen Grundelsee. — Besonders dankbar bin ich Dir für die empfohlene Wohnung. Weitab vom Getriebe der ewig und unausstehlich schnatternden Dresdner und Berliner, schau ich mit immer neuer Lust in die reichen, saftigen Tannengruppen vor meinem Fenster (ich wohne im zweiten Stock). Oft rücke ich den Divan ans Fenster und gucke so lange den graziösen eleganten Schwingungen der vom leisen Wind bewegten Zweige zu, bis ich in süße Träume sinke. Gemeine Menschen nennen das: einschlafen! Einerlei, es ist ein wollüstiges Gefühl — entschuldige das curwidrige Wort. Das Theater ist nett und leistet im Verhältnis außerordentliches; es ist fast immer voll. Augenblicklich gastirt Knaak. Außerdem schieße ich Pistolen, und erwette mir ein nettes bescheidenes Taschengeld, spiele Whist, trinke ohne bemerkenswerte Wirkung drei Gläser Ferdinandsbrunnen und bade — Moor! —

Gesegnet seist Du, schwarzer Morast! für mich hast Du die Farbe Tizians. „Wohl wie einer Sau im Morast!“ ist das richtigste und wahrste Sprichwort. Ich habe jetzt den größten Respekt vor einem Schwein. — Ich sah gestern auf dem Kieselhof eine sehr graziöse Schweinemama mit sechs Jungen diesem von mir besungenen Vergnügen obliegen. Ich trat ehrerbietig grüßend näher und sagte: „Lassen Sie die kalte Welt über Sie und Ihre Neigungen denken, wie sie immer

mag — seien Sie nach wie vor Philosophin; — ich verstehe Sie und meiner freundschaftlichen Theilnahme seien Sie für alle Zeiten versichert!" — Madame lächelten oder blinzelten vielmehr mir vollkommen verständnisinnig zu und steckten das Mündchen tief in die Jauche. — So weit werde ich es kaum bringen; — ich bin ja nur ein Mensch!

Grüße Schöne, Hallenstein, Hartmann rc. rc. Der Wolter drohe mit unserem Ensemblebesuch am Attersee.[2]

Dein Gabillon.

[1] Ludwig Gabillon, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. 16. Juli 1823 im Dorfe Neu-Strenz bei Güstrow in Mecklenburg. 1853 durch Laube ans Burgtheater berufen, dem er bis zu seinem Tode — 13. Februar 1896 — angehörte, gelangte Gabillon durch seine ganz eigenartige Individualität zu rascher Berühmtheit in der Darstellung von Charakterrollen, deren glänzendste sein Hagen war. — [2] Sonnenthal verbrachte diesen Sommer nach absolvierter Marienbader Kur gleichfalls die Ferien mit seinen Kindern und deren Erzieherin, Fräulein Henriette von Weber, am Grundelsee, zugleich mit den Familien Gabillon, Hartmann und Hallenstein, die an dem lieblichen steirischen See eine kleine Burgtheaterkolonie bildeten. Mit Ausnahme Gabillons, der sein eigenes Häuschen am Grundelsee besaß, waren alle anderen dort weilenden Hofschauspieler bei Albin Schrammel, dem bekannten Wirt am Grundelsee, abgestiegen.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Wien, 20. September 1878.

Mein lieber Adolf!

Mein letztes Geschäft in Wien soll das sein: Dir und allen übrigen Mitspielern im „Johannistrieb"[1] noch einmal von ganzem Herzen zu danken. Ich habe den Erfolg nicht abgewartet, um Dir und Deinen Collegen zu sagen, was ich von Eurer Darstellung denke. Schon nach der Generalprobe hatte ich die Gewißheit, daß die Künstler des Burgtheaters auch diesmal, wie bei meinen früheren Stücken, die geringen Eigenschaften zu vollster Geltung bringen und durch ihren sicheren Takt die großen Fehler möglichst verdecken würden. Ich weiß, was ich Eurem mir so ernsthaft wohlgesinnten Chef und was ich Euch allen schulde. Und da ich kein undankbarer Mensch bin, brauche ich Dir nicht mehr zu sagen.

Also lebewohl, mein lieber Adolf! Grüße Alle und danke Allen in meinem Namen noch einmal und recht herzlich.

Dein treuer Freund

Paul Lindau.

[1] „Johannistrieb", Schauspiel in vier Akten von Paul Lindau, wurde am 17. September 1878 zum ersten Male am Burgtheater mit großem Erfolg gegeben und erhielt sich lange auf dem Repertoire.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Wien, 5. Oktober 1878.

Liebster Paul!

Ich habe einen Gewaltstreich gemacht.

Vorgestern Abend — wir spielten die „Vornehme Ehe" — kommt plötzlich die Meldung: die Straßmann[1] könne morgen — als wie gestern — nicht im „Johannistrieb" spielen, sie sei krank. Gabillon, der Monats-Regisseur ist und zufällig neben mir steht, ist in gelinder Verzweiflung. „Was geben wir?" — „Den Johannistrieb," antworte ich ganz ruhig. — „Ja, wer soll die Massow spielen?" — „Niemand," erwidere ich noch ruhiger, „sie wird gestrichen, diese Rache bin ich Lindau schuldig." — „Aber Dingelstedt ist nicht da." — „Ich nehm's auf mich — Theaterdiener, schicken Sie mir noch heute Nacht das Buch nach Haus." —

Und wir spielten gestern Abend den „Johannistrieb" bei ausverkauftem Hause ohne Frau Emma Massow! Ob es so besser war, ich selbst kann es nicht beurteilen; aber Thatsache ist es, daß der Schluß des dritten Aktes, mit Ausnahme des ersten Abends, nie so lebhaft und nachhaltig applaudirt wurde, wie gestern Abend.

Wie ich es gemacht habe? . . . Nachdem Alles abgeht, fange ich meinen Monolog an bis zu den Worten: „. . . seiner siegesgewissen Jugend, und die Andere" — (Große Pause) — Ich wollte die Freundin sprechen, wollte von ihr erfahren, wie der Traum meiner Jugend vernichtet werden konnte — doch jetzt, jetzt in diesem Augenblick vermag ich's nicht. (Lachen und Gläsergeklirr von außen.) Ich will fort, fort, — möglichst

weit fort . . . (Gesang von außen, zweite Strophe.) Sie denken auch schon nicht mehr an mich, sie jubeln, sie singen — (horcht wehmüthig) — ach, das alte Volkslied, ich hab's lange nicht gehört . . . (zugleich mit dem Gesang im Nebenzimmer): „Laß ab von der Liebe" . . . Und ich wollte jung sein und hoffen? O ruhig, mein Herz, ruhig — (zugleich mit draußen, schmerzlich): Laß ab von der Liebe! — (indem er langsam der Thüre zugeht, der Gesang fortdauert, fällt langsam der Vorhang). . . . Stürmischer Applaus!! —

Lieber Paul, wir haben diesmal aus der Noth eine Tugend gemacht, aber wenn Du mir folgen wolltest, solltest Du es so lassen. Die Wirkung war eine ungleich stärkere und kein Mensch entbehrte Frau Emma Massow.

Von Dir erwarte ich aber zunächst Absolution, denn ich bekenne, es war ein wenig gewaltsam — aber wir haben die Einnahme gerettet und das ist für uns Beide was.

Wenn es Dich übrigens interessirt: die Einnahmen sind glänzend! Zur fünfundzwanzigsten Vorstellung telegrafire ich Dir wieder. Du bist doch ein Glückskind, denn hätten wir das den ersten Abend bei „Breying und Möbus" gewußt, hättest Du doch sämtlichen Champagner und noch eine Flasche mehr zahlen müssen. Nun, wir holen es bei der fünfundzwanzigsten Vorstellung nach. Für heute grüße ich Dich herzlichst!

Dein

Adolf.

[1] Marie Straßmann, geb. Damböck, k. k. Hofschauspielerin, geb. 16. Dezember 1827 zu Fürstenfeld (Steiermark), gest. 25. Oktober 1892 zu Wien, von 1870—1888 Mitglied des k. k. Hofburgtheaters.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Wien, 26. November 1878.

Meine allergnädigste Fürstin!

Soeben theilt mir Director Jauner[1] das wunderbare Projekt Euer Durchlaucht mit, „Wahn und Wahnsinn" spielen zu wollen, und ich bin trostlos und in Verzweiflung, Ihrer liebenswürdigen

Einladung nicht Folge leisten zu können, da ich mich für die Weihnachts-Ferien-Tage bereits für Preßburg versagte. Ich bedauere es doppelt, zunächst natürlich, weil mir dadurch das Vergnügen und die Ehre entgeht, mit Ihnen, meine gnädigste Fürstin, wieder einmal spielen zu können und dann entwarf mir Director Jauner ein so reizendes Bild Ihres Plasser Kunstlebens, daß ich es von Herzen gern für einige Tage mit dem hiesigen vertauschen möchte. Nun, vielleicht gelingt es mir für eine spätere Zeit abzukommen, wenn es meine überaus anstrengende Beschäftigung anders zulassen wird.

Während des jüngsten Aufenthaltes Euer Durchlaucht in Wien, war ich so glücklich, Sie einmal bei uns par distance zu sehen — nun, hoffentlich lügt das Gerücht, das Sie Ihren diesjährigen Winteraufenthalt in Paris nehmen lassen will, und Sie kehren für längere Zeit zu uns Wienern zurück, die wir Sie ja allesammt aufs Innigste verehren und vor Allen meiner gnädigsten Fürstin

treu ergebener

A. Sonnenthal.

Meinen gehorsamsten Respekt an Seine Durchlaucht und meine herzlichsten Grüße an die Prinzessinnen, von deren Talent Jauner nicht genug erzählen konnte.

[1] Franz Ritter von Jauner, geb. 14. November 1832 zu Wien, Schauspieler und Theaterleiter, von 1878—1880 Direktor des Wiener Hofoperntheaters, gest. 23. Februar 1900.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Schloß Plaß, den 28. November 1878.

„Herr Sonnenthal als Gast“ — das war freilich das Ideal unserer Aller Wünsche! — Ein kühner, leider zu kühner Wunsch!

Ich dachte mir gleich, als das Projekt ventilirt wurde, daß Sie ein Gastspiel in Aussicht hätten — allein man konnte

ja fragen und sich bis die Antwort kam, der Hoffnung hingeben, es würde vielleicht doch zu Stande kommen! —

Am Tage Ihrer Ankunft in Platz sollten Sie mit einer Balletvorstellung überrascht werden — das wäre der 20. gewesen — am 21. sollten wir mit Grafen Fitz-James, einem französischen Freunde und wirklich eminenten Schauspieler, und meiner Pascaline ein Stück von Legouvé aufführen — und am 22. wäre das achte Weltwunder produziert worden: „Wahn und Wahnsinn" mit Sonnenthal, Jauner, der alten Fürstin und der jungen Prinzessin Metternich! ...

Wie wäre es ausgefallen? Welche Figur hätten wir arme Mäuschen neben dem großen Künstler gemacht? — Nun, es wäre immerhin interessant gewesen und, offen gestanden, ich glaube, daß wenn wir das Stück mit der genannten Besetzung an irgend einer großen Bühne aufführen würden, das Haus bald ausverkauft wäre! — Die Leute kämen um Sie zu bewundern und uns auszulachen, denn das alte und das junge Mäuschen dürften recht pitoyable in den beiden Rollen sein! — Aber eben der Gegensatz zwischen Künstlern und Dilettanten ist so pikant, daß das Ungenügende durch das Interesse, welches im Publikum herrscht, sozusagen verdeckt wird.

Jauner hat mit der Nachsicht des Kenners geurtheilt. — Wir haben viel gethan, um das Kunstleben hier zu wecken und, wie Wagner sagt, „so weit die vorhandenen Kräfte reichen", ist es uns so ziemlich gelungen.

Wenn man bedenkt, daß die Meisten von den Mitspielenden kaum je ein Theater gesehen haben, so staunt man allerdings über ihre Leistungen und über die Leichtigkeit ihrer Auffassung, und unwillkürlich denkt man sich, wie collossal talentlos doch manche Schauspieler sind, die ihr ganzes Leben der Kunst weihen und ohne Idee, ohne Geist ihre Rollen herunterspielen! — Doch Sie müssen einmal nach Platz kommen und sich das Alles ansehen! —

Meine Pascaline spielt recht nett für ein sechzehnjähriges Mädchen, und was mich freut, sie will etwas aus ihrer Rolle machen — wenn auch die Auffassung nicht immer die richtige

ist, so sieht man doch, daß sie sich dabei etwas gedacht hat. Doch ich schreibe ganz als „mère de l'actrice“ — sehr lächerlich, nicht wahr?

Zum Schlusse will ich Ihnen nur noch sagen, daß Sie nicht immer Alles glauben müssen, was in den Zeitungen steht und daß niemals die Rede davon war, daß wir den Winter in Paris zubringen! — Wir kommen Anfangs Jänner in die Stadt.

Ich freue mich auf „Antonius und Cleopatra“. Ihre Leistung soll ganz superbe sein — jene der Frau Wolter ebenfalls schön — man findet aber ihren schwarzbraunen Anstrich entsetzlich! —

Viele gehen so weit zu behaupten, daß dies der ganzen Vorstellung schadet, weil es die Illusion so fürchterlich stört. Die ganze Welt hat sich die Cleopatra immer weiß gedacht — mit braunem Haar, wenn Sie wollen, aber nicht mit brauner Haut — und nun kommt eine Person aus Chocolade, in die sich die Leute sterblich verlieben? — Das will niemand glauben.

Verzeihen Sie mein langes langweiliges Geschwätz und empfangen Sie die Versicherung, lieber Sonnenthal, meiner aufrichtig freundschaftlichen Ergebenheit.

Fürstin Metternich.

Der Fürst grüßt Sie herzlichst, und meine Kinder danken bestens für Ihre liebenswürdige Erinnerung.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

25. Dezember 1878.

Dank, innigen Dank für die goldene Frucht, die Ihre verschwenderische Hand, mein Freund, mir an den Weihnachtsbaum gehängt. Wie Cäsar kann ich nur erschüttert ausrufen:

„Nie hat ein solches Album
Ein solches Paar umfaßt!“

Lassen Sie mich nun doppelt in Ihrer Schuld bleiben für zwei Fest-Abende![1]

In Lieb' und Treue der Ihrige

Franz Dingelstedt.

[1] Am 30. Oktober 1878 war Shakespeares „Antonius und Cleopatra" in der Einrichtung Dingelstedts mit Sonnenthal und der Wolter in den Titelrollen zum ersten Male über die Bretter des Burgtheaters gegangen. Die gedruckte Ausgabe dieser Einrichtung trägt die Widmung: „An Charlotte Wolter und Adolf Sonnenthal" und bringt folgende einleitende Worte: „So viele Bücher ich auch seit vollen vierzig Jahren öffentlich verbrochen habe, vor jedem Attentat auf hohe und allerhöchste Personen mittelst einer Dedikationsepistel fühle ich mich bis zur Stunde rein. Aber dem jüngsten Adoptivkind meiner Muse — ein gesunder, und wie es scheinen will, vollkommen lebensfähiger Zwilling — muß ich, bei seinem Übertritt aus dem bestechenden Lampenlicht der Bühne in das unbestechliche Tageslicht eines Buches, einen dankbaren Gevatterbrief an das berühmte Künstlerpaar mit auf den Weg geben, welches ihn über die Feuertaufe der ersten Aufführung gehalten. Ehre ich doch in beiden die größten Schauspieler des gegenwärtigen deutschen Theaters — zwei Stützen und Zierden unserer lieben, alten, festen Burg — tapfere und treue Genossen zahlreicher Unternehmungen, die zuweilen gewagt, immer schwierig, teilweise nicht einmal im gewöhnlichen Sinne dankbar waren. Sie beide, und mit ihnen die gesamte Familie der ehrwürdigen Stiftshütte am Michaelerplatz, bis hinunter zu dem unverdrossen braven Hausgesinde der Choristen und Statisten — sie alle, alle sind seit Jahr und Tag, bei Tag und Nacht, durch Dick und Dünn mit mir gegangen ... Wie viele, wie lange, wie schwere und schlaflose Proben! Wie manche fieberheiße Nachtarbeit! Dann und wann welch' ein katzenjämmerlicher Nachmorgen! Aber auch aus solcher Gesamttat welches Resultat, so für das Ganze, wie für den Einzelnen, Groß und Klein! Unter bewundernswerter Teilnahme eines Publikums, welches man als frivol und jeder ernsten Richtung in der Kunst abhold hat verleumden wollen, sind ganze, herrliche, verloren gegangene oder verloren gegebene Provinzen aus dem Weltreiche der Poesie dem deutschen Theater, eine nach der andern zurückerobert und, sogar unter Anerkennung des kritischen Parlaments, okkupiert, annektiert, fruktifiziert worden. Für solche Verdienste — ob ich selbst auch mein bescheiden Teil davon in Anspruch nehmen darf — einmal in einem glänzenden Beispiel öffentlich Zeugenschaft abzulegen und Dank zu sagen, das war dem Dichter, dem Direktor, dem Freunde Herzenspflicht. Also: Vergelt's Gott, liebe Lotte! Schön' Dank, lieber Adolf! Et vivat sequens! Franz Dingelstedt. Wien, 10. November 1878."

— Sonnenthal schenkte Dingelstedt zu Weihnachten ein Album mit seinen und der Wolter Photographien als „Antonius und Cleopatra“ in verschiedenen Aufnahmen dieser Rollen.

Roderich Anschütz[1] an Sonnenthal.

Wien, 9. Februar 1879.

Indem ich Ihnen für die Rücksendung meines neuen Stückes und für die begleitenden freundlichen Zeilen herzlich danke, kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß mich Ihre Mittheilung sehr unangenehm berührt. Wenn die Direction eine ausgesprochene Rolle Ihres Faches selbst mit dem trefflichen * besetzt, so erklärt sie das bezügliche Stück, wenn nicht für eine aufgegebene Position, so doch für einen Lückenbüßer und das Publikum sagt: „Ohne Sonnenthal? — da ist gewiß nicht viel daran.“ — Und das Publikum mag Recht haben, und so scheint die Sache um so bedenklicher. Das dünne Stück muß von den ersten Kräften getragen werden, wenn es in Wien mit Ehren durchkommen soll. Das habe ich dem Baron schon bei Einsendung der „Ehestifter“[2] geschrieben. Ich möchte wissen, was Bauernfeld sagte, wenn man ihm Ihre Unterstützung versagte. Auch dem Journalisten Klapp[3] hat man Ihren Namen gegönnt, und um das Gleiche zu erreichen, würde ich lieber bis zum Herbst gewartet haben.

Aber ich fühle wohl heraus, daß mir die Klugheit gebietet, nicht zu opponiren, da ich weder Bauernfeld noch Journalist bin, und so muß ich mit Fiesco sagen: „Und nun, Verderben, gehe Deinen Gang.“

Baron Dingelstedt hat wahrscheinlich wie über Stürmer, so auch über die übrigen Rollen schon entschieden. Und da Sie fehlen, scheint mir das Weitere ziemlich gleichgültig.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Anschütz.

[1] Roderich Anschütz, zweiter Sohn Heinrich Anschütz', geb. 24. Juli 1818 zu Breslau, österreichischer Sektionsrat, Bühnenschriftsteller, gest. 26. Mai 1888 zu Wien. — [2] „Die Ehestifter“, Lustspiel in vier Akten, wurde am



Sonnenthal als Faust.
(I. Teil.)



21. März 1879 zum ersten Male am Burgtheater gegeben, erlebte aber nur fünf Vorstellungen. Sonnenthal war in dem Stücke nicht beschäftigt. — [3] Michael Klapp, Bühnenschriftsteller und Publizist, geb. 1835 zu Prag, gest. 26. Februar 1889 zu Wien. Sein vieraktiges Lustspiel „Rosenkranz und Güldenstern" war am 3. Dezember 1878 zum ersten Male mit glänzendem Erfolge am Burgtheater aufgeführt worden und ist durch lange Jahre ein beliebtes Repertoirestück dieser Bühne geblieben. Bei der Uraufführung spielte Sonnenthal den „Rosenkranz", Hartmann den „Güldenstern".

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Kissingen, 25. Juli 1879.

Ihren Brief vom 23. d. M. — den dunklen Schatten des lichten Vorläufers vom 8. — wollen wir, lieber Freund, diplomatisch behandeln, indem wir ihn als lettre non avenue ansehen. Wäre er drei Tage später gekommen, so hätte er mich nicht mehr hier gefunden, nach Helgoland verfolgt (wohin ich morgen aufbreche) und so spät erreicht, daß weder eine gewährende, noch eine ablehnende Antwort möglich gewesen.[1] Riskiren Sie also immerhin bei unserem durchlauchtigsten Chef — denn nur er, nicht der Director kann Dispens ertheilen von einem Fundamental-Gesetz des Burgtheaters[2] — eine nachträgliche Indemnitäts-Erklärung oder einen Verweis, wenn Ihre viertägige Überschreitung der Gastspielfrist höheren Ortes ruchbar werden sollte. Was kaum anzunehmen ist, wenn die Presse diskret sich verhält und kein Denunciant sich findet?

Daß ich Ihnen und Ihrer Bande den Hummer wie den Humor, das Gold wie die Lorbeeren von ganzem Herzen vergunne, bedarf der Versicherung nicht. Reichthum schändet ja nicht, und ein Defizit macht nur den Director, nicht den Künstler glücklich. Warum ich aber durch ein Aprilwetter im Juli und eine verdorbene Kur Eure Berliner Erfolge bezahlen muß — dies Warum wird, gleich so manchem anderen, offenbar, „wann die Toten auferstehen". Neun Grad Wärme, Stimmung unter Null ... Zum erstenmal in meinem Leben sehne ich mich nach Wien.

Susi und ich, wir grüßen herzlichst: Sie — den Hartmann — die Hartfrau — das (verzogene) Kind des Burgtheaters, Thimig, den Timiden.[3]

Auf frohes Wiedersehen!

Ihr treu-eigener

Franz Dingelstedt.

[1] Im Monat Juli 1879 hatte Sonnenthal im Verein mit dem Ehepaar Hartmann und Hugo Thimig im Wallnertheater zu Berlin (Direktion Lebrun) ein Gastspiel abgeschlossen, bei welchem ausschließlich „Rosenkranz und Güldenstern" zur Darstellung gelangte. Der Erfolg der Wiener Künstler in Berlin war ein so großer, daß Sonnenthal wohl um eine kleine Verlängerung des Gastspiels bei Dingelstedt plädiert, nachträglich aber — in Übereinstimmung mit seinen Kollegen — davon Abstand genommen hatte. Darauf bezieht sich der folgende, vom 6. August 1879 datierte Brief Dingelstedts. — [2] Es war — laut Statuten — den Künstlern des Hofburgtheaters nicht gestattet, mehr als vier Wochen ihres Sommerurlaubs zu Gastspielen zu benützen. — [3] Hugo Thimig, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. 13. Juni 1854 in Dresden, seit 7. Oktober 1874 Mitglied des Hofburgtheaters, woselbst er in schüchternen Liebhaber- und komischen Charakterrollen rasch zu Berühmtheit gelangte.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Helgoland, 6. August 1879.

Lieber Freund!

Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen bei der Nachricht von Ihrer rechtzeitigen „Umkehr". Nicht als ob ich von den vier Rescript-Tagen ernstliche Nachtheile für Sie, für uns, gefürchtet hätte. Aber es wäre mir persönlich, wie sachlich, tief leid gewesen, wenn das schöne Burgtheater-Festspiel in Berlin mit einem Mißklang geschlossen, unsere neue Saison mit einem solchen begonnen hätte. So ist alles recht und gut. Wiederholten Glückwunsch zu Ihren Erfolgen, herzlichen Dank für Ihre pflichttreue Selbstüberwindung!

... Daß die Nachrichten von den verschiedenen Neu-Engagements im Burgtheater wilde Enten sind, das brauche ich Ihnen nicht zu versichern. Wir sind jetzt, namentlich in weiblichem Personal, übercomplet und wollen froh sein, wenn wir nicht an Hypertrophie von schönem Geschlecht leiden werden.

Da Sie im Stande sind, eine dreischläfrige Repertoire-Konferenz im Grundelsee abzuhalten — ich sehe Gabillon, den starken Mann, in Schwimmhosen deutlich vor mir — so stellen Sie mir unsere erste September-Woche hübsch fest. Hoffentlich läßt Zerline[1] ihr Begehren nach Nachurlaub fallen, wenn sie erfährt, daß ich Sonntag 31. August Abends in Wien eintreffe, ich, der müde, urlaubs- und Nachkurbedürftige Greis.

Gruß und Kuß allen Meinen, den Großen und Kleinen, im süßen Wasser der Heimat!

Treulichst Ihr

Franz Dingelstedt.

[1] Zerline Gabillon, geborene Würzburg, k. u. k. Hofschauspielerin, geb. 19. August 1835 in Güstrow (Mecklenburg), von 1853—1890, zuerst als sentimentale Liebhaberin, später besonders als Vertreterin des eleganten Salonfachs, eine der glänzendsten Zierden des Burgtheaters. Seit 1856 mit ihrem Kollegen und Landsmann Ludwig Gabillon vermählt, starb Zerline Gabillon, nach nahezu vierzigjährigem ruhmvollen Wirken am Burgtheater, am 30. April 1892 in Meran.

Sonnenthal an Hugo Thimig.

Grundlsee, 16. August 1879.

Herzlichsten Dank, liebster Freund, für die liebenswürdige Übersendung der Kladderadatsch-Notiz; — sie hat uns sehr gefallen und Frau Helene hat sie zur Erinnerung an ihren Dohm aufbewahrt.

Aber jetzt vor Allem, lieber Thimig, wie geht es Ihnen? Aus Ihrem Briefe an Hartmanns ersah ich, daß Sie Ihren guten Humor nicht eingebüßt, und das ist immer ein gutes Zeichen. Daß dieser ein bischen gesalzen ist, ist bei der großen Konsumirung dieses Stoffes[1] unausweichlich, und bleibt nur umso länger frisch. Nun, ich wünsche nur, und mit mir gewiß noch viele Tausende, daß Sie uns frisch und munter wiederkehren mögen, darum athmen Sie nur weiter so viel Salz, als Ihre Lungen nur aufnehmen können — den Pfeffer thun Sie dann aus Eigenem hinzu, und das ganze Kerlchen ist wieder beisammen.

Was uns betrifft, so leben wir in dieser himmlischen Natur

paradiesisch. Vorgestern machte ich mit Hartmann eine reizende Partie nach der Zwiesel-Alpe. Der Ausblick war wundervoll — Großglockner und Venediger im schönsten Abendrot, Dachstein und Donnerkogel mit Händen zu greifen. Von den anderen gar nicht zu reden. Dabei die beste Unterkunft; reinliche Zimmer und Betten und vortreffliche Atzung — ein Eierkuchen, bei dem ich Ihrer gedachte.

Hartmann hat es auch in der That gethan, aber aus ganz gemeiner eigennütziger Absicht. Es waren nämlich außer uns Beiden noch sehr viel andere Leute oben, darunter eine sächsische Familie. Wir hatten unseren Eierkuchen bereits verzehrt und verspürten große Lust nach einer zweiten verbesserten Auflage. Nun aber ist der Herd da oben klein und nur eine Köchin — es kann also nur einer nach dem andern bedient werden. Infolgedessen hätten wir lange warten müssen, bis die Reihe wieder an uns gekommen wäre. Ich fordere Hartmann auf, mit mir in die Küche zu gehen. Vielleicht daß unsere hinreißende Liebenswürdigkeit die Köchin bezaubert hätte — umsonst! Sie hatte ihren 67. Frühling bereits überschritten, all' meine Galanterie prallte an ihrer eisernen Pfanne mit Butter und Eiern gerührt ab. — Es war für mich eine große Niederlage!

Was thut jetzt Hartmann? — Die sächsische Familie war eben an der Reihe; sie stand gleichfalls am Herde, um ihren Eierkuchen sofort in Empfang zu nehmen. Da fällt von seinen Lippen der Name Thimig. Die Frau und Tochter stutzen — wir fangen an, von Ihren Berliner Erfolgen zu sprechen — der Mann wendet bereits dem Herde den Rücken und zischelt seinen Leuten zu: „Des is Hugo Thimig aus Dräsden, ich kenne ihn persehnlich." — Das war Schmalz auf unseren Eierkuchen! — „O, Sie kennen ihn, mein Herr," wendete ich mich nun meinerseits zu ihm, „wie beneide ich Sie — das muß ja ein Götterkerlchen sein." — „Des is er och!" — „Ich habe ihn kürzlich auf meiner Durchreise in Wien gesehen," fuhr ich fort — (der Eierkuchen war jetzt fertig, Hartmann nähert sich mit kecken Schritten dem Herd) — man gab „Kabale und Liebe" — Mutter und Tochter umringen mich — „Herr Thimig

spielte den Ferdinand." — „Ne, was Sie sagen!" ruft der Vater und wendet dem Herd vollends den Rücken. — „Und mit einer Vollendung!" rufe ich aus — (Hartmann verläßt mit dem Eierkuchen die Küche) — „mit einer Vollendung, die nahezu" — mir erstirbt das Wort im Munde, denn ich sehe draußen Hartmann den Eierkuchen mit Gier verschlingen!! — Mit einem kühnen „Guten Abend, meine Herrschaften!" lasse ich die verblüffte Familie stehen, stürze hinaus — es war zu spät! — der Eierkuchen war verschlungen. Ich stand sprachlos da, beschloß aber in meinem Innern, das nächstemal die Rollen zu tauschen.

Nun, liebster Thimig, verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel vorgeschwatzt, seien Sie nochmals bedankt und mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen herzlichst gegrüßt von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Thimig gebrauchte eine Inhalationskur in Reichenhall.

Adolph L'Arronge[1] an Sonnenthal.

Berlin, den 8. September 1879.

Sehr verehrter Herr Sonnenthal!

Baron Dingelstedt theilte mir heute mit, daß Sie mein Stück „Wohlthätige Frauen" auch bereits gelesen und sich übereinstimmend für die Aufführung am Burgtheater entschieden hätten. Hoffentlich macht nun die Oberste Censurbehörde keinen Strich durch die Rechnung, denn ich würde hocherfreut sein, einmal eine meiner Arbeiten unter den Schutz des ersten deutschen Theaters stellen zu können. Ich habe dem Herrn Baron, sogleich nach Empfang seines Briefes, in einigen flüchtigen Zeilen meine Freude ausgesprochen und die Bitte hinzugefügt, mich wissen zu lassen, ob die endgültige Entscheidung wegen der Annahme des Stückes etwa noch in dieser Woche erfolgen könnte. Wäre das der Fall, dann würde ich einen schon heimlich genährten Wunsch erfüllen und zu den

am nächsten Montag, den 15., beginnenden Nibelungen-Aufführungen nach Wien kommen und alsdann gleichzeitig persönlich mit Ihnen die für das Stück notwendigen Abänderungen besprechen. ...

Tiefbedeutende Streichungen habe ich vorgenommen. Dieselben sind notwendig, theils aus inneren, theils aus praktischen Gründen, denn das Stück ist zu lang. Ich darf doch hoffen, daß Sie den Major spielen? Überhaupt gibt mir die meiste Zuversicht bei dem Betreten dieses für mich neuen Terrains die außerordentliche Liebenswürdigkeit, mit welcher Sie mich stets ausgezeichnet und von der ich hoffe, daß Sie mir solche auch ferner erhalten.

Leider war es mir in diesem Sommer unmöglich, Sie hier in Berlin zu begrüßen — ich war während Ihres Gastspiels in Kissingen — hoffentlich aber kann ich recht bald Gelegenheit nehmen, Ihnen in Wien zu sagen, wie sehr ich mich freue, Sie als den Interpreten meiner schlichten Worte zu begrüßen. Mit herzlichstem Gruß Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Adolph L'Arronge.

[1] Adolph L'Arronge, Bühnendichter und Bühnenleiter, geb. 8. März 1838 in Hamburg, gest. 25. Mai 1908 in Konstanz am Bodensee.

Sonnenthal an Adolph L'Arronge.

Wien, 10. September 1879.

Vor Allem herzlichsten Dank, mein hochverehrter Freund, für Ihre liebenswürdigen Zeilen und dann herzlichen Dank dafür, daß Sie Wort gehalten und uns ein Stück gaben. Ich habe schon gefürchtet, als ich Teweles[1] Annoncen las, vor Dingelstedt als Blagueur zu gelten, dem ich feierlich versicherte, daß Sie uns Ihre nächste Arbeit zugesagt. Um es gleich mit Eins auszusprechen — sie ist vollständig gelungen. Der neue Salonfrack wirft zwar noch einige kleine Fältchen, aber wir haben einige tüchtige Schneider unter uns (ich bin gleich ein ausgelernter), die sich auf das Ausbügeln — oder wie

Sie sagen würden „Plätten" — ganz gut verstehen; und so weit unsere Voraussicht reicht, glaube ich, Ihnen den schönsten Erfolg verbürgen zu können.

Den Major spiele ich natürlich. Darf ich mir doch schmeicheln, daß Sie ihn ein klein wenig für mich berechnet haben. Und die anderen Rollen werden in die besten Hände gegeben. Also bleibt nur noch das Censur-Bedenken und auch dies, hoffe ich, soll keine allzu großen Schwierigkeiten bereiten. Was an mir liegt, will ich jedenfalls daran setzen, die Erledigung zu beschleunigen, damit Sie bei Ihrer eventuellen Hieherkunft Alles zur weiteren Besprechung bereit finden. Ich werde dafür sorgen, daß Sie telegraphisch davon avisirt werden.

Und nun nochmals Dank und herzlichste Gratulation im Vorhinein[2] von Ihrem Sie hochverehrenden

ganz ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Franz Tewele, Charakterkomiker und Bonvivant, geb. den 29. Juli 1843 in Wien, war von 1878—1882 Direktor des Karltheaters in Wien. — [2] Die erste Vorstellung von „Wohltätige Frauen", Lustspiel in vier Akten von Adolph L'Arronge, fand am 8. Oktober 1879 mit großem Erfolge am Burgtheater statt. Nach dem Theater fanden sich Direktor, Dichter und Darsteller zu einem heiteren Mahle bei Sonnenthal ein.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Wien, 10. September 1879.

Anknüpfend an mein Telegramm kann ich Dir nur in aller Eile wiederholen, bester Paul, daß mich lange nichts so vollinhaltlich befriedigt hat, wie dies Dein neuestes Stück,[1] und wenn das große Publikum nur annähernd meine Eindrücke theilt, so wird das Stück Sensation machen. Diction, Dialog, Scenenbau — meisterhaft. Charakteristik eminent. In letzter Hinsicht hätte ich nur eine kleine Ausstellung zu machen. In der Scene zwischen Julie und Lea erscheint mir Erstere doch ein wenig zu brüsk. Findest Du nicht? Glaubst Du, daß sich Lea von einer solchen Person das bieten lassen darf? Mir

erschien sie zu duldsam; ich hatte die Empfindung, als müßte sie Julien wenigstens einmal übers Gesicht fahren — oder regte sich nur der Jude in mir?

Und dann eine scenische Bemerkung. Läßt sich die Verwandlung im letzten Akt nicht sparen? Nein, ich sehe es ein, und wir werden ausnahmsweise zum Zwischenvorhang greifen müssen ... Nein, es geht nicht. Wir brauchen die Pause für Leas Monolog. Es muß schon so bleiben; dann würde ich aber auch schon die erste Verwandlung in das Innere des Gerichtssaales geschlossen machen. Denn dies Vorräumen der Tische und Stühle angesichts des Publikums, wenn es noch so präcis gemacht wird, schädigt die Scene.[2] Man muß beim Aufgehen des Vorhangs den vollen Gerichtssaal sehen und wir ersparen uns für die ersten Scenen (Vorsaal des Sitzungssaales) den odiosen Vorhang als Hintergrund, statt dessen eine Säulenhalle angezeigt wäre.

Doch dies ist ja alles nebensächlich! Das Stück ist prächtig, die Rollen wunderbar. Meine geradezu lächerlich! Dies Epitheton gebrauche ich nämlich in der höchsten Ekstase.

Und nun, nachdem ich Dir mein Entzücken ausgesprochen, kann ich nicht umhin, Dir — aber auch nur Dir allein, keinem Menschen sonst — das leise Bedenken nicht vorzuenthalten: Ich fürchte sehr, daß man die ganze Frage: Jude gegen Adel für unser Theater zu tendenziös finden wird, und ich kann es nicht erwarten, Dingelstedts Urtheil zu hören, dem ich natürlich gleichfalls mein Bedenken verschwiegen habe. Nun, ich will hoffen, daß ich mich täusche und gratuliere Dir und uns im Vorhinein von ganzem Herzen.

Dein treu ergebener

Adolf.

[1] „Gräfin Lea." — [2] Im alten Burgtheater fand der Zwischenvorhang nur in den seltensten Fällen Anwendung, und die Verwandlungen fanden auf offener Szene statt, wobei, wenn der Akt im geschlossenen Raume gespielt hatte, Tische, Stühle und sonstige Requisiten coram publico von Bediensteten des Theaters, die dem Zeitalter des Stückes entsprechende Livreen trugen, weggeräumt wurden.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin, den 14. September 1879.

Mein liebster Adolf!

Heute bin ich aus Hamburg hierher zurückgekehrt. Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deine Telegramme und für Deinen Brief. Es freut mich außerordentlich, daß Euch Allen das Stück so sehr gefällt. Ich habe es in Hamburg einigen Schauspielern — Barnay und Anderen — vorgelesen, und diese haben, ohne Deine enthusiastische Auffassung zu kennen, dasselbe günstige Urtheil gesprochen. Mir wird vor diesem anticipirten Jubel eigentlich ein bischen bang; denn ich bin mit dem letzten Akte, wie ich Dir schon geschrieben habe, noch lange nicht zufrieden und hoffe, daß ich Dir noch Besseres schicken werde. Das eine Bedenken, das Du äußerst und das mit dem Werte des Stückes nichts gemein hat (das Wittern einer angeblich philosemitischen Tendenz) macht mich einigermaßen ängstlich, umsomehr als auch Dingelstedt — allerdings in der allerdiscretesten Weise und unter der Bitte um strengste Discretion — dasselbe ausspricht. Sollte in dieser Beziehung irgend etwas Thatsächliches erfolgen, so bitte ich Dich, mein lieber Freund, mich sofort davon telegrafisch zu benachrichtigen, damit ich gleich dagegen wirken kann.

Mit herzlichen Grüßen

Dein

Paul Lindau.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Hallein bei Salzburg, 16. Sept. 1879.

Mein lieber Adolf!

Das heißt sich zur Antwort Zeit nehmen: als Dank für die Kritik zweier Stücke[1] schickt man ein neues Stück!

Die Hauptsache ist: lies! . . . Es ist das für den Münchener Schauspielpreis designirte Stück, und wird dort im Oktober gespielt werden; bis dahin darf es die Bretter nirgends betreten. . . .

Nun biete ich Euch „Die Tochter des Herrn Fabricius“ für das Burgtheater an, einzig unter folgender Bedingung: daß Du den Fabricius spielst, und (da die Wolter solchen Rollen wohl entwachsen ist) Fräulein Wessely die Tochter, die Agathe. Auch bäte ich mir Frau Kratz[2] für die Frau Wohlmuth aus.

Möchte das Stück Dir und Euch gefallen! So könnte es die Brücke werden, die mich Euch wieder verbindet.

Dies in aller Eile und in alter Liebe und Freundschaft von Deinem getreuen

Adolf Wilbrandt.

[1] Wilbrandt sandte am 11. März 1879 sein Trauerspiel „Robert Kerr“ und am 21. Mai sein Schauspiel „Frauenpolitik“ an Sonnenthal. — [2] Anna Kratz (verehelichte von Drahtschmidt), k. u. k. Hofschauspielerin, geb. 30. Oktober 1837 in Klingenberg (Bayern), seit 1861 am Burgtheater, zuerst als muntere Naive, später in das Rollenfach der komischen Alten übergehend, hervorragend tätig.

Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

Wien, 22. September 1879.

Lieber Freund!

... Zum erstenmale in meiner langjährigen Praxis bin ich durch eine Rolle bestochen. Ich bin dem Stücke gegenüber nicht objektiv genug. Dieser „Fabricius“ hat mich nachgerade fascinirt. Das Stück hat mich so erschüttert, daß ich es stellenweise aus der Hand legen mußte — ich ging einen halben Tag mit geschwollenen Augen herum, ich habe factischen Herzschmerz gehabt. Ob ich nun unter thränenfeuchten Augen die Fehler des Stückes übersehen — und welche Fehler? Ob ein Publikum solche heftige Emotionen ertragen kann — ich weiß es nicht. Ich habe absolut kein reines Urtheil über das Stück, ich sehe mich nur als Fabricius und höre mich nur die Worte sagen: „Das wollte ich!“ —

Ich habe es auch Dingelstedt ohne jedweden Commentar zu lesen gegeben, habe nur dazu bemerkt, er solle es auf mich hin (als Fabricius) lesen. Denn spielen werde ich die Rolle — wo es immer sein mag! ...

Ich kann nun Dingelstedts Urtheil kaum erwarten, habe Dir aber doch früher noch geschrieben, um Dich nicht so lange auf Antwort warten zu lassen. Sowie ich etwas Definitives erfahre, hast Du sofort Nachricht.[1]

Für jetzt tausend herzliche Grüße von Deinem

treu ergebenen

Adolf.

[1] Von Wilbrandts Hand steht unter diesem Brief: Später kam ein Telegramm von Sonnenthal: „Stück angenommen."

Sonnenthal an Auguste Wilbrandt-Baudius.

Wien, 16. November 1879.

Beste Auguste!

... Wann „Fabricius" kommt, wünschen Sie zu wissen. Beste Freundin, „das will ich Sie sagen, das wees ich selber nich." — Doch ernstlich: — wir sind durch die unvermuthete Rücklegung der „Gräfin Lea" im Rückstand — nun weiß ich nicht, soll diese noch vor oder nach Fabricius kommen. Keinesfalls glaube ich aber vor Jänner.[1] Am 25. d. kommt „Weh dem der lügt", gleich darauf „Victorinens Hochzeit", mit der wir schon lange im Rückstande sind, dann wären wir kurz vor Weihnachten, und da möchte ich nicht dran — es ist keine günstige Zeit — und so denke ich am Besten nach Neujahr.

Wie mich dieser „Fabricius" geradezu fascinirt hat, wird Ihnen Adolf wohl schon gesagt haben, und ich freue mich schon unsinnig, mit diesem kundigen Thebaner ein Wort unter vier Augen zu reden. Was das Stück selbst betrifft, so bedarf es, namentlich für uns, einiger Änderungen — so z. B. im zweiten Akt. Die Art und Weise, wie der ominöse Dolch verloren und von Fabricius gefunden wird, will mir nicht recht gefallen — auch die sogenannten Vierzeiligen der Handschuh-Mamsells müssen für uns moderirt werden. Doch sind dies keine erheblichen Schwierigkeiten und hoffen wir darüber

wegzukommen. Nun, seinerzeit will ich mich mit Adolf ins Einvernehmen setzen.

Für jetzt grüße ich Sie herzlichst tausendmal als

Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Trotz der ungewöhnlich warmen Aufnahme, die das Manuskript von „Gräfin Lea" bei den maßgebenden Künstlern in Wien, Berlin und Hamburg gefunden hatte, ist das Stück am Burgtheater doch niemals gegeben worden. Die leisen Bedenken, die Sonnenthal Lindau gegenüber in seinem Briefe vom 10. September 1879 über die Tendenz des Stückes äußerte, scheinen sich bei Dingelstedt, der — unabhängig von Sonnenthal — dieselben Bedenken hatte, trotz der bestimmt gegebenen Zusicherung, das Schauspiel unter den besten Bedingungen herauszubringen, allmählich zur Überzeugung verdichtet zu haben, so daß er, der sein Versprechen nicht geradezu zurücknehmen wollte, den Termin der Aufführung doch immer wieder hinausschob, bis der Autor — des langen Harrens müde — das Stück vom Burgtheater zurückzog und es dem Wiener Stadttheater überließ, wo es mit Mitterwurzer, der die Hauptrolle mit außerordentlichem Erfolge gab, zur ersten Aufführung gelangte.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock (Mecklenburg), 29. Dezember 1879.

Liebster Adolf!

Aus Italien heimgekehrt, und nun eine Weile hier mit Weib und Kind beisammen, erfahre ich aus Deinem Brief an Auguste vom 16. November, den ich jetzt erst kennen lerne, daß Ihr, meine „Tochter des Herrn Fabricius" betreffend, noch Bedenken und Wünsche habt. Hoffentlich sind sie solcher Art, daß sie nicht — wie Böses fortzeugend Böses — in mir wieder Bedenken erzeugen! sondern wir einig werden, oder einig bleiben.

Außerdem bitte ich um Mitteilung der Besetzung; und wiederhole für alle Fälle, was ich schon damals, gleich anfangs, schrieb, und worin wir hoffentlich völlig einig sind: die „Tochter" des Herrn Fabricius Fräulein Wessely,[1] keine Andere! Denn diese Rolle ist eine der beiden Säulen des Stücks, und bei der Münchener Aufführung war die Säule aus zu schwachem Material gebaut....

Desgleichen bat ich schon damals um Frau Kratz für die Frau Wohlmuth. Und endlich, mein Theurer: ein Wort über das Wann!

Auguste wird das Stück zunächst am Hoftheater zu Hannover und am Hamburger Stadttheater spielen. Nach allen Gastspiel-Strapazen dieses Winters geht es ihr wunderbar gut. Ich habe in Italien wieder den Himmel offen gesehn, und viel studirt, genossen und erlebt; und habe nun am alten Stehpult begonnen, einen Roman „Meister Amor" zu schreiben, der seit Jahren wartet. Unser Bub, unser Vierjähriger, ist unsere Seligkeit; er ist wirklich in jedem Sinn ein gebenschtes Kind. (Ja, mein Lieber, auch ich kann hebräisch! Dieses „gebenscht" habe ich von Paul Heyse: Er von seiner Mutter.) Das ganze Kleeblatt schickt Dir und den Deinen und den Freunden vom Burgtheater zum neuen Jahre alle guten Wünsche und Grüße! Hoffentlich bringt es uns auch ein frohes glückliches Wiedersehen!

Dein getreuer

Adolf Wilbrandt.

[1] Josefine Wessely, k. u. k. Hofschauspielerin, geb. 8. März 1860 in Wien, von 1879 bis 1887 als sentimentale Liebhaberin am Hofburgtheater hervorragend tätig. Gestorben zu Karlsbad 12. August 1887.

Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

Wien, 1. Jänner 1880.

Mein bester Adolf!

Vor Allem herzlichstes „Prosit" Dir und Auguste und dem „Vierjährigen". Gott erhalte Euch und schenke Euch Glück und Segen in reichstem Maße!

Und nun in aller Eile — denn ich bin eben über meinen II. Richard her — heute beginnt nämlich die Shakespeare-Woche[1] —; die Bedenken, die ich Augusten hinsichtlich des Fabricius aussprach, waren meine ureigensten, von Niemandem inspirirt, vielleicht auch von Niemandem getheilt, da sich vielleicht auch Niemand so sehr für das Stück interessirt, als ich,

und, glaube mir, auch zum großen Theile für den Dichter. Und mir speciell erscheint das Motiv des Dolches zu gesucht, zu gekünstelt. ... Könnte für Fabricius kein anderes Wiedererkennungszeichen gefunden oder erfunden werden?[2] — Auch äußerte ich meine Bedenken gegen die diversen Liederchen der Handschuh-Mamsells, speciell für uns sehr gefährlich, die aber leicht gemildert werden können. Dies sind aber, wie gesagt, vorläufig nur meine eigenen Bedenken — officiell habe ich mit Niemandem noch über das Stück gesprochen. Die Aufführung ist für Ende Jänners bestimmt; wir waren mit einigen anderen Sachen seit vorigem Jahr im Rückstande, daher die Verzögerung. Sobald ich Stück und Rolle erst ernstlich vornehme, will ich mich noch über Manches eingehender mit Dir besprechen. Für jetzt will ich Dir nur sagen, daß mich München nicht im geringsten beeinflußt und daß ich meine eigenen Gedanken über das Stück habe. Also wohlgemuth und mit vollen Segeln ins neue Jahr!

Euer unveränderlich treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Der vierte Zyklus. — [2] Wilbrandt änderte das Erkennungszeichen in ein Medaillon, das Fabricius findet und erkennt.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock (Mecklenburg), 15. Jänner 1880.

Liebster Adolf!

Endlich habe ich Stimmung und Zeit gefunden, den „Fabricius“ nochmals durchzugehn, und glaube, nun sind nicht nur die von Dir geäußerten Bedenken, sondern auch andere, die ich mir selber machte, und die vielleicht noch in Dir geschlummert haben, glücklich beseitigt! Ich habe sofort die Änderungen für Dich abgeschrieben und lege sie bei. ...

Dies in aller Eile! Ich habe viel gearbeitet; auch viel mit Gustel studirt ... Heute Nachmittag ist sie zunächst zu einem Gastspiel am Hoftheater zu Hannover abgereist; dort wird sie unter Anderm auch die „Tochter des Herrn Fabricius“ (zum

erstenmale) spielen. . . . Ich schreibe einen einbändigen Roman mit Feuereifer und mit großer Freude.

Für Deinen lieben Brief allerherzlichsten Dank! Und alle besten Wünsche Dir und den Deinen! — Möchtest Du nun auch am Fabricius jede Freude der Welt haben, die man an einer Rolle haben kann. Im Stillen denk ich, daß es vielleicht das Rührendste und Herzergreifendste wird, was Du in Deinem Leben gespielt hast.

Und sicher komme ich dann, Dich darin zu sehn!

Ewig Dein getreuer

Adolf Wilbrandt.

Martin Greif[1] an Sonnenthal.

Wien, den 26. Januar 1880.

Hochgeehrter Herr!

Nachdem Ihre bedauerliche Erkrankung mich um das Vergnügen des Einlasses bei meinem wiederholten Besuch gebracht, erlaube ich mir auf schriftlichem Wege Ihnen, hochverehrter Herr, eine angelegentliche Bitte vorzutragen, deren Inhalt Sie wohl schon, eh' ich sie noch ausgesprochen, errathen werden. Es handelt sich nämlich um die Besetzung einer sehr wichtigen Rolle (ein gewiß competenter Richter, Herr Ludwig Speidel, hält sie sogar für die wichtigste im Stück), die des Kaisers Karl VI. in meinem vaterländischen Schauspiel „Prinz Eugen".

Dieselbe liegt ganz und gar in Ihrem Rollenfach und Ihr hochverehrter Herr Chef, Baron Dingelstedt, hatte solche, wie er mir mittheilte, Ihnen auch wirklich zugedacht und nur mit Bedauern wegen äußeren Hindernisses davon Umgang genommen. Sollte dasselbe nun nicht zu beseitigen sein? Ich hoffe vertrauensvoll: ja. Die hoheitsvolle Milde, ernste Ruhe gepaart mit lebhafter Phantasie und leichter Erregbarkeit, welche das Wesen dieses geschichtlich markirten, bedeutsamen Charakters auszeichnet, verlangt einen geistig verwandten Repräsentanten, den ich — jede andere Künstlernatur in Ehren — nur in Ihnen erblicken kann.[2]

Indem ich einer geneigten Antwort vertrauensvoll entgegensehe, verbleibe ich mit ausgezeichneter Wertschätzung Ihr ganz ergebener

Martin Greif.

[1] Martin Greif, dramatischer Schriftsteller und Novellist, geb. 18. Juni 1839 zu Speyer, gest. 1. April 1911 zu Kufstein in Nordtirol. — [2] „Prinz Eugen", vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Martin Greif, wurde am 12. April 1880 zum ersten Male am Burgtheater gegeben. Sonnenthal spielte den Kaiser Karl VI. Um diese Aufführungen und die in dieselbe Zeit fallende Einstudierung von Wilbrandts „Tochter des Herrn Fabricius" zu ermöglichen, hatte die Direktion des Hofburgtheaters mit Sonnenthal das Abkommen getroffen, daß ihm die Hälfte seines kontraktlichen Urlaubs — 29. März bis 11. April — abgelöst wurde.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 2. Februar 1880.

Liebster Adolf!

Ich will nur sagen, daß Auguste neulich in Hannover im Hoftheater die „Tochter des Fabricius" zum erstenmale gespielt hat, und mit großem Erfolg; und daß dort Demmler, der Diener, im dritten Akt nicht weggelassen wurde und aufs Beste gewirkt hat. Gerade die heiteren Elemente des dritten Akts haben dort wohlgethan (wie auch von vornherein meine Absicht und Meinung war), und unmittelbar nach ihnen, mit Augustens und des Kindes Eintritt, war dann wieder die thränenreiche Stimmung. So sehr, daß Gustel mir telegraphierte: „Thränenmeer. Seelenvollstes, allgemeinstes Nasenputzen 2c."

Ich bitte also, laßt Demmler nicht weg, sondern laßt ihn discret spielen; dann wird er wohl auch bei Euch die richtige Wirkung thun.[1] ...

Und nun noch in aller Eile: wann kommt Ihr denn mit dem Stück heraus? Der Winter ist bald vorüber — — — doch für heute will ich nichts mehr sagen. Ich versuch' es noch einmal mit der Philosophie!

Auguste ist jetzt hier, und grüßt herzlich mit mir. Ich

schreibe meinen Roman mit höchster Freude. Man kann nichts Besseres thun!

Adieu! Dein alter, getreuer

Adolf Wilbrandt.

Tausend Grüße dem Burgtheater!

[1] Demmler erscheint betrunken vor Gericht, und Wilbrandt hatte anfangs Bedenken, daß der Ernst der Situation dadurch gefährdet werde, was aber nicht der Fall war. Im Burgtheater wurde diese Rolle von Schöne und später von Thimig meisterhaft dargestellt.

Siegwart Friedmann[1] an Sonnenthal.

Wien, den 12. Februar 1880.
Nachts 11 Uhr.

Hochverehrtester Meister und Freund!

Kurz zuvor von der Hamlet-Vorstellung nach Hause gekommen, drängt es mich noch meine unbegrenzte, echte Freude über Ihre vollendete Kunstleistung auszudrücken. Es ist „seit meine Seele Herrin war von ihrer Wahl“ der erste Hamlet, welcher das Bild ganz deckt, das sich meine Vorstellung von dieser Rolle machte, und ich konnte mich ganz der Anschauung und dem Entzücken hingeben. — Warum ich Ihnen das schreibe? Ich bringe solche Äußerung schwer, sehr schwer über meine Lippen, weil ich nichts so scheue, als die Gefahr für einen komödiantischen Schmeichler gehalten zu werden. Wie oft drängte sich schon das Wort der höchsten Bewunderung für Sie aus meinem Herzen auf die Zunge, und immer biß ich die Äußerung nieder aus Furcht, aus feiger Angst. Heute flüchte ich ans Tintenfaß, weil ich dem Drange nicht zu widerstehen vermag. Ach, nehmen Sie die ehrliche Bewunderung an, wie sie geboten wird, und gestatten Sie, hochverehrtester Meister und Freund, mir den Stolz, mich nennen zu dürfen Ihren dankbar ergebenen

Siegwart Friedmann.

[1] Siegwart Friedmann, bedeutender Charakterdarsteller, Schüler Dawisons, geb. 25. April 1842 zu Pest, betrat 1863 die Bühne, von der er sich 1891 zurückzog. Nach siebzehnjähriger Pause entschloß er sich

jedoch — auf Zureden vieler Verehrer — nochmals seinen künstlerischen Beruf aufzunehmen und betrat im Jahre 1908 in Kassel als Königsleutnant zuerst wieder die Bühne, worauf er in weiteren Gastspielen zu Hamburg, Berlin, Wien usw. große Triumphe feierte. Im Jahre 1880 wirkte Friedmann am Wiener Stadttheater, dessen Leitung er — nach Laubes Rücktritt — in Gemeinschaft mit Lobe und Tyrolt übernommen hatte.

Professor Dr. Jakob Minor[1] an Sonnenthal.

Wien, 13. Februar 1880.

Gestatten Sie, hochgeehrter Herr, einem Verehrer Shakespeares, der in Ihnen den einzigen würdigen unter den heutigen Interpreten Hamlets verehrt, einige Worte über die Schauspielscene, in welcher Sie bei der gestrigen Darstellung mit so schönem Erfolge aus der landläufigen Schablone herausgetreten sind. Wenn ich mir erlaube, Ihnen einige Gedanken über dieselbe, denen Sie gerade Leben einhauchen könnten, mitzutheilen, so bitte ich mir diese Zudringlichkeit nicht übel nehmen zu wollen: man vergibt sich ja viel im Namen Shakespeares und seines Hamlet.

Die Schauspielscene habe ich bisher immer durchaus zu wenig in der Eigenart darstellen gesehen, welche ihr Shakespeare als den Höhepunkt der Handlung mitgegeben hat. Sie ist nicht etwa ein mißlungenes Aufraffen zur That, wie der Monolog hinter dem Könige am Betstuhle. Der Zuschauer soll nicht die Meinung haben, als hätte Hamlet vorgehabt etwas zu thun, was er nicht thun konnte. Sondern: daß er die That auf die einzige Art, die ihm möglich ist, umgangen hat: daß er in Wuth und Galle innerlich fast aufgezehrt, um mit Beaumarchais zu reden, den König an einem langsamen Feuer brät. Nicht also das Beobachten des Königs, diese Spannung wird nicht zur Hauptsache, sondern diese eingebildeten Zweifel (die sich Hamlet doch nur eingeredet hat, um die That zu umgehen) verschwinden bald und sogleich ist der Gedanke da: „Warum stößt Du ihn nicht nieder?!" Der König sitzt vor ihm. Wäre er nicht da, dann wüßte Hamlet was zu thun. Es ginge von vorne an: „Schurke, lächelnder . . .!" u. s. w. Aber der König ist da. Die einzige Waffe, welche Hamlet gegen seinen Feind zu führen versteht, das schneidige Wort, seine Leibwaffe, die

er noch besser handhabt, als das Rapier, stößt er ihm langsam, langsam in das Herz. Daß das Tempo der Scene sich steigern muß, ist aus technischen Gründen klar. Aber ein schadenfrohes, wollüstiges Verweilen auf dem gemarterten Antlitze des Königs und der Königin wäre damit nicht unvereinbar. Einzelne Stellen z. B.:

„Es ist die Geschichte eines in ...“ (Pause, suchend und so, daß man deutlich sieht, nach einem beliebigen Namen) ... „Vienna geschehenen Mordes. Gonzago“ (in einem Tone, daß man ganz sicher weiß, Gonzago ist es nicht) ... „ist der Name des Herzogs. Seine Gemahlin ...“ (kühner, ein Ruck gegen die Königin mit dem Oberkörper, nicht der Hand, den Namen hinunterschluckend) „Baptista.“ (Der Hof getheilt zwischen Hamlet und dem Königspaare, dem Mienenspiel ängstlich folgend) ... (endlich): „Sein Name“ ... (wie hohnlachend, falschen Feuerlärm schlagend): „Gonzago!“ (Jetzt muß der König davon!) Kurz: Was Hamlet hier vor den Augen des Zuschauers an dem König thut, ist dasselbe, was er später hinter der Scene an Rosenkranz und Güldenstern verübt: Schadenfreude, Wuth, Galle. Was ein Mann mit der rächenden That aus sich herausgeworfen hätte, daran erstickt Hamlet.

Nur ein großer Schauspieler kann natürlich für diese Gedanken die Gestalt, die nötigen Töne und mimischen Mittel finden. Der schneidige, etwas nasale Ton, den Sie in Richard II. bei der Stelle: „Nun hat der Dieb, der Meuterer“ u.s.w. anwenden, wäre dafür geschaffen. Aber Sie sehen, ich werde noch zudringlicher.

Vielleicht werde ich einiges andere über Hamlet, das sich leichter zu Papier bringen läßt, im Shakespeare-Jahrbuch veröffentlichen und mir dann erlauben, Ihnen einen Abzug zu schicken. Aber etwas, was als Gestalt in einem lebt, bringt man so schwer zu Papier. Die Gedanken sind einseitig, die Gestalt ist rund. Glücklich sind Sie, mit so edlem Streben immer nur auf die Gestalt ausgehen zu können.

Mit nochmaliger Bitte um Entschuldigung meiner Freiheit in Hochachtung und Verehrung Dr. J. Minor.

[1] Hofrat Professor Dr. Jakob Minor, Literarhistoriker, ordentl. Professor der Philologie an der Wiener Universität, geb. 15. April 1855 in Wien.

Ludwig Speidel an Sonnenthal.

Wien, 2. März 1880.

Sehr geehrter Herr und Meister!

Entschuldigen Sie freundlichst die Bitte, die ich in Folgendem an Sie richte.

Coquelin von der Comédie-Française hat eine kleine Schrift (L'art et le comédien) erscheinen lassen, an die ich gern einige Bemerkungen knüpfen möchte. Nun fehlt mir die persönliche Kenntnis des Autors. Sie kennen ihn gewiß und haben ihn einigemale in seinem (und Ihrem) Elemente gesehen. Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir die Eindrücke, die Sie von dem Manne erhalten, in einigen, wenn auch flüchtigen Zeilen aufzuzeichnen die Güte haben wollten.

Ich bin, wie immer, Ihr hochachtungsvoll ergebener

Ludwig Speidel.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Wien, den 4. März 1880.[1]

Mein hochverehrter Freund!

Ich habe Coquelin bei meiner letzten Anwesenheit in Paris 1869 zum erstenmal und leider nur in zwei wenig hervorragenden Rollen gesehen, und doch war der Eindruck, den gerade Coquelin auf mich machte, ein unvergeßlicher und im strengsten Sinne des Wortes ein unvergleichlicher. Ich konnte alle anderen Größen der Comédie-Française, wie Regnier, Got, Delaunay, Bressant mit unseren Heroen: La Roche, Anschütz, Löwe, Fichtner ganz gut vergleichen; es fanden sich immer verwandte künstlerische Züge, die ich in mein geliebtes deutsches Burgtheater übertragen konnte. Coquelin jedoch ist so durch und durch Franzose, spielt so specifisch französisch, daß ich unter all' den großen Künstlern meiner Epoche vergebens nach einer ähnlichen künstlerischen Individualität suche. Seine Rede- und Darstellungsweise ist moussirend und prickelnd wie Champagner. Man glaubt ihn schon zu hören, wenn man ihn noch gar nicht

auf der Scene sieht, und hört ihn noch immer, wenn er sie schon lange verlassen hat.

Wie gesagt, ich sah ihn nur zweimal. Das erstemal in dem Stück „Les faux ménages“ spielte er einen jungen Mann: er tritt in den Salon der Marquise, um deren Tochter er sich bewirbt, und erblickt bei seinem Eintritt ein junges Mädchen seiner früheren Bekanntschaft zweifelhaften Rufes, welches die Marquise aus Liebe zu ihrem Sohne ins Haus genommen, um sie zu prüfen und sie eventuell ihrem Sohne zu verheirathen. Nun, diese erste Begegnung Coquelins (des jungen Mannes) mit dieser Person im Salon seiner zukünftigen Schwiegermutter und Braut, das Mienenspiel dieses Menschen, eh' er noch ein Wort spricht, sein halb verlegenes, halb entrüstetes Wesen, andererseits wieder der Gentleman, der auch eine solche Person nicht verräth, dies Alles war von einer Übereinstimmung in Mimik, Wort und Gebärde, wie ich es in dieser Vollendung nie wieder gesehen.

Die zweite Rolle war in einem Einakter, dessen Titel mir entfallen. Ein Künstler-Maler-Stück ohne besonderen Wert. Coquelin spielte darin den Rembrandt, wenn ich nicht irre. Nun, diese Rolle war so ein Champagner, von dem ich oben sprach. Die Art und Weise, wie dieser kleine Mensch — nicht viel größer wie unser Lewinsky — auf den langen Malertisch springt — vor ihm sitzt Rubens bei seiner Staffelei und malt — wie Coquelin (Rembrandt) nun das Bild kritisirt, dabei eine Zeichenmappe auf dem Tisch ergreift und mit einer Kohle darin kritzelt, wie er mit dem langen Malerstock bald auf das Bild der Staffelei, bald um Rubens' Kopf herumfuchtelt und dann schließlich mit einem begeisterten Ausrufe vom Tische herabspringt, mit einer Verve, einem übersprudelnden Humor, einer bezaubernd liebenswürdigen Realistik und dabei vom ersten bis zum letzten Worte durchgeistigt, interessant, ohne die sogenannten Männchen und Mätzchen, einfach, schön und wahr — ich habe in diesem Genre nichts Vollkommeneres gesehen. Leider habe ich ihn nur in diesen beiden Rollen gesehen. „Figaros Hochzeit“ mit seiner Meisterrolle „Figaro“ wurde damals zufällig nicht gegeben und ich war auch seitdem nicht wieder in Paris

Nun befürchte ich nur, daß Sie, trotz meiner langen Epistel, nicht das gewünschte Bild von dem Künstler erhalten werden. Unsereins kann solche Eindrücke mehr fühlen als beschreiben. Wenn Sie ihn mir zu schildern hätten, ersparte ich nach Paris zu gehen; Ihnen, fürchte ich, wird die Reise nicht erspart bleiben. Übrigens wird Ihre Phantasie ersetzen, was in meiner Feder stecken geblieben.

Indem ich Ihnen nun noch für Ihre lieben freundlichen Zeilen bestens danke, grüße ich Sie herzlichst als Ihr

Sie hochverehrender

A. Sonnenthal.

[1] Dieser Brief ist in dem Feuilleton „Schauspieler über Schauspielkunst", in dem Bande „Schauspieler", dem vierten Bande von Speidels gesammelten Schriften, abgedruckt.

Josef Lewinsky[1] an Sonnenthal.

Wien, 12. März 1880.

Lieber verehrter Freund!

Ich höre heute zu meiner großen Freude, daß Dein Erfolg in München[2] ein ganz außerordentlicher war. Hat dies nun wohl gar nichts Überraschendes, so freut es mich doch herzlich, daß Dir wird, was Deiner Kunst gebührt, und diese Zeilen sollen Dir nur sagen, daß ich allen aufrichtigen Antheil an Deinem Siege nehme.

Dingelstedt ist seit mehreren Tagen wieder an das Haus gefesselt. Ich habe gestern eine halbe Stunde mit ihm konferiert und fand ihn übel aussehend. Er erzählte mir, daß er eine Blutung gehabt, bei welcher drei Unzen Blutes abgegangen seien. Das bedeutet wohl weit mehr als einen akuten Darmcatarrh. Er erging sich in witzigen Bemerkungen über seine Nachfolger, die ihn allerdings wie die Raben umkreisen. Durch ihn erfuhr ich, daß Werther in dieser Absicht hier war. Förster kommt Montag aus Paris. Die anderen Bewerber sind noch nicht hervorgetreten, werden einstweilen nur ohne ihr Zuthun genannt. Hofmann ist durch die Ungarn über Nacht und, wie

ich höre, ohne sein Vorwissen gestürzt worden. Heute Abend bringt die Deutsche Zeitung aus Pest, die, wie sie behauptet, verbürgte Nachricht, daß Hofmann Generalintendant beider Theater werde.[3] Des Löwen Haut wird getheilt, ehe er noch tot ist. Die ganze, plötzlich so lebhaft auftretende Bewegung zeigt mir, daß die Betreffenden aus guter Quelle schöpfen, wenn sie Dingelstedts Krankheit für den Schlußpunkt seiner Laufbahn halten. Die sehnsuchtsvollen Nachfolger würden sich sonst mehr Zurückhaltung auferlegen.

Mit dieser Tagesplauderei nehme ich Abschied und wünsche Dir weitere frohe Tage in München.

In alter Freundschaft Dein

Josef Lewinsky.

Dein erstes Auftreten ist für Dienstag 30. d. M. angesetzt in der Rolle des Risler.

[1] Josef Lewinsky, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. den 20. September 1835 in Wien, wurde im Jahre 1858 von Laube dem Burgtheater gewonnen, dem er bis zu seinem Tode — 27. Februar 1907 — in nahezu fünfzigjährigem ruhmvollen Wirken als hervorragender Charakterdarsteller angehörte. — [2] Sonnenthal absolvierte vom 11. bis 19. März 1880 ein Gastspiel am Kgl. Hoftheater zu München. — [3] Die Stelle eines Generalintendanten war seit dem Rücktritte des Grafen Wrbna (Oktober 1874) unbesetzt geblieben. Im Jahre 1880 jedoch wurde Baron Hofmann zum Generalintendanten beider Hoftheater ernannt, welche Stellung er bis zu seinem Tode — 24. Oktober 1885 — innehatte.

Paul Heyse[1] an Sonnenthal.

München, 19. März 1880.

Es ist mir ein wahrer Kummer, Verehrtester, daß die Tage Ihres Hierseins zu Ende gehen, ohne daß ich Sie begrüßt, ja fast ohne daß ich mich einmal Ihrer unvergleichlichen Kunst wieder erfreut hätte. Denn an jenem Samstag — nachdem ich erst am Morgen von Berlin zurückgekehrt war — lag mir die Reisemüdigkeit noch etwas in den Gliedern, und da ich ein Nerven-Invalide bin, hätte Niemand sonst mich ins Theater zu locken vermocht. Ich genoß aber vielleicht umso tiefer, da Ihre Stimme und die lebensprühende Anmuth Ihres Spiels

mich allen Reisenachwehen entrückte. Ja, der Eindruck war so stark, daß ich hernach noch lange ihn in mir nachwirken fühlte und alle dramatischen Triebe sich zu regen anfingen, die soeben in Berlin sehr niedergeschlagen worden waren. Dann aber folgten meine Idusfreuden mit allerlei Vor- und Nachspielen,[2] und als ich endlich dachte, mich für alles Versäumte noch ein wenig zu entschädigen, sah ich mich durch eine Halsentzündung ans Zimmer gefesselt, so daß ich auch heute darauf verzichten muß, Ihren Abschiedsabend mit zu erleben und Ihnen ein „Auf Wiedersehen!" zuzurufen.

Ich bin hierüber umso betrübter, da ich auch zur Zeit der sommerlichen großen Festgastspiele schwerlich in München sein werde.

Und wie sehr bedürfte ich einer wahrhaft künstlerischen Erquickung! Es ist mir unvergeßlich, was ich den in Wien verlebten Tagen verdanke, wo ich Ihnen zuerst in Laubes Salon begegnet bin.

Bewahren Sie mir eine freundliche Gesinnung und seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem Sie aufrichtig verehrenden

Paul Heyse.

[1] Paul Heyse, Dichter und Dramatiker, geb. 15. März 1830 zu Berlin. — [2] Die Feier von Heyses fünfzigstem Geburtstag.

Carl von La Roche[1] an Sonnenthal.

Wien, 26. März 1880.

Mein lieber Adolf!

Die Witwe unseres alten Freundes Marr, Frau Elisabeth Marr, lebt in München, ist Mitarbeiterin der bayrischen Zeitung, welche vom Bruder des verstorbenen Schaufert herausgegeben wird. Hätten Sie das gewußt, würden Sie Frau Marr gewiß mit Ihrem Besuche beehrt haben. So vermuthet sie selbst und schickt mir beikommend zwei Blätter für Sie ein mit den Worten: „Die Frau Heinrich Marrs ließ ihn grüßen und lieferte mit dieser kritischen Beurtheilung über seine Kunstleistung den Beweis, daß sie seine Künstlerschaft zu würdigen

verstanden. Es that mir wohl ihn spielen zu sehen, denn ein edler Hauch weht uns aus seinen Darstellungen entgegen!"

Daß Sie große Sensation in München machen würden, wußte Carl La Roche vorher, und wo denn nicht?!

Aber, lieber Adolf —

NB. „Sparsam nur die Lippen naß gemacht
Hält stets in Amors Diensten Euch in Ehren —
Allzu rasche Spende
Macht dem Lied ein Ende,
Und wenn Seufzer winken,
Wird der Muth Euch sinken —
Darum sparsam 2c. 2c."

Diese Lehre habe ich in der alten Oper „Hieronimus Knicke" vor 68 Jahren in Danzig gesungen — und stets befolgt!! Aber — jetzt ist es aus, ich bin fertig. Man sagt zwar, daß mit dem 86. Jahre, welches ich am 12. Oktober in Aussicht habe, die wahre männliche Kraft wieder eintrete, aber ich glaube nicht daran, zumal ich dieses Alter auch nicht erreichen werde, denn es geht mir wirklich miserabel und ich habe allen Muth verloren. Alt werden und nicht gesund dabei, soll der Teufel holen!

Raimund sang:

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!
Brüderlein fein,
Mußt nicht traurig sein!"

Ja, der hat gut singen, er hats überstanden. —

Mir schien die Sonne auch oft hell und schön und müßte ich ein undankbarer Hund sein, dies nicht anzuerkennen. Ein berühmter Rabbi sagte nach der Beschneidung: „Du sollst nicht alt werden, aber Du sollst lange leben." Ein weiser Mann!

Nun, lieber Sonnenthal, ruhen Sie ein wenig aus auf Ihren neu erworbenen Lorbeeren und schonen Sie sich nach Möglichkeit; Leistungen über Kräfte ist noch nie von einer Direction anerkannt worden, am allerwenigsten bei einer Directions-Veränderung. —

Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler kann von seinen Kunstwerken sagen: „Dies ist, und es wird sein“ — Nicht so der Schauspieler. Nur das Aufgebot aller seiner Kraft gewährt seinem Kunstwerk Vollendung. Jedes reißt ihn näher an das Grab — das sagt nach jeder kräftigen Darstellung die keuchende Brust, seine klopfenden Pulse und das erschütterte Nervensystem, ohne daß er sich rühmen könnte: „Dies wird sein! —“ Sein Kunstwerk geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht eines Menschen. Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist! —

Erinnern Sie sich, lieber Sonnenthal, wenn ich nicht mehr sein werde, Ihres alten treuen Collegen

Carl La Roche.

[1] Carl von La Roche, k. u. k. Hofschauspieler und Oberregisseur, geb. den 12. Oktober 1794 zu Berlin, von 1823 bis 1833 am Hoftheater zu Weimar tätig, von 1833 bis zu seinem Tode — 11. März 1884 — eine der mächtigsten Säulen des alten Burgtheaters. Am 15. März 1873 wurde er anläßlich seiner vierzigjährigen Zugehörigkeit zur Bühne des Hofburgtheaters vom Kaiser von Österreich in den Adelsstand erhoben. „Der erste Fall bei einem Schauspieler,“ wie Sonnenthal in seinem „Tagebuch“ berichtet, „der uns Alle ehrte und herzlich freute.“

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Freitag, den 30. April 1880.

Nach dem gestrigen Beifallssturme[1] ist es wohl überflüssig, daß ich Ihnen noch sage, wie sehr Sie mich durch Ihr wunderbares Spiel entzückt haben, und doch kann ich nicht umhin, es zu thun! —

Es war großartig. Mit diesem Worte ist Alles gesagt. — Ich stelle ihre Leistung jener Frédéric Lemaître's gleich, der, meines Erachtens, derjenige Schauspieler war, welcher durch Einfachheit die wunderbarsten Effekte hervorbrachte . . . kurz, er war ein Genie. — Sie, lieber Sonnenthal, haben sich ihm gestern gleichgestellt — es war nicht eine Darstellung, es war

die Wirklichkeit, und nicht einen Augenblick haben Sie die Schranken derselben überschritten!

Ich freue mich, Ihnen hoffentlich bald mündlich noch meine Bewunderung auszusprechen und Ihnen für den genußreichen Abend, den Sie mir verschafft haben, zu danken. —

Nochmals bravo — bravissimo!!

Fürstin Metternich.

[1] „Die Tochter des Herrn Fabricius", Schauspiel in vier Akten von Wilbrandt, wurde am 29. April 1880 mit durchschlagendem Erfolge zum ersten Male am Burgtheater aufgeführt. Im „Tagebuch" steht: „Im zweiten Akt auf offener Szene ein minutenlanger demonstrativer Beifall." — Die „Tochter" spielte Frau Janisch.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Sonnabend, 1. Mai 1880.

Meine beste, meine gnädigste Fürstin!

Ich gestehe gerne zu, daß mich eine solche spontane Beifallsbezeugung, wie sie mir jüngst im „Fabricius" von Seiten des Publikums zu theil geworden, im höchsten Grade anregt, entzückt, begeistert, allein ein solches Wort der Anerkennung, wie Sie es, gnädigste Fürstin, soeben ausgesprochen, macht mich stolz, macht mich glücklich, und nicht der lauteste, tosendste Beifall der Menge wäre im Stande, mir nur annähernd eine so reine, künstlerische Befriedigung zu gewähren, wie diese Ihre Worte — nicht die der Fürstin Metternich, nein, der Kunstgenossin, die warm und künstlerisch fühlt, die mit edlem Enthusiasmus für alles Schöne und Wahre glüht, deren Blut von unserem Blute ist!

Seien Sie daher bedankt, von ganzem Herzen bedankt. — Sie haben mir wieder eine große, große Freude bereitet!

In aufrichtigster, herzlichster Verehrung meiner gnädigsten Fürstin treu ergebener

A. Sonnenthal.[1]

[1] Adolf Wilbrandt widmete Sonnenthal als Fabricius folgendes Gedicht:
Aug', das des Lebens Form und Schein durchdrang,
Gestalt, d'rin jeder Seelenhauch erklang,
Herz, das mit jedem Erdenweh gebebt,
Geist, der getreu zum höchsten Ziel gestrebt,
Ihr schuft vereint mit liebender Gewalt
Aus Erdenstaub die rührendste Gestalt.

Friedrich Haase[1] an Sonnenthal.

Berlin, 26. Mai 1880.

Mein liebes, theures Sonnenthälchen!

Bin rüstig, mobil und guter Dinge aus Italien heimgekehrt, nachdem ich drei Monate in nie geahnten Wonnen schwelgte, und möchte Ihnen in meiner Freude, Sie bald wiederzusehen, in Eile, doch nicht minder herzlich, ein ehrlich empfundenes „Gott zum Gruß" zurufen! Ich sage „in meiner Freude", denn ich habe Sie um Vielerlei sehr lieb und wenn ich Ihnen das nur selten, oder wohl gar nie, so blank und baar eingestand, so geschah's, weil unser Beruf uns leider so arg von einander hielt und ehrlich geübte Pflichten desselben unsere Zeit und unser ganzes Seelenleben so in Anspruch nahmen, daß man sich oftmals nach einem Jahrzehnt bei freigewordener Zeit wie aufgeschnürt vorkommt und gern all' das nachholen möchte, was tief innen eingezwängt, aber drum nicht verloren ging. Vor allem lebt, was Sie nun, Freund, anbelangt, der Mensch Sonnenthal seit den bitteren Tagen in mir unvergeßlich, die ich während meines seltsamen Gastspiels am Carltheater unter Nestroy überwinden mußte, während welcher Zeit Sie mir so liebevoll und so uneigennützig zur Seite standen, und deshalb freute ich mich stets, wenn ich Ihnen begegnete, und freue mich jetzt doppelt, weil ich denke, daß es Ihnen genehm sein wolle, wenn wir in München möglichst viel zusammen sein mögen[2] und — wenn es anginge — selband in einem Hotel wohnten. Die Blumauer hat sich mit meiner Frau und mir in dem Hotel Leinfelder ansagen lassen und ich möchte Sie bitten, dort ebenfalls wohnen zu wollen. Wir würden dort eine wohlanständige stille Gemeinde bilden und in freien

Stunden ohne Weitläufigkeit sicherlich manche kameradschaftliche Freude durchleben. Wie dächten Sie wohl darüber, o Freund? Ein „Ja“ würde mich — uns — entzücken, ein „Nein“ als böses Omen gelten.

Lassen Sie die freundliche Zeile Antwort, die Sie mir vielleicht gönnen, das ersehnte „Ja“ enthalten, und seien Sie einstweilen herzlich und aufrichtig gegrüßt von meiner Frau und mir, Ihrem Sie allzeit verehrenden Freund

Friedrich Haase.

[1] Friedrich Haase, hervorragender Charakterdarsteller, Herzogl. Sächs. Geheimer Hofrat, geb. 1. November 1826 zu Berlin, gest. 17. März 1911 daselbst. Haase zog sich im Jahre 1896 von der Bühne zurück. — [2] Gesamtgastspiel 1880.

Friedrich Haase an Sonnenthal.

Berlin, 30. Mai 1880.

Ihr Brief, theurer Freund, wird mir unter Sonntagsgeläute „zum Evangelium“, was Sie hoffentlich nicht beleidigt. Ich danke Ihnen herzlich für all’ Ihre guten und lieben Worte und will auch nun zuvörderst, um mich Ihrer würdiger zu erweisen, bei dem Schönschreibemeister Jaffé hierorts Unterricht nehmen, damit ich fürder nicht die Demüthigung erlebe, daß Sie „Briefnar“ statt „Leinfelder“ (o Gott!) aus meinen Akten herausstudiren. „Beim Himmel! So soll es sein!“ — Leider erhalte ich gestern von besagtem „Leinfelder“ die Trauerpost, daß er schon seit Wochen keine disponiblen Zimmer während des Monats Juli hätte, und so möchte ich denn hiermit proponieren, daß jeder von uns sich auf die schriftliche Suche nach München begibt und dem Andern es allsofort kündet, wenn er ein Logis (der erste Buchstabe ist ein großes L!) erstand! Gelt, o Freund, so möge es sein und freundlicher Erfolg trete uns zur Seite — „das walte Gott!“ — sagt Kaiser Wilhelm!!

Hier murmelt man im Schmutze der Couliſſen wundersame Mären. Herrn L., der sich bereits Gebreste halber in die Büsche schlug und nicht von der Partie in München sein wird, würden bald Andere folgen, denen die Gründe wie die Brombeeren

wachsen dürften, weil „man“ auf das Zustandekommen des Durcheinandergastspiels scheeläugig sähe, und Pessimisten folgern, daß den Berlinern die Wiener dann folgen würden, obgleich Dingelstedt, im Hinblick auf sein Ensemblegastspiel zur Zeit in München, das Scheitern trüben Sinnes vermerken dürfte!! So Volkesmund! Wie denken Dero darüber? Ich halte es für Schnack, indessen machen mich die öffentlich anerkannten künstlerischen Mehrforderungen der Berliner stutzig, mehr aber noch die Consequenzen, die sicher daraus erwachsen! Gelt? All' das Gesagte galt selbstverständlich nur dem Freunde und nicht dem Markte.

Doch dies beiseit. Und „jetzo bitt' ich Hoch und Höchst“, mir versprochenes Gedenken herzlich zu bewahren und sicher zu sein, daß ich alle auferlegten Grüße in Original-Verpackung appliciren werde. Meine Freude auf unsere Tage in München ist ehrlich und groß!

Treulichst Ihr

Friedrich Haase.

Sonnenthal an Adolph L'Arronge.

Wien, 30. Mai 1880.

Mein wertester Freund!

Baron Dingelstedt, der die letzten Tage vor seiner Badereise so überaus beschäftigt ist, hat mich beauftragt, Ihnen, anschließend an sein Telegramm, nochmals seinen besten Dank für Ihr neuestes vortreffliches Stück auszusprechen, und ich schließe mich meinem geehrten Vordanker wärmstens an.

Ja, mein Bester, es ist ein vortreffliches Stück, ohne „wenn“ und „aber“ — irréprochable! Und so burgtheaterfähig, als ob Sie jahrelang nur für uns geschrieben hätten. Ich behalte doch Recht Ihnen gegenüber, und freue mich herzlich, unserem Institut eine solch' vorzügliche Kraft geworben zu haben. Man lachte mich seinerzeit aus, als ich behauptete, daß man „Hasemanns Töchter“ — mit Weglassung der Couplets — sofort bei uns geben könnte.

Was „Haus Lonei“ betrifft, so ist dies ein echter L'Arronge,

einfach, wahr und warm. Ihre eigenste Fractur! Alle Rollen durchweg dankbar und wirksam. Die Fabel des Stücks, so einfach sie ist, doch höchst interessant verarbeitet, der Scenenbau ebenso logisch als wirksam, der Dialog charakteristisch — kurz, mit einem Wort: bravo, bravissimo! Dies unser einstimmiges Urteil![1]

Freund Dingelstedt, der morgen Abend nach Karlsbad geht, hofft Sie dort oder in Marienbad zu sehen und Ihnen mündlich zu danken, was ich jetzt in seinem, in meinem, in unser Aller Namen schriftlich thue — und mit herzlichsten Grüßen für Sie und Ihre liebe Frau allezeit verbleibe

Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] „Haus Lonei", Lustspiel in vier Akten von Adolph L'Arronge, gelangte am 26. Oktober 1880 zur ersten Aufführung am Burgtheater.

Oscar Freiherr von Redwitz[1] an Sonnenthal.

Villa Schillerhof, Juni 1880.

Sehr verehrter Herr Director-Stellvertreter!

Gestern Abend wurden mir die ersten brochirten Manuskript-Exemplare meines neuesten Schauspiels zugestellt, und soeben lese ich in der Neuen Freien Presse, daß Hofrat Baron Dingelstedt nach Karlsbad abgereist sei und die Direction in Ihre Hände provisorisch niedergelegt habe.[2]

Ich hatte mit Bestimmtheit gehofft, noch während der Anwesenheit Ihres sehr verehrten Herrn Chefs in den Besitz des gedruckten Manuskripts zu gelangen, aber trotz all' meinem Drängen konnte die hiesige sehr bescheidene Druckerei doch ihr mir anfänglich gegebenes Versprechen, mir schon Mitte Mai die Exemplare abzuliefern, nicht erfüllen.

Ich bedauere diese mir sehr unangenehme Verspätung um so mehr, als mir jetzt widerstrebt und ich es nicht für schicklich und rücksichtsvoll erachten muß, Herrn Baron von Dingelstedt, mit dem ich seit Jahren in freundschaftlichem brieflichen Verkehre stehe, mein Stück nach Karlsbad nachzusenden und ihn während seiner Kurzeit mit amtlichen Geschäften zu behelligen.

Und doch kann ich mich des dringlichen Wunsches nicht entledigen, daß noch in diesem Monate vor den Theaterferien eine endgültige Entscheidung über Annahme oder Ablehnung meines hier beiliegenden Stückes herbeigeführt werden möge. ...

Und so erlauben Sie, hochgeehrter Herr, daß ich die Bereinigung dieser für mich hochwichtigen Angelegenheit vertrauensvollst in Ihre Hände niederlege.

War es mir auch noch nicht vergönnt gewesen, Ihre eminente Schauspielkunst persönlich bewundern zu dürfen, so weiß ich doch natürlich Ihre ganze Stellung und Bedeutung auf der deutschen Bühne in vollstem Maße zu würdigen und auch mein Name wird Ihnen, wie ich nicht anders annehmen kann, schon längst so bekannt sein, daß wir, wenn auch persönlich uns noch unbekannt, uns doch in keiner Weise als zwei fremde Männer gegenüber stehen. Und so darf ich gewiß auch hoffen, daß Sie meine Bitte, die ich oben ausgesprochen, ebenso freundlich in Ihrer Stellung unterstützen wollen, als ich sie vertrauensvoll Ihnen jetzt nahe lege.

Über das Stück selbst und dessen höhere, auf ewigen ethischen Wahrheiten beruhende, Tendenz auch nur ein empfehlendes oder nur erklärendes Wort zu sagen, erlassen Sie mir wohl sehr gern. ...

Ich habe es blos nach meinen Kräften versucht, in diesem „Schloß Monbonheur" der deutschen Bühne ein brauchbares Stück zu bieten. ... Mögen Sie, hochverehrter Herr, je nach Ihrer Vollmacht, im Vereine mit Ihrem verehrten Herrn Chef oder nach alleiniger Überzeugung eine solche Entscheidung über mein Stück treffen, wie sie das objektive Interesse für die neue dramatische Kunst überhaupt und Ihre ausgezeichnete Bühne insbesondere gebietet!

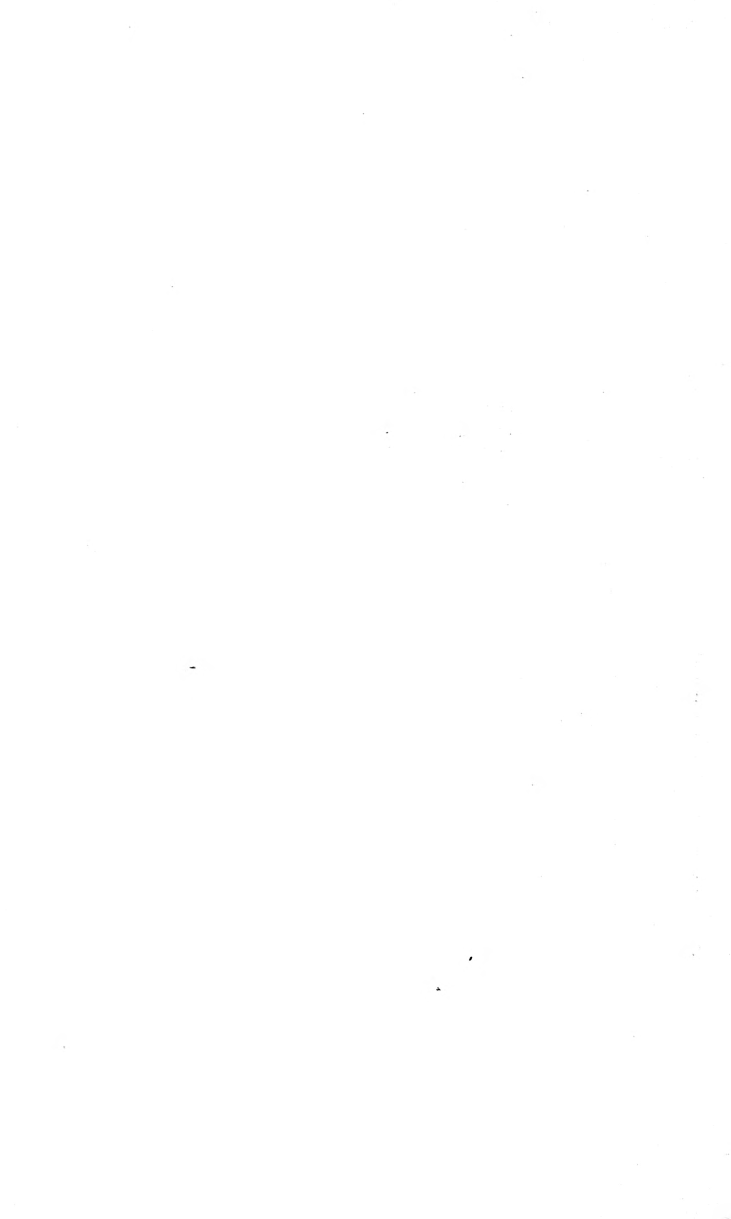
Wie diese Entscheidung aber auch lauten möge, ich werde sie unbedingt als eine durch strengste, überzeugungstreue Wahrhaftigkeit diktirte respektiren, und auch im ungünstigen Falle Ihnen stets meine aufrichtigste Verehrung bewahren, mit der ich zeichne als Ihr

sehr ergebener

Dr. Oscar Freiherr von Redwitz.



Sonnenthal als Fabricius.



[1] Oscar Freiherr von Redwitz, lyrischer, epischer und dramatischer Dichter, geb. den 28. Juni 1823 zu Lichtenau in Mittelfranken, gest. am 6. Juli 1891 in Gilpenberg bei Bayreuth. — [2] Während Dingelstedts Abwesenheit übernahm Sonnenthal zum erstenmal als sein Stellvertreter die Agenden der Direktion.

Ernst von Possart[1] an Sonnenthal.

München, 11. Juni 1880.

Hochverehrter Meister Sonnenthal!

Verzeihen Sie zuvörderst, wenn ich Ihr vorletztes Schreiben nicht mit Brief, sondern einfach durch die Tatsache beantwortete, Ihre Wünsche bezüglich schnellster Abwicklung Ihrer uns freundlichst zugesagten Rollen genau zu erfüllen; wie sehr ich mit Korrespondenzen überhäuft bin, hatten Sie ja selbst die Güte dabei in Betracht zu ziehen.

Ihr wertes Schreiben vom vorgestrigen Tage[2] verpflichtet mich nun aber, Ihnen zuvörderst schriftlich zu wiederholen, was ich „telegrammatisch" Ihnen bereits erwiderte, nämlich daß wir in allen von Ihnen erörterten Fragen mit Ihren Ansichten conform sind — eine einzige ausgenommen: Puder in „Emilia Galotti".

Ich gab bei der vor zwei Jahren von mir besorgten Neuscenirung des Stückes der Ansicht Raum, daß die „Emilia" vor der im Jahre 1692 erfolgten Mediatisirung der Fürstenthümer von Sabionetta und Castiglione spiele — eine Meinung, welche auch Pecht in seiner Lessing-Galerie vertritt — daß in Folge dessen die Allonge Ludwigs XIV. als Haartracht hier am Platze sein dürfte.

Doch — das sind historische Bedenklichkeiten, die dem darstellenden Künstler oft zur Last fallen! Wenn die unerreichte Wolter und Sie, allverehrter Meister, Puder vorziehen: lieber Sonnenthal und Wolter in weißem Haar als — Allonge ohne Sonnenthal und Wolter!

Können und wollen Sie sich unserer Einrichtung fügen (vielleicht werfen Sie einen Blick auf die charakteristischen Figuren Pechts), so danke ich es Ihnen.

Wo nicht — füge ich mich ohne Groll!

Bitte empfehlen Sie mich unseren anderen Wiener Gästen und empfangen Sie aufs Neue die Versicherung meiner unwandelbaren Verehrung, mit der ich verbleibe

Ihr treu ergebener

Ernst Possart.

Zur eventuellen Allonge dann aber geradegeschnittenen Rock! Nicht wahr?

[1] Ernst von Possart, berühmter Charakterdarsteller, Kgl. Professor, Kgl. bayrischer Hoftheaterintendant a. D., geb. 11. Mai 1841 zu Berlin. Von 1877 bis 1887 Direktor, von 1895 bis 1905 Intendant des Kgl. Hoftheaters zu München. — [2] Dieser Brief ist nicht vorhanden. Possart schreibt darüber an die Herausgeberin vorliegenden Buches: „Der Inhalt dieses nicht uninteressanten Briefwechsels bestand darin, daß Sonnenthal den Prinzen in Puder spielen wollte, sich stützend auf die Worte, welche der Graf im zweiten Akte vor der Fahrt zur Trauung zu seiner Braut sagt: ‚Und das Haar in seinem eigenen braunen Glanze, in Locken, wie sie die Natur schlug.' — Hieraus schloß Meister Sonnenthal, daß die Zeit, in der das Stück spielt, Puder für die Gesellschaftstoilette vorschrieb. Ich aber ging von der Ansicht aus, daß das Herzogthum Guastalla, das im Jahre 1746 durch die Kaiserin Maria Theresia eingezogen und dem Herzog von Parma überlassen worden war, weil der letzte Gonzaga in diesem Jahre das Zeitliche segnete, nach 1746 keinen Gonzaga als selbständig regierenden Fürsten besessen haben könne, somit das Kostüm gerade geschnittene Röcke und die Haartracht halbe Allonge sein müsse, da im Jahre 1746 Puder in Italien noch nicht an der Tagesordnung war. Meine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche Meister Sonnenthals geht aus meinem Antwortschreiben hervor, in welchem ich sagte: ‚Es ist mir in jedem Falle lieber, ihn und Charlotte Wolter bei der geplanten Musteraufführung der „Emilia Galotti" in Puder zu haben, als irgend andere Künstler in der Allonge.' Und so wurde seiner Ansicht zuliebe das Stück bei den Gesamtgastspielen 1880 im Rococo-Kostüm gegeben."

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Karlsbad, 17. Juni 1880.

Heute steht „Adolf" im Kalender. Diese Mahnung mir zu Herzen nehmend, gratulire ich Ihnen herzlich, lieber Freund, zum Namenstage und danke gleichzeitig für Ihre guten Nach-

richten vom 14. d. M. Daß Sie fleißig sind, mit Erfolg fleißig, sehe ich mit Anerkennung und Freude, wie ich Ihnen und allen Unseren die nun doch auch schon nahe Ruhe von Herzen gönne. Nur noch das Münchener Passionsspiel vorüber, und meine braven Burgherren, -Frauen und -Fräulein sind im Hafen des Grundelsees.

Mit Geschäftlichem will ich meinen braven Reichsverweser auf den heutigen Tag nicht heimsuchen, bis auf einen Punkt. Entschuldigen Sie mich bei Robert, daß ich mit einer der drei, ihm für diese Saison zugesagten Rollen, Ferdinand von Walter, Major des Armeestandes, nicht Wort halte. Ihm selbst wird es beim Publikum nur nützen, wenn nicht unmittelbar nach Essex und Romeo ein drittes Paradepferd vorgeritten wird. Die vielen großen Trauerspiele wollen auch in den sommerlichen Schluß der Saison nicht passen. Im Winter wird sich Gelegenheit finden, die berechtigten Ansprüche des mir persönlich und für die Anstalt sehr werten Mannes zu befriedigen.

Daß es mir merklich besser geht — gut wage ich noch nicht zu sagen, wäre auch nach vierzehn Tagen selbst der hiesigen strengen Kur nicht zu verlangen — das werden Sie gern hören.

Herzliche Grüße Susi's und Ihres

treu-eigenen

Franz Dingelstedt.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Karlsbad, 26. Juni 1880.

Hoffentlich findet Sie diese Antwort auf Ihren Brief vom 25. d. noch in Wien, lieber Freund, um Ihnen zu bringen:

1. meinen alleraufrichtigsten, herzlichsten Dank für Ihre treue, ebenso discrete wie zweckmäßige Amtsverwesung;

2. meinen Reisesegen für Sie und die Unsrigen, zum Passionsspiel Wallfahrenden. Wie Sie immer und überall gethan, halten Sie auch dort die Fahne der Burg hoch, unsere Völker fest beisammen, à part von den Übrigen, ihrer Stellung gedenk. Meine innigsten Wünsche sind mit Euch — ! —

Gegen Ihr September-Repertoire habe ich, jedoch nur für den Fall, daß dasselbe bei Empfang dieses Briefes noch geändert werden kann, zwei Einwendungen: Das „Wintermärchen" kommt zu früh wieder, der „Bibliothekar" desgleichen. Ersetzen Sie — ich wiederhole: wenn es ohne Weiterung thunlich ist — jenes durch eine andere Wolter-Rolle, diesen durch ein Burgtheater-Lustspiel; keine Posse in der ersten Woche einer neuen Saison, bitte! . . .

Ihren Glückwunsch zu meiner Genesung nehme ich dankbar an, lieber Freund; denjenigen zu meiner „Erhöhung" nicht. So wenig wie Sie Oberst-Regisseur werden wollen, bin ich General-Director geworden, will ichs werden. Wir haben Beide recht. Die militärischen Grade taugen in der Kunstwelt nichts. Auch daß ich der Burg wegen des Opernhauses untreu werden könnte, und wärs nur mit einem Stück meines Lebens, braucht Keiner von Euch zu besorgen . . . Der Herbst wird vielleicht ganz andere Früchte zeitigen, als das Frühjahr versprach.

Ade, ade, viel tausendmal Ihnen, Euch, Allen — ! — Antworten Sie mir nicht eher als aus dem Grundelsee, wo Sie Ruhe haben!

Treulichst Ihr

Franz Dingelstedt.

*

Im Sommer 1880 fand am Kgl. Hoftheater zu München (unter dem Intendanten Baron Perfall) auf Anregung und unter der Leitung Ernst von Possarts, damals Direktor des Münchener Hoftheaters, ein Gesamtgastspiel statt unter Mitwirkung folgender auswärtiger Künstler: Frau Wolter, Frau Straßmann, Frl. Wessely und den Herren Lewinsky, Robert, Kraftel, Sonnenthal (Wiener Burgtheater); Siegwart Friedmann (Wiener Stadttheater), Frau Frieb-Blumauer, den Herren Berndal, Krause, Oberländer (Berliner Hoftheater); Friedrich Haase, Dettmer, Fr. Ellmenreich, Frl. Ulrich (Dresdener Hoftheater); Ludwig Barnay (Hamburg), Dr. Förster (Leipzig), Hr. Lange (Karlsruhe), Wenzel (Stuttgart) und Holthaus (Hannover).

Sonnenthal spielte am 6. Juli den Hamlet, am 7. Clavigo und am 10. den Prinzen in „Emilia Galotti".

Aus Briefen Sonnenthals an seine Kinder.

München, 5. Juli 1880.

... Ich hoffe Euch an dem Orte Eurer Bestimmung glücklich angelangt und, den ersten freien Augenblick benützend, beeile ich mich, Euch meine glückliche Ankunft hier mitzuteilen...

Morgen trete ich zum erstenmal in „Hamlet“ auf — haltet Eure kleinen Daumen ein! —

München ist momentan von Fremden überfüllt und nichts weniger als gemüthlich. Ein einziger Trost, daß es fast alle Tage regnet, und sich die Hitze der ersten Tage ein wenig gelegt hat, denn diese war unerträglich. Im Theater wirds übrigens noch heiß genug werden...

8. Juli 1880.

... Deine Nachricht, lieber Felix, hat mich glücklich gemacht[1] — ich kam eben aus dem Theater, woselbst ich den Clavigo gespielt. Ich hatte den Abend einen sensationellen Erfolg, aber ich mußte drei Stunden sprechen und Du hast mit zwei Worten: „glänzend durchgekommen“ den ganzen Erfolg geschlagen...

Ich adressire dieses Schreiben schon nach Grundelsee,[2] denn ich vermute, daß Du gleich abgereist sein wirst. Ich selbst spiele Samstag zum letztenmal, gehe Sonntag den 11. nach Marienbad, wo mich Eure Briefe treffen werden, um dann so bald als möglich in Eure Arme zu eilen. Nochmals tausend Küsse für Dich und die Kinder! — — —

[1] Der älteste Sohn hatte eben die Matura glücklich bestanden. — [2] Sonnenthal hatte in diesem Jahre ein kleines Bauernhaus am Grundelsee gemietet, das er durch den Anbau einer Veranda verschönert und sonst auch sehr wohnlich eingerichtet hatte, und in dem er auch die nächsten Jahre mit seinen Kindern einen Teil seiner Ferien verbrachte.

Sonnenthal an Dr. August Förster.

Marienbad, 19. Juli 1880.

... Über Deinen großen Erfolg, bester Freund, war ich hocherfreut[1], wenngleich er mich nicht überraschte. Gehörst Du doch zu uns! —

Liebster, das Ganze hat mich doch mit Wehmuth erfüllt und ich gäbe was darum, mich mit Dir aussprechen zu können; in München fand ich keine Zeit dazu, auch war es nicht opportun. Nun, ich hoffe, wir finden noch einmal Gelegenheit. Den Zeitungstratsch habe ich gelesen und hielt ihn auch nur für einen solchen.

Nun wünsche ich Euch weiter besten Erfolg! Grüße mir alle die Unsrigen herzlichst und sei Du selbst mit den Deinen herzlichst gegrüßt von Deinem

treu ergebenen

Adolf Sonnenthal.

[1] Förster gab während des Gesamtgastspiels den Musikus Miller in „Kabale und Liebe".

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.

Wien, 26. Juli 1880.

Dank meinem getreuen Eckart für das Lebens- und Liebeszeichen vom 21., das mir über Karlsbad richtig zugekommen ist, nachdem ich diesen Vorhof der Hölle schon geraume Zeit glücklich hinter mir hatte. Ich sitze nämlich seit Mitte Juli's in tiefster Stille und strengstem Incognito hier und bereite mich vor auf den auswendigen Genuß heißen Wassers, welches, vom 1. k. M. an, zu Gastein vollenden soll, was das inwendige heiße Wasser von Karlsbad an mir noch zu verderben übrig gelassen. Das nennen die Ärzte „Kuren". Indes es geht mir, wenn auch nicht vollkommen gut, doch entschieden besser, und ich kann mit den Erfolgen der sehr strengen und angreifenden Kur in Karlsbad nur zufrieden sein. Gott helfe weiter —!

Daß Sie nun endlich, diesmal höher als je, auf Ihren Lorbeeren ausruhen, hoffe ich mit Zuversicht, nicht ohne die leise Besorgnis, Sie werden sich dennoch überreden lassen, auch das liebliche Marienbad mit einem kleinen Passionsspielchen zu beglücken. Wie stolz und froh mich die Bulletins über die Münchener Campagne meiner Elite-Truppe, insonderheit Ihre und Lottens Siege, gemacht haben, kann ich Ihnen nicht sagen.

Ich bin gespannt zu hören, welche Haare Sie aus den dortigen Resultaten zu spinnen gedenken. Mir gehen auch allerlei noch formlose Zukunftsbilder im Kopfe herum. Einstweilen beschränke ich mich darauf, unsere September-Anfänge an Eure Juli-Schlüsse harmonisch anzuknüpfen (leider ohne Ihren Clavigo geben zu können, den Sie schnöde weggeworfen!). Das bedingt denn freilich eine Änderung des aufgestellten Repertoires, welche ich morgen nach Möglichkeit zusammenstellen und Ihnen alsdann schriftlich mittheilen werde.

Wien ohne Theater, mit 35 Grad Réaumur im Schatten und einem Schützenfest, das weder an Tell noch an den Freischütz mahnte, ist ein liebes, trauliches Örtlein. Indes, ich habe fleißig gearbeitet in den Resten der ungeheuer aufgelaufenen Correspondenz und dem Augiasstall der Novitäten, und siehe da, die langen Tage sind mir schier zu kurz gewesen. Fortsetzung folgt, Gottlob: Hand in Hand mit Ihnen, im Herbste!

In Lieb' und Treue

Ihr

Dingelstedt.

Ludwig Speidel an Sonnenthal.

Grinzing, Ende Juli 1880.

Verehrtester Herr und Freund!

Wie ich höre, sind Sie nach München doch in Ammergau gewesen. Wie würde es mich interessiren, Ihre Eindrücke kennen zu lernen. Ich muß diese Woche über das Passionsspiel schreiben, und da muß ich Ihnen nun gestehen, daß ich nur geringe Eindrücke mitgenommen. Sehe ich die Sache genau an, so bleibt mir nichts, als ein paar gute Aufzüge, ein paar hübsche Bilder und das technische Meisterstück der Kreuzigung. Vielleicht haben Sie einige positive Eindrücke, nach denen ich schmachte. Wie wäre ich Ihnen verbunden, wenn Sie mir umgehend ein paar Zeilen schrieben!

Mit den besten Grüßen (auch von meiner Frau) Ihr

ergebenster

Ludwig Speidel.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Marienbad, Ende Juli 1880.[1]

Mein hochverehrter Freund!

Also meine Ammergauer Eindrücke wünschen Sie zu wissen? Nun, ich hatte deren, und zwar mächtige Eindrücke, die aber leider durch die oftmals in die Länge gezogene Handlung, durch das störende Spiel Einzelner, wie des Judas und der Magdalena, wieder paralysirt wurden; und dennoch brachte mich der Darsteller des Christus immer wieder in die richtige Stimmung, so daß ich in der Hauptaktion, in der Kreuzigung, aufs Tiefste ergriffen war und beim Verlassen des Spieles nur den einen Gedanken hatte: ob irgend ein Schauspieler die Rolle so perfekt darstellen könnte. Sprechen würde er sie unbedingt besser, aber agiren? Ich glaube nicht. Die Aktion des Abendmahles und der Tod könnten jedem großen Künstler von Beruf zur Ehre gereichen. Die Hoheit und Milde, und ich möchte sagen die Grazie, mit welcher dieser Mensch den Jüngern die Füße wusch, hat mich geradezu in Erstaunen versetzt. Die Incarnation des Leidens im Ausdrucke und dabei die übermenschliche Duldermiene am Kreuze, die letzten Momente, wenn ihm das Auge bricht und der Kopf schwer auf die Brust sinkt und noch mit gebrochenem Auge seine Mutter sucht — ich wüßte keinen Schauspieler, der es besser machen könnte, und daß dieser Mann eben kein Schauspieler, sondern ein einfacher Mensch und Holzschnitzer ist, das hat mir mehr als einen künstlerischen, das hat mir einen weihevollen Eindruck gemacht. Diesen Eindruck empfing ich auch bei dem Einzuge Christus' in Jerusalem, bei der Kreuztragung, und wenn nur die anderen Mitspielenden annähernd die natürliche Begabung Mayers hätten, dann wäre der Eindruck ein allgemeiner. Man sprach zu viel davon und Sie erwarteten ein künstlerisches Ensemble. Das ist es nicht und soll es meiner Ansicht nach auch nicht sein, wenn es wirklich eine religiöse Wirkung hervorbringen soll. Es darf nur nicht geradezu störend sein, wie Judas und Magdalena. Ich habe mir manches sogar noch naiver, noch natürlicher gewünscht. Die künstlerischen Eingriffe der Münchener Künstler in den

letzten Jahren haben dem Wesen der Sache offenbar geschadet; man wird dadurch hin und wieder doch an das Theater erinnert, und zwar an ein schlechtes Theater, und das ist von Nachtheil.

Ihr Eindruck ist übrigens nicht vereinzelt; ich habe Viele gesprochen, die Ihre Empfindung ganz und gar theilen. Vor einigen Tagen war ich in Königswart bei der Fürstin Metternich; während des Diners wird über Oberammergau gesprochen, und die Fürstin erwartete einen Brief ihrer Tochter, der Fürstin Öttingen, die auch dem Passionsspiele beigewohnt und die ihr versprach, darüber zu schreiben, denn sie selbst war nicht dort. Nach Tisch traf dieser Brief richtig ein, und die Fürstin las ihn uns vor. Im Allgemeinen sprach sie nun Ihre Ansicht aus; aber eine geistreiche Bemerkung machte sie über Christus, die sehr bezeichnend ist. Sie sagte: er spielte zu demüthig, comme s'il n'était pas digne d'être Jésus! Ich mußte ihr widersprechen, denn gerade die Auffassung, wenn hier von Auffassung die Rede sein kann, das rein Menschliche hat mich diesem Gott-Menschen näher gebracht und — lächeln Sie nicht — ich habe an ihn geglaubt, allerdings nur bis zu dem Moment, wo er aus dem Grabe auferstand. Hier wurde ich wieder zu sehr an die Comödie gemahnt.

Ich habe noch nichts über die Einrichtung des Theaters gesagt; diese fand ich geradezu sublim. Sie doch auch? Die Scene des Gerichts: Pontius auf dem Balkon, unter demselben der gefesselte Christus, zur Rechten das Volk, zur Linken die Priester — das war doch ein großer Eindruck. Was ließe sich auf solch' einem Theater mit großen klassischen Stücken machen — etwa mit den Königsdramen oder „Götz"! Diese beiden Seitenbühnen sind eine geniale Erfindung. Denken Sie sich die Volksscene in „Julius Cäsar", in der Mitte das Forum, das Volk zu beiden Seiten, die ganze Tiefe der Bühne — es müßte hinreißend wirken! Der Chor und die Musik, die mir anfangs gefielen, wirken auf die Länge durch ihre Monotonie etwas einschläfernd; doch hat mir wieder der Chorführer, wenn Sie ihn noch im Gedächtnisse haben (und zwar der vom Zuschauer rechts), außerordentlich gefallen. Wie edel sich

der Mensch bewegte, wie geschickt er immer auftrat und abging! Das ist nämlich sehr schwer, so eine breite Bühne entlang ruhig und schön zu gehen.

Wenn Sie nun alle diese Einzelheiten summiren, so werden Sie es begreiflich finden, daß das Schauspiel nicht ohne Eindruck an mir vorübergehen konnte, und ich bereue es nicht einen Augenblick, dort gewesen zu sein. . . .

[1] Dieser Brief ist abgedruckt in dem Feuilleton: „Das Ammergauer Krippenspiel" in dem Bande „Heilige Zeiten", dem III. Bande von Ludwig Speidels gesammelten Schriften.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Marienbad, 30. Juli 1880.

Lieber Paul!

Was soll ich Dir sagen, wie es anfangen, Dir meine Bestürzung zu schildern, als ich heute Früh Deinem Bruder begegnete und er mir in unzweideutigen Worten bestätigte, was mir allerdings von Berlin aus schon mitgetheilt wurde, was ich aber bisher nicht glauben wollte, nicht glauben konnte! Du bist also ernstlich böse auf mich! Böse? Das mag noch angehen, denn dazu hättest Du immerhin ein Recht. Du konntest schlechterdings von mir denken: Der Mensch ist formlos. Man beantwortet (wie Rudolf ganz richtig sagte) den Brief eines Schusters, um wie viel mehr den eines Freundes. Du konntest mir, dem Freunde, die heftigsten Vorwürfe darüber machen; ich hätte sie still hingenommen, ich hätte Dir nur darauf erwidern können: die Wahrheit durfte ich Dir nicht schreiben, und Dich, den Freund, mit Phrasen, mit Ausflüchten abspeisen, das wollte, das konnte ich nicht. Deshalb habe ich geschwiegen. Und Du magst nun von mir denken, was Du willst, ich gebe Dir mein Wort: dies war die einzige Ursache meines Schweigens. Und das hätte ich im umgekehrten Falle von Dir gedacht. Nie und nimmer hätte ich Dir eine Handlung imputirt, die ich an meinem ärgsten Feinde zu begehen unfähig wäre!

„Ich wäre eine Enttäuschung mehr in Deinem Leben?!" sagtest Du. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich das gepackt hat.

So weit ich mich kenne, bin ich nie und nimmer undankbar gewesen, ich vergesse die kleinste mir erwiesene Freundlichkeit im Leben nicht, und ich sollte an Dir, der mir sein Lebtag nur Freundlichkeit erwiesen, dem ich — abgesehen von allem Andern — die schönsten künstlerischen Erfolge verdanke, — ich sollte an Dir zum Verräther geworden sein? — Ich kann mich, ich will mich von dieser Anklage nicht reinigen. Wenn Du mich die lange Reihe von Jahren nicht besser kennen gelernt hast, so ist es nicht schade, daß wir auseinander gekommen sind — dann waren wir nie beisammen.

Ich wiederhole nur das Eine: ich habe gefehlt, daß ich Dir überhaupt nicht geantwortet habe, wie gesagt: vielleicht aus übertriebenem Pflichtgefühl. Verrathen habe ich Dich nicht. Dein Freund war ich und bin es zur Stunde noch, und das wirst Du mir noch einmal bestätigen müssen.[1]

Adolf Sonnenthal.

[1] Am 3. November 1879 hatte Förster an Sonnenthal geschrieben: „Neulich war ich in Berlin und besuchte auch Lindau, der mir viel über „Gräfin Lea“ und die Schicksale des Stückes bei Euch erzählte. Dabei äußerte er auch seine Verwunderung darüber, daß er von Dir — seit Deinen ersten begeisterten Kundgebungen — neuerdings nichts mehr gehört habe. Ich glaubte das damit motiviren zu können, daß Du vielleicht die Bedenklichkeiten Deines Chefs und der Collegen nicht ganz theiltest und bei Deiner verantwortlichen Stellung den Gegensatz Deiner Anschauung nicht manifestiren wolltest.“ — In der Tat war Sonnenthal, dem Lindaus Schauspiel „Gräfin Lea“ besonders zusagte und der sich auf die Rolle des Freiherrn von Deckers schon sehr gefreut hatte, durch Dingelstedts plötzliche Zurückhaltung in bezug auf die Aufführung des Stückes dem innig befreundeten Autor gegenüber in eine heikle Situation geraten. Er hatte das Stück vortrefflich gefunden, allein Dingelstedts ausgesprochene Bedenken — die nachdrücklich zu bekämpfen ihm aus guten Gründen schwerer fallen mußte, als jedem andern — hielten ihn davon ab, seinem Enthusiasmus dem Dichter gegenüber weiteren Ausdruck zu verleihen und ihn dadurch in einer Hoffnung zu bestärken, die sich nicht erfüllen sollte; andererseits war er, so lange Dingelstedt zu keinem definitiven Entschluß gelangt war, von diesem zu vorläufigem Stillschweigen verpflichtet, und in dieser Verlegenheit schwieg er nach beiden Seiten — sowohl gegen Dingelstedt, den er nicht mehr wegen des Stückes interpellieren mochte, als gegen Lindau, der aber freilich dieses plötzliche Verstummen des Freundes — trotz Försters Erklärung — nicht verstehen konnte. Als nun Sonnenthal auf einen dringlichen

Brief, in dem Lindau ihn nachdrücklich ersuchte, ihm endlich reinen Wein einzuschenken, ihm, den er nicht kränken wollte, aber auch nichts Gutes zu melden wußte, in diesem Dilemma abermals nicht antwortete, fühlte sich der mit Recht beleidigte Dichter auch in seinen freundschaftlichen Gefühlen sehr gekränkt und schrieb seinem Bruder Rudolf, der gleichzeitig mit Sonnenthal — im Juli 1880 — in Marienbad die Kur gebrauchte: „Wenn Du mit Adolf zusammentriffst, so brauchst Du ihn nicht von mir zu grüßen. Er hat sich anders benommen, als ich von ihm erwartet hatte. Eine Enttäuschung mehr in meinem Leben." Diese Episode soll in der Schilderung der Beziehungen zwischen den beiden Freunden nicht fehlen, und die Art und Weise, wie sie durch gegenseitiges Entgegenkommen abgetan wurde, spricht deutlich für die Festigkeit und Echtheit des Freundesbundes.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin, 1. August 1880.

Lieber Sonnenthal!

Zunächst danke ich Dir für Deinen Brief. Es wäre lächerlich und unwahr, wollte ich behaupten, daß er alle die bitteren Gefühle, die sich während Deines elfmonatlichen Schweigens in mir angesammelt, mit einem Schlage beseitigt habe. So elastisch bin ich nicht mehr. Aber ich will mir alle Mühe geben, um an unsere früheren freundschaftlichen Beziehungen anzuknüpfen.... Ich habe mich in tiefster Seele von Dir gekränkt gefühlt, weil ich für Dich eben andere, als durch Zweckmäßigkeitsgründe und das Bewußtsein der gegenseitigen Utilität veranlaßte Gesinnungen gehegt habe. Ich bin selbst ein fauler Briefschreiber und finde gar nichts dabei, wenn einmal ein Brief nicht beantwortet wird. Du hast aber auf drei Briefe von mir kein Wort gefunden — und der letzte, in dem ich Dir meine geheimsten Sorgen anvertraute, war so gehalten, daß er auf alle Fälle eine Erwiderung finden und daß die Unterlassung derselben mich in die peinlichste und schiefste Stellung bringen mußte. Vergegenwärtige Dir meine Situation! Dein letzter Brief vom 10. September ist der Ausdruck Deiner enthusiastischen Kritik über „Lea". Seitdem habe ich keine Silbe von Dir vernommen. Und was indessen geschehen ist — Du weißt es! Ich saß — siebzehn Eisenbahnstunden vom Orte

der geheimnisvollen Handlung entfernt — in voller Unkenntnis rathlos da, chicanirt durch boshafte Notizen, die — ich habe den urkundlichen Beweis in meinem Kasten — durch jene Stelle direct veranlaßt waren, welche mit mir scheinbar unterhandelte. Von keinem meiner Wiener Freunde hörte ich ein Wort! ...

Dingelstedt manövrierte mir gegenüber nicht, wie es klar und rechtschaffen ist. Er fand das Stück allmählich immer schlechter und schlechter, ließ leise Andeutungen fallen, daß „die endgültige Revision des Textes schon vom Burgtheater besorgt werden würde" und kündigte an, daß das Stück erst spät — so etwa im Mai — herauskommen würde. Nun wußte ich genug. Ich habe für diese Art und Weise, ein Stück anzunehmen, um es womöglich tot zu machen, nur einen Ausdruck, den ich nicht gerne gebrauche. Dingelstedt wußte ganz gut, daß ich an meinem Text nicht „endgültig revidiren" lasse. Hat er seinen Stolz als Leiter des Hoftheaters, so habe ich den meinigen als Autor. Und während alledem kein Wort von Dir!

Hättest Du mir geschrieben: Ich kann Dir nicht schreiben! — so wäre ich zufrieden gewesen. Ich bin ja nicht so dumm, daß ich nicht das Verständnis für eine schwierige Lage, die einem das Aussprechen unmöglich macht, besitzen sollte. Aber ich darf denn doch schließlich von Dir beanspruchen, daß man mir das notificirt. Weiter wollte ich ja nichts! Ich habe ja nie verlangt, daß Du Dich meinethalben in die Unkosten des Heroismus stürzen, daß Du Dich meinethalben compromittiren sollst. Ich habe nichts weiter verlangt, als diese Zeile: „Lieber Freund! Mit Deiner „Lea" steht's am Burgtheater schlecht. Zieh' das Stück zurück. Ich erzähle Dir später die Gründe, die ich in meiner verzwickten Lage zwischen Dir und dem Burgtheater, als erster Künstler des letzteren, als Freund von Dir, nicht schreiben kann." — Dann wußte ich, woran ich war! — Ich brauche Dir nicht zu sagen, was ich vom Burgtheater halte. Du weißt es. Aber demüthigen werde ich mich vor ihm nicht. Und es wäre feige und lumpig, wenn ich ihm jetzt entgegenkäme. Alles Unrecht ist auf Eurer, alles Recht ist auf meiner Seite.

Und das führt mich zur praktischen Frage, auf die ich ganz brutal losgehe: wie wird's mit meinem neuen Stücke werden? Ich bin thatsächlich nicht in der Lage, es dem Burgtheater einzureichen. Denn ich weiß nicht, wessen ich mich da zu versehen habe. Bukovics[2] hat es von mir erbeten und mir überaus günstige Bedingungen gestellt (eine starke Garantie, Neuengagements nach meiner Wahl für wesentliche Rollen, die am Stadttheater keinen geeigneten Vertreter hätten). Ich habe geantwortet: „Ich will mit dem Burgtheater nicht brechen, so lange es möglich ist. Ich will dem Burgtheater, wenn ich auch mit Fug und Recht über die Art und Weise, wie es mit mir umgesprungen, Klage erheben darf, die Möglichkeit bieten, die abgebrochene Brücke wieder zu schlagen. Ich kann Ihnen daher für den Augenblick nichts versprechen. Mein Stück wird in der ersten Hälfte des September in Weimar gegeben werden. Davon wird man in Wien Kenntnis erlangen. Ich werde bis dahin warten, ob mir von Seiten des Burgtheaters der Wunsch nach dem Stücke ausgesprochen wird. Hegt man dort für mich noch dieselbe Wohlgesinnung wie früher, so wird das geschehen. Regt man sich dort nicht, so werden wir anfangs Oktober, wo ich nach Wien zur „Lea" (im Stadttheater) komme, contrahiren; denn dann würde ich wissen, daß das Burgtheater auf meine Stücke keinen besonderen Wert legt, und in dem Falle will ich gar nicht dort aufgeführt sein. Auf alle Fälle würde ich — wie von allen anderen Hofbühnen, Berlin, München, Dresden ꝛc. — auch an der Burg zweierlei beanspruchen müssen: erstens, daß Veränderungen im Texte, wesentliche Striche ꝛc. nicht ohne meine Zustimmung vorgenommen werden dürfen; zweitens: daß mir für den Termin der Aufführung eine gewisse Garantie geboten wird. Auch hier würde ich dem Burgtheater den weitesten Spielraum geben — vier Monate nach Ablieferung des Manuskriptes. Also von Anfang Oktober bis Anfang Februar. Nur will ich nicht im Mai aufgeführt werden. Und daß mir das blühen könnte, hat die Fabel gelehrt. Ergreift das Burgtheater die Initiative, erhalte ich einen Brief von Sonnenthal oder Dingelstedt, der den Wunsch das Stück zu lesen, ausspricht; und wird mir — für den Fall der

Annahme — von Sonnenthal oder Dingelstedt zugesichert, daß das Stück so aufgeführt wird, wie ich es aufgeführt sehen möchte, — also in meiner endgültigen Redaction und in der Zeit vom Oktober bis Anfang Februar — dann bleibe ich beim Burgtheater. Will mich das Burgtheater nicht, so komme ich zu Ihnen."

Das ist, wenn nicht der Wortlaut, so doch der Sinn meiner Unterhaltung mit Bukovics.

So wehe es mir gethan hat, mich von Dir trennen zu müssen, so sehr würde mich unsere Wiedervereinigung freuen. An Dingelstedt kann ich nicht herantreten. Ich habe ihm einen Brief geschrieben, den er ebenfalls unbeantwortet gelassen hat (bezüglich „Maria und Magdalena"). Ich kann mich doch unmöglich in die Lage eines lästigen Querulanten bringen lassen.

Antworte mir — zunächst blos menschlich, nicht als Oberregisseur — was Du von meiner Haltung denkst, und ob Du es für möglich hältst, daß ich eine andere mit meiner Stellung als Schriftsteller und Mensch vereinbaren kann.

Dein

Paul Lindau.

[1] „Verschämte Arbeit." — [2] Karl von Bukovics, geb. 6. September 1835 in Wien, trefflicher Charakterkomiker, seit 1880, dem letzten Rücktritt Laubes, Direktor des Wiener Stadttheaters. Nach dem Brande dieses Theaters — 1884 — Mitglied des Hofburgtheaters, dem er auch bis zu seinem Tode — 3. April 1888 — angehörte.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Grundelsee, 5. August 1880.

Lieber Paul!

Ich erhielt Deinen Brief kurz vor meiner Abreise von Marienbad, von wo aus ich ihn nicht mehr beantworten konnte. Gestern Abend hier angekommen, ist heute Früh mein Erstes, Dir zu schreiben. —

Deine projektirte Haltung gegen das Burgtheater ist zu schroff. Ich glaube nicht, daß Dingelstedt die Initiative ergreifen wird — es ist möglich, zumal wenn ich ihn dazu veranlassen werde — aber schwer wird's gehen. Ich verspreche

Dir das Meinige zu thun, daß **er** die Initiative ergreift; finde ich ihn unbeweglich oder unnachgiebig, nun, dann reichst Du eben Dein Stück einfach und formell bei der Direction des Burgtheaters ein, machst Deine Bedingungen ꝛc. — Du kannst auf die Länge nicht trotzen. — Das Burgtheater **soll** Paul Lindau spielen, Paul Lindau **muß** es daran liegen, am Burgtheater gespielt zu werden. Wenn Du auch so denkst, dann wirst Du's wohl nicht zum Äußersten treiben. Ich beuge, wie gesagt, nur vor, falls Dingelstedt nicht nachgeben sollte.

Was Deine Bedingungen betrifft, so hast Du Recht, einen Termin zu fixiren und auf demselben zu bestehen. Ebenso Recht hast Du in Rücksicht auf Änderungen und Striche ohne Deine Genehmigung. Aber wenn Du diese in letzter Instanz verweigerst, so mußt Du Dir's eben gefallen lassen, gar nicht aufgeführt zu werden. — Ja, Bester, Du wirst und kannst es nicht ändern, und wenn heute ein zweiter Shakespeare käme, er müßte Concessionen machen. Gerade Dich habe ich übrigens jederzeit vernünftigen Vorschlägen zugänglich gefunden.

Also resümiren wir: Mitte September wird Dein Stück in Weimar gegeben. Ich will, so wie ich mit Dingelstedt zusammenkomme, ihn noch vor der dortigen Aufführung aufmerksam machen, will hören, wozu er gesonnen ist und Dir dann unverzüglich meinen wohlmeinenden freundschaftlichen Rath geben.

Dein

A. **Sonnenthal.**

Paul Lindau an Sonnenthal.

Marienbad, 9. August 1880.

Lieber Sonnenthal!

Herzlichen Dank für Deinen Brief. Du hast mich mißverstanden: ich verlange nicht, daß das Burgtheater mir gegenüber pater peccavi sage und in Sack und Asche Buße thue. Ich verlange keinen Brief von Dingelstedt — ich habe Dir geschrieben: daß ich in meiner eigentümlichen Lage dem Burg-



Sonnenthal als Clavigo.



theater gegenüber den ersten Schritt nicht thun könne. Wenn Du den Wunsch äußerst, das Stück kennen zu lernen, so genügt mir die Aufforderung von Deiner Seite vollkommen, um mich zur Einsendung an Dich zu veranlassen. Räthst Du mir dann mit gutem Gewissen zur Einreichung — so wird's geschehen. Und ich werde dann nur, gerade wie früher und gerade wie allen anderen ersten Bühnen gegenüber, für den Fall der Annahme meine Wünsche bezüglich des Aufführungstermins und der Behandlung des Textes aussprechen und mir die Gewährung meiner Bitten zusagen lassen. Du siehst, ich lasse mich nicht mehr bitten, als es geradezu nötig ist. Du hast also in der Beziehung das leichteste Spiel und brauchst Dingelstedt keinen diplomatischen Vortrag darüber zu halten. Ich habe das Bestreben, jede Friction mit Dingelstedt, zu dessen aufrichtiger Sympathie mir das volle Vertrauen genommen ist, zu vermeiden. Ich will ihn nicht durch vorherige Scherereien verstimmen und reizen. Ich will mit ihm so gut es mir möglich ist auskommen; und geschieht das nicht, so wird es nicht an mir liegen. Ich hoffe das Beste. Denn Du kennst mich als einen sehr vernünftigen und jedem verständigem Rathe zugänglichen Menschen, der keineswegs von der Unabänderlichkeit seiner Leistungen durchdrungen ist.

Wenn Dir meine Briefe jetzt zu kühl vorkommen, so vergiß nicht, daß ich mich ein Jahr lang über Euch geärgert und gegrämt habe, und das spült sich doch nicht von einem Tage zum andern weg. Niemand wäre erfreuter, wenn Alles beim Alten bliebe, als

Dein

Paul Lindau.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Hallein bei Salzburg, 12. August 1880.

Lieber Adolf!

Ich hoffe, beiliegendes Schauspiel[1] findet Dich schon am Grundelsee; und findet Dich in guter Muße und Laune, es zu lesen. Ich möchte nämlich, daß Du es läsest, mein Theurer, ehe ich komme, mit Dir darüber zu sprechen; — und wenn etwa

auch Hartmann (und Gabillon, der aber keine Rolle darin hätte) es gleichfalls läsen, wäre es doppelt gut. Ich hoffe, Du findest darin eine Rolle, die Dir zu Herzen geht ...

Doch ich sage nichts; das ist Sache des Stücks!

Wie es Dir (und Euch) dann auch gefalle; — schreib mir nur, bitte, eine einzige Zeile, wann ich Dich sicher am Grundelsee finde; alsdann komme ich!

Und nun noch herzlichsten Glückwunsch zu den neuen Ehren, die Dir München gebracht hat! Ich habs bei Gott nicht anders erwartet; denn Du bist der Erste; — aber von Herzen hat michs doch gefreut, daß „die Wahrheit siegte“.

Mit den allerschönsten Grüßen Euch Grundelseeern allen,
Dein, Euer alter

Adolf Wilbrandt.

[1] „Johannes Erdmann“, Schauspiel in fünf Akten.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Grundelsee, 27. August 1880.

Lieber Freund!

Wie ich höre und lese, soll Dein neues Stück zunächst in Weimar gespielt werden. Darf ich hoffen, daß Du zunächst dem Freunde die Lectüre nicht vorenthalten und diesem gestatten wirst, falls er es nach seiner unmaßgeblichen Ansicht für unsere Bühne passend fände, es der Direction vorzulegen? Ich weiß, daß zwischen Dir und Baron Dingelstedt eine momentane Verstimmung eingetreten, doch halte ich Euch Beide für objektiv genug, die Sache selbst darunter nicht leiden zu lassen, und bitte Dich daher, mir, dem Freunde, sowie dem Regisseur, Dein Stück zu schicken.[1]

Mit herzlichsten Grüßen

Dein treu ergebener

A. Sonnenthal.

Ich fahre übermorgen nach Wien und bitte Dich, an die alte Adresse zu senden.

[1] „Verschämte Arbeit“, Schauspiel in drei Akten von Paul Lindau, kam am 1. Februar 1881 am Burgtheater zur ersten Aufführung.

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Hamburg, den 26. September 1880.

Lieber Freund!

Ich halte es für korrekt, Dir die Mittheilung zu machen, daß ich — gleichzeitig mit diesem Briefe — an Se. Excellenz den Baron Hofmann ein Schreiben gerichtet habe, in welchem ich meine Dienste für das Burgtheater zur Disposition stelle.

Des Wunsches, an meine langjährige Heimstätte zurückzukehren, darf ich mich nicht schämen, und ebensowenig des Bekenntnisses dieses Wunsches.

Warum ich Dir, lieber Freund, diese Mittheilung mache? — Einfach, weil ich die Bedeutung Deiner künstlerischen Stellung würdige und weil ich zu Deiner Freundschaft und der Loyalität Deiner Gesinnung das vollkommenste Zutrauen habe. Ich denke, daß die Thatsache dieser offenen Mittheilung Dich ehrt und für mich nicht unehrenhaft ist.

Ich bitte Dich nicht um Dein Fürwort, lieber Freund. Die sachliche Erwägung allein muß die Entscheidung des Chefs der Hoftheater bestimmen. Aber Du wirst jedenfalls in der Frage gehört und da will ich nicht, daß die Mittheilung Dich überrasche. Du sollst von mir zuerst Kenntnis erhalten von dem Schritt, den ich gethan habe.

Was ich zu leisten vermag, wißt Ihr ja. Die Erfahrungen meiner letzten Jahre haben mir nicht geschadet. Ob eine Wirkungssphäre für mich offen wäre, in welchen Grenzen sie beschrieben sein könnte, das muß dort beurtheilt und erwogen werden. Ich stelle mich einfach zur Disposition.

Die Zeit meiner Direction ist bald um. Es ist eine Pflicht für mich, nach einem Platz umzuschauen, den ich nach Beendigung meines Contracts in Leipzig einnehmen und ausfüllen könne. Eben jetzt bin ich nach zwei Seiten hin veranlaßt, dahinzielende — vielleicht entscheidende — Schritte zu thun. Ehe ich sie thue, frage ich in Wien an, ob dort eine Hoffnung für mich ist. Ein Wirkungskreis, der mehr den Künstler, als den Geschäftsmann und Spekulanten beansprucht, ist meinem Sinn sympathischer . . .

Und nun, lieber Freund, grüße ich Dich herzlich. Ob Du mir eine Zeile Antwort gönnen magst, überlasse ich Dir. Um Discretion brauche ich Dich — allen Übrigen gegenüber — nicht zu bitten. Ich bin Dein aufrichtig ergebener

Förster.

Dingelstedt habe ich von meinem Briefe an Baron Hofmann Mittheilung gemacht.[1]

[1] Förster verblieb noch bis zum Jahre 1882 auf seinem Posten in Leipzig. In dieses Jahr fiel die Gründung des Deutschen Theaters in Berlin, zu dessen Sozietären und Gründern er gehörte.

Ludwig Barnay an Sonnenthal.

Berlin, den 9. Oktober 1880.

Mein theurer Meister und lieber Freund!

Zu meiner Freude höre ich, daß das Projekt, an dem ich, wie Sie wissen, jahrelang gearbeitet habe, endlich zur Ausführung kommt und Sie nun doch nach Hamburg zum Gastspiel gehen. — Wo und wie ich Ihnen dort durch Briefe ꝛc. nützen könnte — obzwar Sie das ja nicht nöthig haben — stehe ich mit tausend Freuden zu Diensten. Dagegen erbitte ich mir von Ihnen die bestimmte Zusage, daß Sie bei mir wohnen. Ich bin die ganze Zeit vom 17. März bis 17. April in Breslau und meine bescheidene Wohnung (Salon, Studierzimmer und Schlafzimmer) vis-à-vis vom Stadttheater steht leer. Sie belästigen mich also nicht, sondern machen mir eine große, große Freude durch die Annahme meiner Einladung. Bitte, schlagen Sie mirs nicht ab.

Daß es mir hier (trotz Speidel) glänzend geht, werden Sie wohl aus den Zeitungen erfahren haben.

In aufrichtiger Ergebenheit und Dankbarkeit Ihr

alter Schüler

Ludwig Barnay.

Sonnenthal an Ludwig Barnay.

Wien, den 13. Oktober 1880.

Empfangen Sie, bester Ludwig, meinen herzlichsten Dank für Ihre mehr als liebenswürdige Einladung. Ihre freundlichen Zeilen haben mir eine unendliche Freude gemacht, sie sind mir ein Beweis Ihrer chevaleresken, echt collegialen Gesinnungen für mich, dessen es übrigens nicht erst bedurfte, von denen ich schon längst durchdrungen bin. Nun setzt mich aber Ihre liebenswürdige Aufforderung, bei Ihnen zu wohnen, in einige Verlegenheit, da mir Director Pollini[1] dieselbe freundliche Einladung machte und ich ihm bereits zugesagt. Que faire? sprach Zeus. Zuletzt werde ich zwischen zwei schwellenden Ottomanen auf der Erde liegen. Damenbesuche empfange ich jedenfalls bei Ihnen — es ist wegen der leichteren Orientierung. Fürchten Sie nichts — ich bin discret und „werde sie nicht verachten, weil sie Dein war"! — —

Nun aber eine Bitte meinerseits, bei deren Erfüllung ich wieder auf Ihre Collegialität rechne. — Bei Abfassung des Repertoires stieß ich bei Pollini auf Hindernisse, die Sie allein zu beseitigen vermögen. Er strich mir nämlich den „Uriel" und den „Waldemar" mit dem Bemerken, daß Sie sich diese beiden Rollen contractlich für Ihr Gastspiel bedungen.[2] Nun aber ist mein Repertoire gerade für das Stadttheater ein so beschränktes, daß der Ausfall dieser beiden Stücke mich sehr schmerzen würde. — Meine Bitte an Sie geht nun dahin, daß Sie die Blockade freundlichst aufheben und mir die beiden Stücke freigeben mögen. Ihnen, der persona gratissima in Hamburg, kann es ja wirklich nicht darauf ankommen, was Sie dort spielen — ich glaube, wenn Sie nur im Zwischenakt erscheinen, genügt es vollkommen, um das Orchester zu räumen, während ich mich ja erst einführen muß. — Den „Waldemar" könnte ich noch aufgeben, wenn Pollini, wie er versprach, den „Marquis von Villemer" oder den „Attaché" herausbringt. Aber den „Uriel" überlassen Sie mir — ja? — Ich habe factisch außer „Hamlet" keine tragische Rolle für dort. Also sind Sie so liebenswürdig? —

Ihre Berliner Erfolge habe ich mit Freuden verfolgt, obwohl sie mich nicht im Geringsten überraschten. Über München behalte ich mir vor, einmal bei Gelegenheit ausführlich mit Ihnen zu sprechen. Ich habe darüber so meine eigenen Ideen und ich glaube, Sie werden denselben zustimmen. Eins steht fest: wir können Alle mehr, als wir dort gezeigt haben, viel mehr. — Für heute, liebster Freund, nochmals tausend Dank und herzliche Grüße von Ihrem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Ihre freundliche Erfüllung meiner Bitte erwarte ich mit Ungeduld.

[1] Bernhard Pollini, geb. 16. Dezember 1838 zu Köln am Rhein, bedeutender und verdienstvoller Bühnenleiter. Von 1874 bis zu seinem Tode — 26. November 1897 — Direktor des Hamburger Stadttheaters, welchem im Jahre 1876 auch noch die Direktion des neuen Altonaer Stadttheaters hinzugefügt wurde. — [2] Barnay war am 29. April 1880 aus dem Verbande des Stadttheaters zu Hamburg geschieden, kehrte aber wiederholt zu Gastspielen dahin zurück. Das erste dieser Gastspiele war für Mai 1881 projektiert.

Ludwig Barnay an Sonnenthal.

Berlin, 20. Oktober 1880.

Das thut mir leid — aufrichtig leid, liebster College! daß Sie meine Einladung ablehnen und leid für Sie, daß Sie diejenige des Herrn Directors Pollini festhalten; es kann ja letzteres sehr angenehm für Sie werden, vorausgesetzt, daß Sie immer volle und ausverkaufte Häuser erzielen; so lange das der Fall ist, werden Sie bei Pollini brillant aufgehoben sein — sollte aber das Geschäft aus irgend welchen Gründen nachlassen, so dürften Sie sich vielleicht nach den Fleischtöpfen des Waterloo-Hotels zurücksehnen. Possart, der gleichfalls von Pollini (wie Jeder!) eingeladen war, bei ihm zu wohnen, hat es doch vorgezogen, meine Wohnung zu beziehen und sich da recht wohl gefühlt — besonders trat auch bei ihm eine Zeit kleiner Rechnungsdifferenzen ein, in welcher er geradezu unglücklich gewesen wäre, wenn er nicht eine Wohnung gehabt

hätte, die nicht in unmittelbarer Nähe des Herrn Directors lag — Fragen Sie ihn mit zwei Zeilen! — und er wird Ihnen schon sagen, wo Sie wohnen sollen. (Daß ich hiebei in Ihrem Interesse rathe, brauche ich wohl nicht zu betonen.) Ich würde Ihnen empfehlen: „Wohnen Sie bei Barnay und essen Sie bei Pollini.“ — Von einem Mittagessen kann man wegen angeblichen Nasenblutens jeden Tag wegbleiben; während es mit dem plötzlichen Ausziehen aus einer Wohnung schon seine Schwierigkeit hätte. — Im Übrigen sprechen Sie mit unserer gemeinschaftlichen Freundin Wolter, die Ihnen recht sprechende Auskünfte über die Angelegenheit geben kann. — Dies war ich schuldig, Ihnen zu sagen. Nun handeln Sie ganz nach Ihrer Einsicht — beleidigt werde ich in dem einen Falle nicht sein, aber sehr herzlich erfreut in dem anderen Falle.[1]

Was nun Ihr Ersuchen wegen des Repertoires betrifft, so lassen Sie mich etwas ausführlicher sprechen, aber von vorneherein bemerken, daß es leider ganz unmöglich ist, daß ich darauf eingehe. Wären Sie der Herr X. X. aus Y. so würde wahrscheinlich kein Wort darüber zu verlieren sein, aber Sie sind der erste und sind der beste Schauspieler Deutschlands (also nicht der erste Beste) und ich habe die Verpflichtung gegen mich, gegen meinen Namen, gegen meine Kinder und gegen den väterlichen Freund der über meinen Erwerb wacht, streng auf meiner Hut zu sein.

Fünf volle Jahre war ich in Hamburg. Fünf volle Jahre lang habe ich in meiner Eigenschaft als dirigirender Director des Schauspiels Ihr Gastspiel bei Pollini in Vorschlag gebracht: ich habe sogar stets abgelehnt, den Risler zu spielen und Pollini immer wieder vorgeschlagen, Sie zu rufen: es wurde nichts daraus! In jenen fünf Jahren gastirte ich alljährlich zwei Wintermonate auswärts und es wäre so schön zu arrangiren gewesen, umsomehr als ich Pollini erklärte, daß wenn Sie kommen wollten, ich meine Gastspiele nach Ihrer freien Zeit einrichten wolle — vergebens! Nun maltraitirte mich Pollini schon zwei Monate vor meinem Abgange von Hamburg wegen eines Gastspielvertrages: ich wollte nicht und beabsichtigte, ein Jahr von Hamburg wegzubleiben, aber er ließ

mir keine Ruhe und so schlossen wir einen Gastspielvertrag vom 25. April bis 1. Juni 1881, 24 Rollen, mit dem Bemerken, daß die Stücke: Coriolan, Waldemar, Lear, Narciß, Hamlet, Othello, Wallenstein, Richard III., Uriel und Tell zwei Monate vor meinem Gastspiele nicht gegeben werden dürften. Conventionalstrafe 10 000 Mark!

Wenn ich nun mit Pollini nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße stünde, wenn er mich nicht stets als seinen intimen Freund behandelte, wenn er mir in seinen Briefen nicht die Versicherung gäbe, daß ich keinen treueren Freund auf Erden hätte, als ihn, so wüßte ich keinen perfideren und boshafteren Streich, den mir ein Todfeind spielen könnte, als daß mir ein Director direct vor mein erstes Gastspiel in Hamburg Sonnenthal als Gast für vier Wochen brächte! Seien Sie ehrlich und denken Sie sich in die Situation! Was würden Sie dazu sagen, wenn Sie nun die Nachricht bekämen, Pollini hätte mit Salvini einen Contract geschlossen, wonach er mit der Sarah Bernard vom 15. Februar bis 15. März in Hamburg gastiren solle, während Sie am 17. März anfangen sollten! Ich glaube, Sie würde ein gelinder Zorn ergreifen — nicht wahr? — Nun haben Sie obendrein die beste Zeit — ich die schlechteste (denn der Mai ist der gefährlichste Monat in Hamburg, schlechter als Weihnachten), Sie sind, ganz abgesehen von Ihrer künstlerischen Potenz, an die ich nicht wagen darf, heranreichen zu wollen, neu, ich bin abgespielt für Hamburg. Sie sind der intangente erste Künstler, an mir hat man stets zu mäkeln. Sie kommen mit den frischgrünen Lorbeeren von München, ich mit den Pamphleten der Wiener Presse — ich frage Sie, ist es billig, daß Sie bei diesen Reichthümern von mir, dem Ärmeren, was verlangen? Ich glaube nein!

Ich habe den Uriel und den Hamlet in den Jahren meines dortigen Engagements wenigstens jede Rolle dreißigmal bei vollen Häusern gespielt: mich kennen die Leute! Sie sind ihnen neu: — der Effect wäre also, daß Sie bei vollen und ich bei leeren Häusern die Rollen spielten. (Ich spiele heute hier zum siebenten Male in einem Monate den „Uriel“ und soeben bekomme ich die Nachricht, es sei wieder das Riesentheater aus-

verkauft!) Über alles das habe ich dem väterlichen Freunde und gütigen Verwalter meiner bescheidenen Erwerbnisse das Ehrenwort geben müssen, von keinerlei contractlichem Rechte im nächsten Winter aus Gutmüthigkeit abzustehen und könnte mein Ehrenwort nicht brechen.

Glauben Sie mir, hochverehrter Meister, ich bin weder reich noch wohlhabend. Sie kennen ja die Verhältnisse meiner Familie; ich arbeite sehr schwer für die Erhaltung und für die Erziehung meiner Kinder und darf deshalb meine Einkünfte nicht selbst schmälern, noch den Namen, den ich mir errungen, verkleinern. Sie haben zwei Novitäten in Hamburg: „Fabricius" und „Risler" — Sie werden jede Rolle wenigstens sechsmal spielen, dann noch die Masse Rollen Ihres großen Repertoires in einem Theater, an welchem Sie sogar mit „Journalisten" und „Clavigo" ausverkaufte Häuser machen können: — über alles das ist Ihnen ja jeder Abend garantirt und Sie können also keine Einbuße haben ... ich hoffe, Sie glauben an meine innige herzliche Verehrung und an meine treue Freundschaft und Zuneigung für Sie, trotzdem ich Ihnen, leider! in diesem einen Falle „Nein" sagen muß.

Es würde mich sehr beruhigen und sehr erfreuen, wenn Sie mir zwei Zeilen senden wollten, daß Sie mir deshalb nicht zürnen und mir auch ferner gut bleiben.[2]

Mit herzlichem Gruße Ihr

Lajos.

[1] Sonnenthal wohnte anläßlich seines Hamburger Gastspiels weder bei Barnay noch bei Pollini, sondern in Streits Hotel. — [2] Diese Angelegenheit wurde in der befriedigendsten Weise zum Abschlusse gebracht, indem Direktor Pollini das Gastspiel Sonnenthals um einen ganzen Monat früher, und zwar vom 16. Februar bis 16. März 1881 ansetzte. Barnay gab überdies — „aus Verehrung für Sonnenthal", wie er selbst sagte — drei der kontraktlich für sein Gastspiel vorbehaltenen Rollen frei, Sonnenthal dagegen hielt sich hinwiederum gewissenhaft an Barnays Bedingungen, indem er diese drei Rollen — Hamlet, Uriel Acosta und Graf Waldemar — nur in den ersten acht Tagen seines Hamburger Aufenthaltes, je einmal in Hamburg und Altona, spielte — den Uriel zuletzt am 24. Februar — so daß die kontraktlich bedungenen zwei Monate strikte eingehalten wurden. Aber auch ohne das hätte Sonnenthals Gastspiel selbstverständlich dem Erfolge des so überaus beliebten Künstlers keinen Eintrag getan.

Viktor Tilgner[1] an Sonnenthal

Dezember 1880.

Hochgeehrter Herr von Sonnenthal!

Jetzt wäre bald die ganze Büste[2] caput gewesen! Gott sei Dank hat es blos die Nase gekostet, aber diese ist total hin. Meine Leute folgten mir nicht und trugen die Büste von oben herab, sie bekam das Übergewicht und fiel mit dem Gesichte nach vorne, dem Schörk auf die Schulter, aber so glücklich, daß blos die Nase zerbrochen wurde. Die muß ich aber morgen nochmals nach der Natur fertig machen, es wäre doch schade, wenn ich sie auswendig fertig machen müßte. Also bitte ich, im Interesse der guten Sache, morgen nach der Probe auf eine halbe Stunde zu mir zu kommen, damit ich den Schaden gutmache. Ich war recht erschrocken, als ich den Fall sah, aber mehr noch meine Leute, die sich bis jetzt noch nicht fassen konnten. Es ist noch nie etwas Derartiges vorgekommen, daher ich auch mit ihnen Mitleiden haben muß — es war eben ein großes Gewicht. Ich bin glücklich, daß nicht mehr geschehen, es hätte das ganze Gesicht ruinirt sein können. Nun hat die Büste wohl „einen Mund doch keine Nase“.

Mit ergebenstem Gruße

Tilgner.

[1] Viktor Oskar Tilgner, Bildhauer, geb. 25. Oktober 1844 zu Preßburg, gest. 16. April 1896 zu Wien. — [2] Es ist dies die erste Büste, welche Tilgner von Sonnenthal modellierte. Sie existierte bisher nur in Gipsabgüssen; erst kürzlich wurde auf Anregung der Fürstin Pauline Metternich von Verehrern Sonnenthals ein Exemplar aus Bronze gestiftet und im Vestibül des Hofburgtheaters aufgestellt.

Viktor Tilgner an Sonnenthal.

Wien, 26. Dezember 1880.

Geehrter Herr Sonnenthal!

Herzlichsten innigsten Dank für das reizende Geschenk und den Inhalt. Sie haben mir eine unendliche Freude damit gemacht. Es war nicht in meiner Absicht, ein Geschäft zu

machen, und hätte mir unter allen Umständen ein Vergnügen daraus gemacht, Ihre Büste modelliren zu können. Sie werden über die Büste verschiedene Urtheile hören. Wenn zu arg geschimpft werden sollte, nehmen Sie sich meiner an; ich kann zu meiner Vertheidigung nichts sagen, als daß ich gegeben, was ich habe. Meine Bewunderung, welche ich dem Künstler Sonnenthal entgegenbrachte, hat sich, seit ich den Menschen ebenso schätzen lernte, womöglich noch gesteigert und ich habe nur die eine Bitte, daß Sie mir die mühseligen Stunden der Sitzungen verzeihen und mir Ihr Wohlwollen, das Sie mir bezeigen, erhalten. Sie haben in mir den begeistertsten Verehrer und den treuesten Anhänger. Nochmals herzlichsten Dank und die Versicherung unwandelbarer Treue.

Tilgner.

Freiherr von Dingelstedt an Sonnenthal.[1]

Freitag, 24. Dezember 1880.

Wie haben Sie mich überrascht, erfreut, erhoben, mein Freund! Das war kein Sonnenthal, sondern ein Sonnenstrahl, der mit Ihrer herrlich gelungenen Büste in meine dunkle Krankenstube fiel. Dank dafür, tausend Dank, mit einem Blick in Ihre treuen Augen und das gottbegnadete Künstlerantlitz, das ich nun immer vor mir habe!

In Liebe Ihr

Franz Dingelstedt.

[1] Vorliegender Brief ist der letzte von der Hand Dingelstedts, den Sonnenthal erhalten hat.

Julius Stettenheim[1] an Sonnenthal.

Berlin, den 14. Februar 1881.

Mein liebster Sonnenthal!

Nun bin ich eben, im Dezember 1867, meiner geliebten Vaterstadt entronnen, wo ich so schön zu nichts kommen konnte, und da triffst Du ein, um sie in einen Kunsttaumel zu versetzen.[2] Was ich thun kann, Dir persönlich eine nette Aufnahme zu bereiten, geschieht durch einliegende Briefe. Deine

Rollen mußt Du ohne mein Zuthun spielen. Darauf warst Du wohl auch vorbereitet. ...

Lieber Sonnenthal, thu Geld und Lorbeeren in Deinen Beutel und bleibe gut

Deinem treuen

Julius Stettenheim.

[1] Julius Stettenheim, Schriftsteller und Humorist, geb. 2. November 1831 zu Hamburg, Gründer des humoristisch-satirischen Zeitblattes „Die Wespen", in welchem er die seither berühmt gewordene Figur des „Wippchen" kreierte. — [2] Am 16. Februar 1881 eröffnete Sonnenthal sein Gastspiel am Stadttheater zu Hamburg (Direktion Pollini), das volle vier Wochen — bis 16. März 1881 — währte.

Aus Briefen Sonnenthals an seine Kinder.

Hamburg, 16. Februar 1881.

... Nach einer sehr angenehmen unterhaltenden Reise — ich war 25 Stunden mit mir allein — bin ich Montag Abend um 6 Uhr glücklich und wohlbehalten mit Freund Rickl[1] hier angekommen. Dienstag Früh hatte ich bereits eine sehr anstrengende Probe von Hamlet und heute Abends erste Vorstellung, über die ich Euch morgen berichten werde. — Für heute kann ich Euch nur sagen, daß ich sehr aufgeregt, aber, Gott sei Dank und unberufen, sehr wohl bin — also es wird schon gehen. ...

Soeben erhalte ich Eure lieben, lieben Zeilen, die ich für ein günstiges Omen nehme — es ist die erste Freude, die mir hier widerfuhr. Nochmals tausend Küsse — ich bin heute schrecklich aufgeregt ...

[1] Sonnenthals Garderobier, der ihn auf Gastspielen begleitete.

Fritz Krastel[1] an Sonnenthal.

Wien, 24. Februar 1881.

Lieber Freund!

Ob Du unter der Fluth von Glückwünschen für meine armen Zeilen ein Auge hast? Ich will Dir auch keinen mächtigen Gratulationsbrief schreiben; wie es kommen mußte, sah

ich voraus. Aber es drängt mich doch, Dir zu sagen, daß ich mich in der innersten Seele über Deine Triumphe freue! Du trägst den Freibrief des Künstlers, in des Wortes vollstem Sinne, längst in Deiner Tasche und, wie ein stolzer Sieger, hast Du Hamburg gezwungen, auch seinen alten Hansasiegel ihm aufzudrücken! — Und das freut so recht durch und durch

Deinen

Fritz Krastel.

[1] Fritz Krastel, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. 6. April 1839 zu Mannheim, 1865 durch Laube ans Burgtheater engagiert, glänzte besonders in der Darstellung jugendlicher Helden. Gest. 12. Februar 1908 zu Wien.

Carl Meixner[1] an Sonnenthal.

Wien, 26. Februar 1881.

Lieber Sonnenthal!

So gewiß wir Alle Ihre riesigen Erfolge in Hamburg vorhergesehen haben, so aufrichtig und herzlich erfreuen mich dieselben.

Sie kennen mich — ich bin kein Mensch vielen Entgegenkommens, aber tief empfänglich für wirklich Gutes. — Sie, lieber Sonnenthal, sind heute der Träger der deutschen Schauspielkunst, Sie sind rein, sind *wahr*, sind auf der Bühne, was Sie im Leben sind, *Mensch* — kein Comödiant! Wozu noch Weiteres sagen — Sie sind der Stolz der deutschen Bühne!! — Deswegen hätten die Austern aber doch bereits angekommen sein können.

Bleiben Sie frisch und gesund — dann werden Sie gewiß über fünfhundert Gulden mitbringen. Mit herzlichsten Grüßen

Ihr freundschaftlich ergebener

Carl Meixner.

[1] Carl Meixner, hervorragender Charakterkomiker, geb. 16. November 1818 zu Königsberg, debütierte am 9. März 1850 — als einer der ersten unter Laubes Direktion — als „Verwunschener Prinz“ am Hofburgtheater und erhielt schon am 15. September 1851 das Dekret als wirklicher Hofschauspieler. Er starb am 5. September 1888 zu Wien.

Susanne Baronin Dingelstedt an Sonnenthal.

Wien, 26. Februar 1881.

Hochgeehrter Herr!

Da mein armer Papa seit Ihrer Abreise von hier (als wäre sein guter Genius von seiner Seite mit Ihnen gewichen) abermals einen bösen Rückfall in sein früheres Leiden erdulden mußte, so hat er mir den willkommenen Auftrag ertheilt, Ihnen für Ihr liebes Schreiben zu danken. Daß ihn, sowie uns Alle, Ihre neuesten Triumphe überrascht hätten, wäre gewiß eine Unwahrheit zu sagen, aber von Herzen gefreut haben wir uns im Verein mit all' Ihren Verehrern. Papa frug in den ersten Tagen seines Anfalles trotz aller Schwäche mit größtem Interesse nach Nachrichten über Sie, hochgeehrter Herr, und ich war nicht minder erfreut, als er, als ich ihm das erste Siegeszeichen seines Freundes, schwarz auf weiß, zeigen konnte.

Papa geht es, Gottlob, bedeutend besser und er erholt sich sichtlich von Tag zu Tag, hütet aber, der Vorsicht halber, noch heute das Bett. Er bittet Sie, hochgeehrter Herr, gütigst nach dem besprochenen jugendlichen Liebhaber in Hamburg zu fahnden, ebenso nach einer jungen Naiven, deren das Burgtheater bedürfe.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie trotz aller so wohlverdienten Anerkennung doch ungetheilten Herzens aus der Fremde in die Heimath zurückkehren möchten, bin ich mit Papas und meinen herzlichsten Grüßen

hochachtungsvollst

Susanne Dingelstedt.

Ludwig Gabillon an Sonnenthal.

Wien, den 27. Februar 1881.

Lieber Adolf!

Deine nun in Gott ruhenden Austern haben, wie Du aus dem geistreichen Telegramm gesehen, Furore gemacht! Dir müssen die Ohren geklungen haben — Du wurdest rückhaltlos

gelobt, ohne „wenn", ohne „aber", überhaupt ohne irgend welche Einschränkung.

Dein außerordentlicher Erfolg, lieber Freund, hat mich wie ein schönes Geschenk erfreut. — Ich habe Dich wirklich lieb — aber wäre das auch nicht; du kennst meine Hagennatur. Ich verehre das Burgtheater, wie jener alte Recke das monarchische Prinzip. Wer unserem alten Haus am Michaelerplatz neue Fahnen und Kränze bringt aus eroberten Provinzen, ist schon an und für sich mein Held! Ich habe keinen Augenblick an Dir gezweifelt, — aber ich habe den Erfolg nicht so rasch, so unmittelbar, so cäsarisch erwartet. Sei gebenscht!

Du stehst für den 16. März auf dem Repertoire. In welchem Stück willst Du auftreten? — Wir „fretten" uns mühsam weiter. Zum Überfluß ist seit einigen Tagen die Wolter stockheiser, und damit liegt die hohe Tragödie brach. Wie ein Fürst mit bittersüßem Lächeln: „Es lebe die Freiheit!" ruft, so rufe ich jetzt mit derselben Grimasse:

„Es lebe Moser! der Schütz und der Erretter!"
(Er ist ein Dichter, wenn auch just kein netter.)

Ich bitte Dich um Gottes willen, komme gesund und spiellustig wieder!

Tausend Grüße von Deinem

Gabillon.

Ich grüße Dich, alter Freund, aus vollem Herzen — und viel uninteressierter als mein Vorredner, denn: ich habe keine Austern bekommen! — Die Elenden haben sie aufgegessen, ohne mich zu benachrichtigen! —

Komme gesund und heiter wieder zu uns zurück!

Deine

Zerline.

Ernst Hartmann an Sonnenthal.

Wien, März 1881.

Lieber Adolf!

Siehe auf das Repertoire und meine Entschuldigung wird durch Deinen Zorn hindurchschimmern. In 28 Tagen habe ich 21 mal spielen müssen und darunter die wuchtigsten Rollen

aufgeführt; nebenher aber noch allein alle Vorbereitungen für die „Brautfahrt" getroffen. Es blieb mir keine Zeit zum Briefschreiben. Deine Triumphe haben hier ungetheilten Widerhall gefunden, ich möchte sagen: bei Freund und Feind, denn wer kann genau sehen, ob die Mitfreude im Kopf oder Herzen entstanden ist. Enfin, Du bist der Stolz des Tages — der Stolz des Burgtheaters warst Du ja immer. Deine Austernsendung habe ich sofort auf die Probe von „Biedermänner" bringen lassen; sie hat eine große Anzahl von Vertilgern gefunden — Die Austern waren vortrefflich, und nie bist Du mehr geachtet worden, als an diesem Morgen. ...

Gestern ließ mich Dingelstedt rufen an sein Lager, und ich hatte einen traurigen, herzzerreißenden Anblick. So mag der gefesselte Prometheus erschienen sein. Noch immer die ungebändigte Kraft des Geistes — und diese unlösbaren Fesseln des ersterbenden Körpers. Die jammervollste Vereinigung von Kraft und Schwäche. Ach, und in sein Sterbezimmer dringt, noch sichtbar für ihn, die gemalte Morgenröthe der neuen Ära des Burgtheaters. Die Zerstörung seines Werkes muß sein brechendes Auge noch sehen — noch hören muß er, wie das Gerüst aufgeschlagen wird zu seiner geistigen Hinrichtung. Schamlose Henker, könnt Ihr nicht noch ein wenig warten?...

Scheine ich Dir zu finster zu sehn, so denke auch, daß Deine fröhliche Seele im Taumel des gerechten Sieges vielleicht zu rosig auffaßt. Ich sehe trübe und ich leugne nicht, daß ich mich schon als den ersten Auswanderer aus dem ehemaligen, das heißt dem gewesenen Burgtheater sehe. Aber wenn auch mein Auge schwarz sieht, — weiß und goldig ist es sicher nicht. Komm und überzeuge Dich, daß es zu dunkeln beginnt am Triumphhimmel des Burgtheaters! Komm — und wenn es so weit ist, halte die Zerstörung auf! Hemme die Mittelmäßigkeit, wenn Protektion sie über das Talent hinausdrängen will in den Vordergrund. Es ist Deine Pflicht! Der Du so viel — wohl das Höchste — durch Talent, Ernst und unermüdeten Fleiß erreicht — lege Dein erdrückendes Gewicht gegen das Unechte in die Wagschale zu Gunsten des echten Künstlerthums. Du hast dann Alles erreicht und Dein Name

gehört neben Lessing, Schröder, Iffland, Dingelstedt und Laube in die Theatergeschichte. Komm, und nenne mich bei der ersten Begrüßung „Schwarzseher“ — ich weiß, über Deine Künstlerseele wird bald genug die Empörung kommen.

Leb wohl. Ich habe Dir genug zu denken gegeben — mehr vielleicht als Deine Sammlung ordnen kann. Hier in Wien wirst Du Muße finden, aus eigenen Anschauungen — schwarze Gedanken genug zu haben.

Mit herzlichstem Gruß von Helene und mir

Dein getreuer

Ernst Hartmann.

NB. Dieser Brief ist noch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.

Aus Briefen Sonnenthals an seine Kinder.

Hamburg, 5. März 1883.

... Inmitten meines Erfolgtaumels sind es immer Eure lieben herzigen Briefe, die mir trotz Jubels und Kränze die meiste Freude bereiten, die jedesmal eine Herzenserquickung für mich sind, meine einzige wahre Freude, die ich still für mich allein genießen kann ... Und soll ich es Euch gestehen — trotzdem es mir hier über alle Maßen gut geht, habe ich mich doch nie so nach Hause gesehnt, wie diesmal. Ich kanns kaum erwarten! — —

13. März 1881.

... Ich ruhe einen Augenblick aus — vom Einpacken! um Euch die letzten Grüße von hier zu senden. Es sind allerdings noch fünf Tage, bis ich Euch in meine Arme schließen kann, aber ich packe ein und dies ist mir momentan schon ein Trost. Heute trete ich in Altona zum letztenmal auf (als Fabricius), morgen spiele ich den Risler, Dienstag ist mein Benefice („Kean“) und Mittwoch Abschiedsvorstellung: „Esther“ und „Clavigo“. Also noch vier heiße Abende und dann — — und dann fängt es von Neuem an. Aber ich bin dann wenigstens wieder zu Hause, bei Euch!

Nun, Kinderchens, behüt' Euch Gott, bis wir uns wiedersehen! ...

Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

Wien, 25. März 1881.

Heute erst, mein theurer Adolf, finde ich ein Viertelstündchen Muße, um Dir — anschließend an meine Telegramme — zu sagen, daß „Fabricius" einen großartigen Erfolg errungen. So wie hier, gab es auch dort lange Minuten, wo man vor Schluchzen im Publikum sein eigenes Wort nicht hören konnte, und — was in Hamburg zu den größten Seltenheiten gehört — ich wurde nach meinem ersten Abgang zweimal stürmisch hervorgejubelt. Ich habe das Stück in einem kurzen Zeitraum sechsmal gespielt, und hoffe nächstes Jahr, wills Gott, es wieder aufnehmen zu können.

Wie es mir sonst in Hamburg erging? Weit über mein Verdienst! Es war weitaus der größte Erfolg, den ich je errungen, in jeder Beziehung, kurz, ich bin glücklich, sehr glücklich!

Doch nein, ich bin es nicht, denn ich bin eben im Begriff, Dir etwas Unangenehmes mittheilen zu müssen und das macht mich unglücklich. „Johannes Erdmann" muß nämlich verschoben werden. Die Wolter tritt morgen ihren Urlaub an und kommt erst gegen den 8. Mai zurück. Vor Ende Mai ist also an ein Herauskommen des Stückes nicht zu denken. Ich bin wirklich trostlos, Dir diese Mittheilung machen zu müssen, aber Dingelstedt ersuchte mich darum, und ich übernahm diese unliebsame Mission. Anfangs war es bestimmt, daß die Wolter erst Ende Aprils fortgehen sollte; da kam die Einladung des Großherzogs von Weimar, man konnte und wollte es der Wolter nicht refusiren, und Du mußt nun leider wieder warten. Ich kann Dir nicht sagen, wie gerade mir speciell diese Verschiebung unangenehm ist, denn ich rechnete positiv darauf, wie ich es Dir auch schrieb, Anfangs April herauszukommen — und nun kann ich mein Wort nicht einlösen. Sollen wir's ohne die Wolter geben? Ich hielte dies für noch mißlicher, ja fast unmöglich. Das hieße das Stück gefährden. Also sei nicht böse, und vor Allem sei mir nicht böse, daß ich der Überbringer solcher Unannehmlichkeit für Dich

bin, unter welcher ich vielleicht mehr leide, als Du selbst. Soll ich Dir sagen, daß „die Maler“ und „Vermählten“, Erstere mit Hartmann, Letztere mit der Heese, wieder in Vorbereitung sind? Ich fühle, dies ist nur ein schwacher Trost — und breche deshalb lieber ganz ab, indem ich Dich und Auguste von ganzem Herzen umarme als dein treu ergebener

Adolf.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Neapel, Pension Britannique,
5. April 1881.

Vor Allem, mein theurer Adolf, das Reine, Ungetrübte: meine, unsere herzliche Mitfreude an Deinem gewaltigen, beglückenden Hamburger Erfolg. Mein Telegramm damals (nach dem Deinen) hast Du wohl erhalten; jetzt noch, verspätet, aber von Herzen, brüderlichen Glückwunsch!

Du bist nun auf der Höhe Deines Könnens, Wollens und Empfindens... Mögest Du lange da oben bleiben; oder vielmehr nicht stehen bleiben: Kopf und Kniee aufwärts!

Ich hoffe, „Johannes Erdmann“ soll Dich der Welt von einer neuen Seite zeigen; — hier beginnt nun aber das „Unreine, Getrübte“. Die ewige Misère der deutschen Theaterdichter, denen man immer wieder zu verleiden sucht, für die Bühne zu dichten... Wenn ein Stück wie „Johannes Erdmann“, für Euch wie geschaffen, in einer traurig unfruchtbaren Zeit, dem Burgtheater im September vorigen Jahres dargeboten, Monat um Monat Verschleppung über Verschleppung erlebt — — — lieber Freund, für das tragikomische Martyrium der deutschen Kunst und der deutschen Dichter hat die Sprache kein Wort! — — —

Ich will auch in diesem Augenblick keins mehr drüber sagen... Nur so viel: Wenn das Stück, wie Du schreibst, bis Ende Mai verschoben werden muß, so sollte ich freilich vorziehen, es gleich bis zum Oktober verschieben zu lassen; aber aus allerlei Gründen — darunter der wichtigste, daß ich Ende Mai gerade in Wien sein und der Aufführung beiwohnen,

das Stück auf den Proben feststellen helfen und im Nothfall nachbessern kann, — aus diesen und andern Gründen müßte ich mich doch einer nochmaligen Verschiebung widersetzen. Ich beschwöre Dich also, lieber Adolf: thu, was Du dazu thun kannst, daß es nun endlich dabei verbleibt; daß wir denn in Gottes Namen wenigstens Ende Mai die vom Teufel besessenen Bretter betreten! ...

Der vielen Theater wegen sind wir noch immer hier und bleiben bis auf Weiteres noch. Ich bin sehr fleißig und glücklich. Wir gedeihen vortrefflich. Ende Mai also in Wien![1]

Von Herzen umarmt Dich Dein alter

Adolf Wilbrandt.

[1] „Johannes Erdmann“ wurde dennoch erst im nächsten Spieljahr — 27. September 1881 — zum erstenmal im Burgtheater aufgeführt.

Carl von La Roche an Sonnenthal.

Wien, 28. April 1881.

Lieber Sonnenthal!

Lassen Sie mir doch durch meine Botin sagen, wie es Ihnen geht!

Von lieber Hand wurde mir geschrieben: daß Sonnenthal in Hamburg so viel gemacht — das freut mich! Sonnenthal ist ja unser erster Schauspieler. Die Noblesse seines ganzen Künstlerwesens hat etwas Weihevolles; unter allen Hottentotten, die jetzt die erste Geige spielen, ist er ein Erlösungswunder!

Maseltoff, lieber Adolf! Schone Deine Gesundheit für spätere Tage!

Mit Liebe

Carl La Roche.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

München, den 20. Mai 1881.

„Es freut mich, daß es Sie gefreut hat,“ sagte einmal ein durch seinen Mangel an Beredsamkeit bekannter Fürst — und so sage ich es diesem nach, mein lieber Sonnenthal, und füge

nur hinzu, daß die bescheidene Frühlingsgabe nur der Vorbote der wirklichen Gabe ist, welche Ihnen am Ehrentage selbst überreicht werden wird. Der Fürst und ich, wir wollten Ihnen nur beweisen, mit welch' innigem freundschaftlichem Interesse wir stets Ihrer eingedenk sind und haben daher den 18. Mai nicht vorübergehen lassen wollen, ohne Ihnen unseren Gruß und unsere Erinnerung zu senden. Den 1. Juni wird Ihnen Sekretär Kraus das bleibendere Andenken überbringen — die Blumen sind zu vorübergehend. Ich werde Ihnen von Paris aus, wohin ich Sonntag abreise, telegraphisch meine Glückwünsche aussprechen.

Ich bin hocherfreut zu erfahren, daß Sie wieder vollkommen hergestellt sind, und hoffe, daß Sie „die silberne Hochzeit" mit dem guten, lieben, alten Burgtheater munter und wohlauf feiern werden.

Ich bedauere nur Eines, nämlich nicht dabei zu sein, wie Ihnen die Getreuen zujubeln werden. Mehr als ich, mehr als wir — d. h. die casa Metternich — hätte niemand geklatscht, dafür stehe ich Ihnen gut.

Und nun Gott befohlen, lieber Sonnenthal! Vergessen Sie uns nicht ganz und gar, und besuchen Sie uns auf dem schönen Johannisberg, wo wir Juli und August zubringen!

Mit den Gefühlen unveränderlicher Freundschaft

Fürstin von Metternich.[1]

[1] Die Fürstin hatte sich daran erinnert, daß der 18. Mai der eigentliche Tag war, an dem Sonnenthal in seiner ersten Debütrolle als „Mortimer" zum ersten Male vor 25 Jahren die Bühne des Burgtheaters betreten hatte, und hatte ihm einen Strauß Frühlingsblumen zur Erinnerung gesandt. Das „bleibendere Andenken", das sie in ihrem Briefe erwähnt, war eine Reproduktion nach dem Porträt der Fürstin von Winterhalter mit der Dedikation: „Die verfehlte Künstlerin dem großen Künstler in freundschaftlicher Erinnerung." — Auf dieses frohe Fest war jedoch ein traurig-dunkler Schatten gefallen: am 15. Mai war Dingelstedt nach schwerer Krankheit aus dem Leben geschieden, und Sonnenthal konnte den Verlust dieses treuen, wohlmeinenden Freundes lange Zeit nicht verwinden. Das Begräbnis fand am 17. Mai statt, und Sonnenthal hielt die Grabrede in tiefster Ergriffenheit. Schon am folgenden Tage mußte er eine anstrengende Rolle — die Titelrolle in

Weilens Drama „König Erich“, das am 18. Mai zur ersten Aufführung gelangte — kreieren, und gleich darauf stürmten alle die Aufregungen, die die Jubiläumsfeier mit sich brachte und die auf Sonnenthals sensitive Natur einen tiefen, nachhaltigen Eindruck machten, auf ihn ein. — Alle diese seelischen Erregungen schmerzlicher und freudiger Art, die sich einerseits durch die Sorge während Dingelstedts langwieriger Krankheit, andererseits durch das Hamburger Gastspiel mit all seinen Aufregungen schon längere Zeit vorbereitet haben mochten, hatten nun — verbunden mit den unausbleiblichen körperlichen Anstrengungen seines Berufes, zu denen sich nun noch die Agenden der Direktionsführung gesellten, die ihm im Vereine mit dem Regiekollegium nach Dingelstedts Tode zum großen Teile übertragen worden waren — zur Folge, daß Sonnenthal, der sich schon unmittelbar vor Dingelstedts Hinscheiden so leidend gefühlt hatte, daß er beinahe drei Wochen ganz ausspannen mußte, kurz nach seinem Jubiläum ernstlich an einer Nierenaffektion erkrankte, die jedoch durch eine energische Karlsbader Kur sofort kupiert und in Bälde gänzlich behoben wurde. — Die größte Ehrung, die Sonnenthal an seinem Jubiläumstage erfuhr, war die Verleihung des Adelsstandes durch Kaiser Franz Joseph I., eine Auszeichnung, die vor ihm nur einem einzigen österreichischen Schauspieler — Carl von La Roche — zuteil geworden war.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Wien, 20. Mai 1881.

Baron Hofmann sagt mir, lieber Herr Sonnenthal, daß er eine Ehrenschuld an Dingelstedt durch die Aufführung des „Hauses Barneveldt“ abtragen wolle. Könnten Sie nicht beantragen, daß es noch in dieser Saison geschieht, so lange die Rührung und Begeisterung bei Künstlern und Publikum nachhallen? Jetzt würde sich die Aufführung zu einer schönen Nachfeier für den verstorbenen Director gestalten, des Burgtheaters würdig, in denselben Räumen, wo er seinen Künstlern zu so manchem schönen Siege verholfen hat. Bis zum Herbst ist in unserer schnelllebigen Zeit auch die Erinnerung an ihn theilweise verklungen, der rasch zündende Funke seines lebendigen Wortes von der Bühne herab wird bis dahin zur Asche verglimmen! Ich wollte dem Intendanten nicht weiter zureden — Sie können diese Ansicht jedoch künstlerisch, vielleicht auch finanziell, vertreten.[1]

Ich schreibe Ihnen noch unter dem Eindruck des „Königs Erich“.[2] Es ist eine Ihrer virtuosesten, meisterhaftesten Leistungen — und doch — und doch — wenn ich bedenke, daß Erich auf Fabricius und Risler folgte, möchte ich Ihnen zurufen: gehen Sie nicht viel weiter auf dieser Bahn. Ich begreife, daß Rossi Sie angeregt, vielleicht auch verleitet hat, dieses pathologische Gebiet zu betreten. Die Vielseitigkeit ist eine Bedingung des Lebens in der Kunst, und es bereichert nur Ihre künstlerische Individualität, daß Ihnen auch solche Interpretationen so meisterhaft zu Gebote stehen. Sie haben König Erich siedendes Blei in die Adern gegossen und haben dadurch der etwas verschwommenen Gestalt ungeahnte Lebenskraft verliehen. Doch sind's die krampfhaften Zuckungen des Wahnsinns und des Sterbens, die den erschreckten Zuschauer besonders überwältigen — die Seelenvorgänge des Mannes, die ihn in dieses Elend stürzten, werden darüber leicht vergessen. Ich gebe zu, daß der Dichter selbst diese Seelenvorgänge etwas unklar geschildert hat, und daß Ihnen demnach nichts übrig blieb, als die Haupteffekte auf die physische Zerstörung des Menschen zu verlegen. Nur möchte ich den Künstler warnen, den psychischen Moment vom pathologischen im Allgemeinen schärfer zu trennen. Der Kampf des Lebens findet seine Verklärung in der Kunst — sie soll sich nicht allzusehr gewöhnen, die Verzerrungen des Kampfes allzu getreu wiederzugeben. In der Antike erscheint uns das Gorgonenantlitz nur auf Minervas Schild, gleichsam als Folie. Die Göttin der Weisheit soll den Künstler leiten — er darf sich in die schöne Medusa nicht verschauen, sonst straft ihn die eifersüchtige Göttin!

Sie kennen meine innige Theilnahme für Ihre Kunst, hoffe also, daß Sie mir meine vorwitzigen Worte nicht verübeln.

Fürstin Marie Hohenlohe.

[1] „Haus Barneveldt“ kam am Burgtheater nicht zur Darstellung. — [2] Am 18. Mai 1881 wurde „König Erich“, Trauerspiel in vier Akten von Joseph Weilen, zum ersten Male am Burgtheater gegeben. Sonnenthal spielte die Titelrolle, Fräulein Wessely die Karin.

Adolph L'Arronge an Sonnenthal.

Berlin, den 21. Mai 1881.

Verehrter Freund!

Sie haben zwar meinen letzten Brief nicht beantwortet, aber ich weiß ja, daß Sie wieder wohl und kann mir im Übrigen denken, wie sehr Sie der Tod Dingelstedts angegriffen hat, um wieviel mehr jetzt Ihre Zeit noch in Anspruch genommen sein mag. Ich selbst beklage das Hinscheiden Dingelstedts sehr; ich habe von ihm nur Freundlichkeiten erfahren und habe alle Ursache, ihm dankbar zu sein. Ich werde das gewiß nicht vergessen und habe Dingelstedts Tochter auch mein wirklich aufrichtiges Beileid ausgesprochen. ...

Nun muß ich Sie aber mit einer geschäftlichen Angelegenheit incommodiren, und zwar abermals in Sachen des „Compagnon". Ich wiederhole meine Überzeugung, daß das Stück für das Burgtheater ungeeignet, daß es dort, selbst wenn es dem Publikum gefallen, für das Repertoire von keiner langen Dauer sein kann; das bedingt schon das derbkomische, fast possenhafte Element des Stückes. Ich mußte mich natürlich dem Widerspruch Dingelstedts fügen und hätte auch, so lange er da gewesen, eine gewisse Garantie dafür gehabt, daß das Stück, selbst gegen den Widerspruch der Presse, nach Möglichkeit gehalten worden wäre. Diese Garantie aber fällt nun fort, denn der neue Burgtheater-Director wird in jedem Falle versuchen, Reformen zu schaffen, und da die Presse schon seit längerer Zeit Dingelstedt einen Vorwurf daraus gemacht hat, daß er das leichtere moderne Genre zu sehr poussirt hat, so wird sein Nachfolger nach dieser Richtung zuerst Reform-Angel auswerfen. Ich würde vielleicht das erste Opfer sein, das ins Trockne gebracht würde. Das werden Sie mir auch nicht wünschen und deshalb erlauben Sie mir, daß ich den „Compagnon" vom Burgtheater zurückziehe; die Voraussetzungen, unter denen ich das Risico einer Aufführung des Stückes an der Burg auf mich genommen hätte, sind jetzt, nach Dingelstedts Tod, für mich wesentlich andere geworden. Im Übrigen hoffe ich, Ihnen zum Herbst ein anderes Stück

geben zu können, welches besser den Anforderungen entspricht, die Sie an mich stellen können — und zwei Stücke von mir in einer Saison wäre ja an und für sich schon eine Unmöglichkeit. Also abgemacht, nicht wahr?[1]

Herzlichen Gruß von Ihrem stets aufrichtig ergebenen

Adolph L'Arronge.

[1] Erst am 18. November 1906 — also 25 Jahre später — wurde der „Compagnon" mit großem Erfolge zum ersten Male am Burgtheater gegeben und ist seither Repertoirestück geblieben.

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Leipzig, den 23. Mai 1881.

Besten Dank, mein lieber Sonnenthal, für Deinen Brief. Er zerstört keine Illusionen. Denn ich habe keine gehegt. Ich weiß zu gut, wie sich Dinge und Personen in fünf Jahren verschieben und habe zu viel Menschenkenntnis und Erfahrung, um nicht auch aus der Ferne die Wege zu sehen, welche meine Gegner wandeln und ihre Worte zu hören.

Ich danke Dir dennoch. Am herzlichsten dafür, daß Du überhaupt geantwortet hast. Ich habe das kaum erwartet. Es geschah nur im Moment einer Erregung, daß ich neuerdings schrieb, weil mirs eben zu wehe thäte, täppische Hände in dem edlen Werke manschen zu sehen.

Glaub' auch nicht, daß ich mir über meine Befähigung Lug und Trug vorfasele. Wer kann aber Dingelstedt ersetzen?

Stellt man die Frage so, dann gibts keinen Nachfolger für ihn.

Sehr gut sagte die „Neue Freie Presse" dieser Tage, daß zum Theil die Tradition des Hauses den Leiter leite.

Und weil in mir die Tradition lebt, deshalb allein glaube ich, dem Burgtheater nützen zu können. Ob als Director? Ist solche Benennung des Amtes überhaupt nötig? Ich habe im Oktober geschrieben, daß ich mich zur Disposition stelle. Unter welchem Namen — das wäre ja eventuell noch offen.

Aber, lieber Freund, das sage ich alles nur, um mich

gewissermaßen zu entschuldigen, daß ich solche Träume nicht ganz abgewiesen. Nicht um die Frage neu anzuregen. . . .

Also nochmals Dank, und die Versicherung, daß ich Dein Wort mit Genugthuung und stolzer Freude vernommen, das Wort, daß Du auch meinen Namen genannt. Wo Du für mich bist und noch Jemand, den Du kennst, dann bin ich nicht so unwürdig, als mich Andere wohl machen mögen. Damit getröste ich mich und — warte, wie Du mir räthst.[1]

Alles Gute Dir wünschend, Dein treu ergebener

Förster.

[1] Nach Dingelstedts Tode waren nebst vielen anderen Namen zumeist diejenigen Wilbrandts und Försters als zukünftiger Direktor des Burgtheaters genannt worden. Allein nach einigem Schwanken wurde für den Leiter der Hofbühne der Literat und Dichter Wilbrandt vorerst dem praktischen Theatermann und Regisseur Förster vorgezogen. Förster verblieb bis zum Jahre 1882 in Leipzig und gründete in diesem Jahre im Vereine mit Friedmann, Barnay und Haase das Deutsche Theater zu Berlin, dem er bis zu seiner Berufung nach Wien (1888) als Sozietär angehörte.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Mein hochverehrtester Freund!

Aus Ihrem Munde kam das große Wort: „Sonnenthal ist gegenwärtig der erste deutsche Schauspieler!“[1] . . . Sie haben mit diesem Ausspruch eine ungeheure Verantwortung auf meine Künstlerseele gewälzt — und doch — und doch — wie haben mich diese Worte gehoben, wie haben sie mein Selbstvertrauen gestärkt! Ich bedarf dieser Stärkung, denn ich besitze nicht das mindeste Selbstvertrauen und gehe jedesmal nur zaghaft an meine Aufgabe und die geringste tadelnde Äußerung des letzten Coulissenschiebers kann mich verwirren, während die leiseste Anerkennung mich muthig und kühn macht. Urtheilen Sie also, welchen Eindruck Ihre laute Anerkennung auf mich machen mußte, und für diese lassen Sie mich Ihnen heute aus vollem Herzen danken — und nicht nur für diese, für Ihr warmes Interesse überhaupt, das Sie vom Anbeginn bis zum heutigen Tage mir zuwendeten. . . . Wenn ich heute, an diesem ernsten

Abschnitte meines Künstlerlebens, wohl der gesammten Wiener Presse zu aufrichtigem Danke verpflichtet bin, so sind Sie es, mein hochverehrter Freund, doch in erster Linie, dem ich zu danken habe! ...

Für alle Zeit Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

Wien, den 29. Mai 1881.

[1] Aus dem Feuilleton „Adolf Sonnenthal, zum 1. Juni 1881“ (Sonnenthals 25jähriges Burgtheaterjubiläum), abgedruckt in dem Bande „Schauspieler“, dem vierten Bande der gesammelten Schriften Speidels.

Oscar Freiherr von Redwitz an Sonnenthal.

Schillerhof, 1. Juni 1881.

Sehr verehrter Herr Sonnenthal!

Sie halten mich gewiß nicht für so wenig zartsinnig, daß Sie so kurz nach meinem Jubiläumssonett sogleich einen Mahnbrief oder sonstige neue Belästigung von mir befürchten.

Nein, ganz im Gegentheile! Ich will Ihnen heute nur mein Bedauern darüber aussprechen, daß mein letzter Brief[1] in eine für Sie so tief schmerzliche Lebensperiode hereingefallen ist, da Sie in dem so rasch verstorbenen Baron Dingelstedt mit Recht einen „väterlichen Freund“ verloren und zu betrauern hatten. Aber wie hab' ich das ahnen können!

Ferner möchte ich Sie heute freundlichst gebeten haben, mir auf alle meine an Sie gestellten Fragen nun nicht mehr zu antworten und Ihre nun gewiß doppelt kostbare Zeit für dringendere Angelegenheiten zu sparen, da ich ja aus den Wiener Blättern nun hinreichend über den jetzigen Stand der Dinge unterrichtet bin. ...

Ich nehme Ihnen also jede Last des Briefschreibens ab, namentlich in diesen für Sie so ungewöhnlich bewegten Wochen, und nur die einzige Liebenswürdigkeit möchte ich Ihnen sehr ungerne erlassen: mir, wenn Sie Zeit und Lust haben, nur in einem einfachen Couvert Ihre Photographie schicken zu wollen.

Möge Ihr heutiger Ehrentag recht ungetrübt glücklich für

Sie verlaufen! Sie können mit wahrhaftigstem gerechtem Stolz auf dieses letzte Vierteljahrhundert zurückblicken!

In aufrichtig herzlicher Verehrung Ihr sehr ergebener

Oscar Freiherr von Redwitz.

[1] Redwitz hatte in einem vom 19. Juni 1880 datierten Briefe sein Manuskript „Schloß Monbonheur" von Sonnenthal zu einer gründlichen Umarbeitung zurückverlangt und erhalten. Um diese Umarbeitung handelt es sich in dem hier erwähnten Briefe.

Josef Fux[1] an Sonnenthal.

Wien, 1. Juni 1881.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Hiermit schicke ich Ihnen ein Fragment der geplanten Huldigung Ihres verstorbenen Freundes Dingelstedt. Den besseren Theil, ein Gedicht, zu welchem das Flügelroß die Illustration hätte sein sollen, hat er ungeschrieben mit ins Grab genommen. Im Geiste war es fertig, das weiß ich. Wie ich dazu komme, Ihnen das Vermächtnis zu übergeben, werde ich mir persönlich zu erzählen erlauben.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Fux.

[1] Josef Fux, akademischer Maler, geb. zu Steinhof (Niederösterreich) am 2. Dezember 1841, war vom 1. Oktober 1880 als Maler und Garderobevorstand und vom 18. Oktober 1882 bis 31. März 1903 als Vorstand des Ausstattungswesens am Hofburgtheater tätig. Gest. zu Wien 30. März 1904.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Wien, 1. Juni 1881.

Bei Ihrem silbernen Jubiläum denkt Ihrer, lieber Sonnenthal, unter herzlichen Glückwünschen Ihr alter Director —

Bei Ihrem goldenen Jubiläum, welches nicht ausbleiben wird, mögen Sie freundlichst gedenken Ihres in die Lüfte geschwundenen

einstigen Directors

Laube.

Festgruß an Adolf Sonnenthal zum 1. Juni 1881 von seinen Kollegen.[1]

Sei gegrüßet, o Freund! Nimm, gütigen Herzens,
Der treuen Genossen treueste Huldigung an!
Es umflechten Dich segenerflehende Wünsche
Wie junges Getriebe der Blätter und Blüten,
Die hold der Frühling den Knospen entlockte,
Zu bekränzen Dein glänzendes Fest.

Sei gegrüßet, o Freund, in der Ernte der Ehre!
Was liebend ein Gott in das Herz Dir gesenket,
Der heiligen Kunst schwerkeimendes Saatkorn,
Es sproßte und blühte und hob sich zum Himmel,
Und es rauschet der Lorbeer, der rühmlich errung'ne,
Um des Meisters gefeiertes Haupt!

Und Heil Dir, o Freund! Wie ein siegreicher König
Hinabgeht sinnend die Halle der Väter,
Die Bilder betrachtend glorreicher Ahnen,
So umzirken Dich heute, mit freundlichem Nicken,
Als echteste Ahnen die Meistergestalten,
Die stolz Dein Talent sich erschuf.

Sei gesegnet, o Freund! Du vollendetes Vorbild
Nie ruhenden Strebens dem Jünger der Kunst!
Zu dem Höchsten drangst Du in rauschendem Aufschwung,
Und die Funken alle des reichen Talentes,
Du warfst sie zusammen zu loderndem Brande
Und Dein Hamlet hob sich empor!

Und Preis Dir, o Freund! Den durchgeistigten Helden,
Das Königskind eines Königs der Dichtkunst,
Du hast ihn verbrüdert, verkörpert mit Dir.
So erschaue sein Bild nun in dauerndem Erze,
Und erblicke Dich selbst, mit dem Heldengebilde
Unlösbar verschmolzen in Eins!

Und dreimal Dir Heil, in der Vollkraft des Wirkens!
So jubeln aus tiefstem Gemüth die Genossen,
Und das Weihegeschenk, Du gefeierter Meister,
Es sei Dir Symbol des Sieges und sage
Noch Deinen Kindern und Kindeskindern
Wie wir Dich geehrt und geliebt!

Fritz Krastel.

[1] Bei Überreichung einer Bronzestatuette Tilgners, Sonnenthal als Hamlet darstellend. Diese Statuette vermachte Sonnenthal testamentarisch dem Burgtheater.

Sonnenthal an Edmond Got.[1]

Vienne, 19. juin 1881.

Monsieur,

Rien n'égale l'attachement sans bornes que j'ai voué au Burgtheater, auquel je dois tout ce que je suis, si ce n'est l'admiration que m'inspire cette scène, sœur aînée de la notre, cette illustre Comédie Française qui a compté et compte encore tant et de si grands artistes.

C'est vous dire combien je suis à la fois touché et fier des félicitations que vous avez bien voulu m'adresser à l'occasion du 25me anniversaire de mon entrée au Burgtheater.

Parmi les précieux témoignages de sympathie dont je viens d'être comblé, votre aimable lettre est à coup sûr un de ceux auxquels j'attache le plus de prix. Aussi, est-ce d'un cœur profondément reconnaissant et qui vous est depuis longtemps tout acquis que je vous prie, cher et illustre confrère, d'agréer mes remerciments les plus chaleureux et l'expression de mon inaltérable amitié.

A. Sonnenthal.

[1] François Jules Edmond Got, geb. den 1. Oktober 1823 zu Lignerolles, seit 1850 Sociétaire der Comédie Française, gest. 1901 zu Paris. — Sonnenthals Brief ist eine Antwort auf folgendes Schreiben, welches Got anläßlich Sonnenthals 25jährigem Burgtheaterjubiläum an Fräulein Hohenfels gerichtet hatte: „Paris, 27. Mai 1881. Mademoiselle,

J'apprends que les Artistes Viennois vont célébrer, en l'honneur de Monsieur Sonnenthal, le 25me anniversaire de son entrée au Théatre Impérial et Royal de la Burg. En qualité de Doyen de la Comédie Française — j'y suis, moi, depuis 37 ans — et aussi d'hôte très-reconnaissant de la Ville de Vienne, j'ose vous demander, Mademoiselle, de joindre mon sincère hommage au votre, pour le transmettre en cette occasion à Monsieur Sonnenthal, qui, par son caractère certes n'honore pas moins que par son talent notre commune et chère profession. Hommage donc, puis-je surtout dire en qualité d'artiste Français, à l'éminent interprète Viennois du „Duc d'Aléria", des „Intimes", des „Pattes de mouche", de „Il ne faut jurer de rien", du „Verre d'eau", et de bien d'autres de nos meilleures pièces, dont il a tant aidé à faire passer le succès sur votre illustre Scène, contribuant ainsi pour sa bonne part, et je l'en remercie pour la mienne, à l'alliance délicate et secrète des esprits de deux grandes nations. Veuillez agréer, Mademoiselle, l'assurance de mes sentiments de respectueuse confraternité. E. Got, Sociétaire Doyen de la Comédie Française, Chevalier de l'Ordre de François Joseph. À Mademoiselle Stella Hohenfels."

Ludwig Speidel an Sonnenthal.

Krapina-Teplitz, 19. Juni 1881.

Verehrtester Freund!

Da sich unser München jährt, möchte ich vielleicht einen kleinen Rückblick schreiben. Dazu fehlen mir aber zwei Broschüren, die Sie wahrscheinlich besitzen und mir gütigst hierher senden sollen. Die eine ist von Bulthaupt, die andere aus Prag — der Name des Verfassers ist mir entfallen. Beide Broschüren habe ich mir in Wien zurechtgelegt und richtig auch liegen lassen. Sind sie Ihnen zur Hand, so bitte ich also um besagten Dienst.

Ich hoffe, daß Sie die Ferien recht behaglich zubringen werden. Nach München, Hamburg und dem Jubiläum haben Sie sich zu schonen — das verlangen schon wir Anderen in unserem höchst egoistischen Interesse.

Von mir lassen Sie mich schweigen. Ich werde täglich abgebrüht und dann eingeschlagen. Nichts als Hitze, Schweiß — abscheulich! Meine Stimmung ist aschgrau. Also still von mir.

Mit den besten Grüßen von mir und meiner Frau Ihr

Speidel.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Wien, 21. Juni 1881.

Vor Allem, hochverehrter Freund, haben Sie Dank für das Lebenszeichen, das Sie mir durch Ihre lieben Zeilen gaben. Sie Ärmster, ich kann mir Sie denken in diesem Pfuhl von Dunst und Schwefel — Gott sei uns Ärmsten gnädig, wenn Sie den erst wieder von sich geben! Doch hoffe ich, daß Sie ihn in reinerer Luft als Nachkur allmählich verdunsten lassen und heiter und gestärkt wiederkommen. — Ja, Liebster, auch ich bedarf der Stärkung. Ich habe in diesem Jahre viel gearbeitet, zu viel. In den letzten vier Wochen noch zwei große anstrengende Rollen: „König Erich" und „Bolingbroke",[1] ungefähr achtzehn Bogen. „Ich bin ins Hirn geschlagen!" ruft Lear. Mir ist, als ob ich auf den Kopf gefallen wäre, so dumm wird einem von alledem.

Diese Woche erwarte ich den Ausspruch des Arztes, ob Karlsbad oder Gastein, oder gar Beides. Gleichviel wohin, nur Ruhe, absolute Ruhe — das dolceste far niente, dies ist's allein, was ich brauche.

Beifolgend erhalten Sie die gewünschten Broschüren, zu denen ich noch Lepsius beigelegt habe; vielleicht brauchen Sie ihn.

Für Ihre liebe Frau erlaubte ich mir, eine Jubiläums-Münze beizulegen, von Verehrern gewidmet und für Freunde bestimmt.[2] Möge sie sie in letzterem Sinne freundlichst aufnehmen.

Und nun tausend herzliche Grüße für Sie und Ihre liebe Familie und die besten Wünsche für Ihr Wohlergehen von Ihrem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] In Scribes fünfaktigem Lustspiel „Ein Glas Wasser". — [2] Diese von Baron Leitenberger gestiftete und von Johann Schwerdtner ausgeführte Medaille zeigt auf der Avversseite Sonnenthals Porträt, auf der Reversseite das Bild des alten Burgtheaters.

Sonnenthal an Friedrich Haase.

Wien, den 21. Juni 1881.

Ich erhielt Ihren Auftrag, wertester Freund, zwei Tage nach dem Leichenbegängnisse Dingelstedts[1] und habe ihn natürlich nicht ausgeführt. Der Familie habe ich jedoch von Ihrem Vorhaben Mittheilung gemacht, und sie läßt Ihnen tausend herzlichen Dank sagen, dem ich auch den meinigen von ganzem Herzen beifüge, denn, um auch ein Citat zu gebrauchen: „Der Tote war mein Freund!“ — — —

Auf welcher Ihrer Besitzungen werden Sie den Sommer zubringen? Haben Sie denn noch nicht die zweite Million voll, daß Sie wieder nach Amerika wollen? O schnöde Sucht nach Mammon! werden doch die edelsten Menschen von Dir angesteckt! — ich meine nämlich mich. Für mein Leben ginge ich auch gern einmal hinüber, aber leider hänge ich noch „an den alten Thorheiten“.

Nun mit Gott, herzlichste Grüße an Ihre liebe Frau und natürlich auch an Sie von Ihrem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Dingelstedts Begräbnis hatte am 17. Mai 1881 stattgefunden. Haase, der die Todesnachricht verspätet gelesen, kam nun auch mit seinem Auftrage an Sonnenthal, einen Kranz auf den Sarg des Toten niederzulegen, zu spät.

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Leipzig, den 26. Juli 1881.

Lieber Freund!

Seit länger als einer Woche bin ich nun wieder in der Mühle und so lange auch im Besitze der Medaille, welche Du so freundlich warst, meinem Sohn für mich zu schicken. Tagtäglich hatte ich mir vorgenommen, Dir meinen Dank zu sagen, die seit den ältesten Zeiten bekannten dringenden Abhaltungen

ließen mich nicht dazu gelangen, Dir zu schreiben. Nun aber muß ich wohl mich beeilen, sonst wirkt das Karlsbader heiße Wasser indessen auf die Lösung Deines dortigen Aufenthalts und Du entkommst mir — wohin?

Dank also, herzlichen Dank. Wie sehr meine Frau und ich an Deinem Ehrentage Theil genommen, brauche ich Dir nicht zu sagen. Wie gern wäre ich dabei gewesen! Namentlich bei dem Bankett und dem sich anschließenden Schafmist. Es muß ja reizend gewesen sein. . . .

Über Wien und das Burgtheater hört man ja Wunderliches. Na, geh's wie's wolle! Ich habe jeden Gedanken aufgegeben, Dingelstedts Sessel zu besitzen. Nicht nur Deine Nachricht hat dies bewirkt; die Beobachtung der öffentlichen Stimmen vielmehr und die Überzeugung, daß „der Nächste“ ein hartes Brot essen müssen wird. Vielleicht einmal später! Zunächst werde ich nach Ablauf meiner Direction mich wieder dem Comödienspielen eifriger ergeben. Ich fange schon hier an, wieder neue Rollen zu studiren. Daß ich mit Schaufferts „Schach dem König“ als Director sowohl, wie als Darsteller des Königs, einen großen Erfolg gehabt, hast Du vielleicht gelesen. Das Stück hatte bei seinem ersten Erscheinen (unter Laube) einen Mißerfolg. Es ist in der Neueinstudierung bereits fünfmal mit größtem Beifall gespielt worden. Für nächste Saison siehts noch dürr aus. Du hältst, wie ich höre, viel von Wilbrandts „Johannes Erdmann“. Noch kann ich's nicht bekommen. Darf man Hoffnungen daran knüpfen? Ist es nicht wirksam nur, auch wohlthuend wirksam? Fabricius ist ja höchst wirksam, aber doch recht peinlich.

Möge Dir die Kur gut bekommen und die Nachkur — wo? — Dich erfrischen!

Hast Du für nächste Saison schon Deine Gastspiele fest oder möchtest Du wieder einmal zu uns kommen?

Herzlichst grüßend Dein

treu ergebener

August Förster.

Sonnenthal an Auguste Wilbrandt-Baudius.

Grundlsee, 29. August 1881.

Theuerste Freundin!

Vor Allem herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen, die nur das eine Bittere enthielten: daß Adolf nicht kommt. Doch soll er mindestens bald nach Wien kommen. Wir haben in der Leseprobe Alle herausgefühlt, daß Erdmanns lange Reden zu docirend wären und Longueurs verursachen. Nun ist es ja ein Leichtes, sie zu kürzen, aber ich thue es nicht — seit „Fabricius" ist mir die Lust am Streichen gründlich vergangen — ein „Esel", und bohrt ihn auch der liebste Freund, bleibt immer ein Esel![1] Nun hat man mir hie und da wohl nachgerühmt, daß ich ein feines Ohr für die Bühne hätte, aber kein langes! Aber Scherz in die Ecken, Du mußt bald kommen, lieber Adolf, Du mußt meine Reden gründlich streichen, und die Wolter braucht in der Scene mit dem Bruder auch noch ein paar leidenschaftlichere Momente. Dies Alles, mein Theurer, muß baldigst kommen, denn sowie ich in Wien bin — und ich reise morgen dahin — gehe ich sofort ans Studium und mit mir alle Anderen und am 17. soll schon die erste Probe sein. Also bitte, so schleunigst als möglich. Die Regie des Stückes wurde zwar Lewinsky übertragen, doch wirst Du es natürlich finden, daß ich mich auch ein wenig dafür interessire.

Was mich betrifft, so hat mich Karlsbad und Gastein vollkommen hergestellt, und ich bin für die Winter-Campagne gerüstet. Für die ersten Tage des September habe ich „Fabricius" mit der Hartmann angesetzt. Vielleicht bist Du inzwischen da.

Dein baldigstes Kommen wäre noch für andere Zwecke nöthig. —

Dein Name wurde in jüngster Zeit mehr denn je genannt, und zwar als: Director Adolf Wilbrandt! Auf Dich kommt es an. — Hast Du Lust? — Überlege es wohl! Du kannst es sein, wenn Du's erst sein willst. —

Auguste, reden Sie ihm nicht ab! Von Ihnen wird natürlich das größte Opfer verlangt. Sie dürfen nicht mehr spielen[2] — aber ich bin überzeugt, daß Sie auch für diese neue

Stellung das größte Interesse gewinnen werden, und das Bewußtsein, sich und Ihrem Manne und Kinde ein ruhiges home zu schaffen, ist wohl dieses Opfer werth.

Ich spreche jetzt aus meiner eigensten Initiative, aus meinem Interesse für Euch, für das Institut ... Was das Personale betrifft, so sind sie Alle, ohne Ausnahme, für Dich. Also handelte es sich nur darum, daß man Dir den Antrag stellt. Nun, auch dafür würde ich einstehen — man müßte nur die Überzeugung haben, daß Du annimmst. Was ich Dir hier gesagt, bleibt natürlich in strengster Discretion unter uns.

Jedenfalls komme sofort als möglich nach Wien.

Für heute grüße ich Euch herzlich, mit mir alle meine Kinder und alle Grundlinger! Auf frohes Wiedersehen!

Euer treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Hier steht am Rande des Briefes von Wilbrandts Hand: „Legende!" In der Tat aber erzählte Sonnenthal oft lachend die kleine Episode, die sich während einer der „Fabricius"-Proben zugetragen. Wilbrandt saß am Regietisch, während das Stück auf der Bühne probiert wurde. Plötzlich sprang er auf, schlug mit der Hand heftig auf den Tisch und rief mit empörter Stimme: „Welcher Esel hat denn da einen Strich gemacht?!" Etwas verblüfft, aber schnell gefaßt, antwortete Sonnenthal mit komischem Ernst: „Ich bin der Esel!" — [2] Ein altes Burgtheatergesetz verbietet es der Gattin des jeweiligen Direktors, soferne sie Schauspielerin ist, ihre Kunst an derselben k. k. Hofbühne auszuüben.

Auguste Wilbrandt-Baudius an Sonnenthal.

Hallein, 30. August 1881.

Liebster Freund!

Sie haben ja so recht!

Niemals habe ich diese Worte mit mehr Überzeugung ausgesprochen. Bevor ich Ihren so lieben und gescheidten Brief an Adolf gebe, schließe ich mich ein, um heimlich, ohne sein Wissen, Ihnen zu schreiben. Bitte, verschnappen Sie sich nicht. Seinerzeit beichte ich schon selbst.

Also: „Ich soll ihm nicht abreden?“ Mein Ehrenwort: das thue ich nicht. Das wäre ein Verbrechen an der deutschen Kunst, die wahrlich eines vornehm und rechtschaffen empfindenden und demgemäß handelnden Mannes bedarf. Es wäre auch ein Verbrechen an ihm, wenn ich abreden würde; es wäre auch ein Verbrechen an meinem Sohn. An seiner Zukunft. Ich kann nur Eines nicht: kann ihm nicht zureden. Warum? Wir haben bisher noch nicht ein Wort darüber gewechselt. Trotzdem man uns täglich andere Zeitungen sendet aus Nord und Süd. Ich werde auch nie ein Wort drüber reden. Aus dem einfachen Grunde, weil dies ihm gegenüber aussehen könnte, als redete ich in meinem und des Kindes Interesse; als wollte ich nicht mehr arbeiten für mich und mein Kind. Gerade weil wir einige Unterredungen hatten, worin ich zeigte, daß ich manchmal besorgt bin um die sichere Existenz fürs Kind und uns; und weil ich mich nie mehr von meinem Kinde trennen will. Kurz: wenn ich nicht mit einem Wort oder Blick ihm verrathe, daß ichs wünsche, so geschieht dies aus Stolz, weil ich's eben zu sehr wünsche und weil dies aussehen könnte, als sei ich persönlich müde, diesen Kampf ums Dasein weiter zu kämpfen.

Auch ist die Verantwortung groß, daß solche Stellung seiner Gesundheit nicht schadet, seinen Nerven, seinem Dichterberuf. Deshalb möcht' ich, die ihn ja kennen muß, folgenden Rath geben: nun und nimmer würde er wollen, können, und dürfen ein Nachfolger Dingelstedts und Laubes sein in diesem selben Sinn. Nicht eigentlicher Director, wie Jene waren. — Eher eine Art Dramaturg. Oder artistischer Director mit Suspendirung von all' dem kleinlichen Krimskrams. Ihm wär's unmöglich.

Zum Beispiel: Schauspielerinnen oder Schauspieler zu empfangen, ihre Klagen über Nicht-Beschäftigung zu hören, sie zu trösten, ihnen Versprechungen zu machen, in ihre weniger edlen oder weniger objektiven Anschauungen einzugehen, mit dem technischen Personale stundenlange Besprechungen zu halten über Dinge, die diese und die Regisseure viel besser verstehen; um die Gunst der Kritik zu buhlen, sei es im Bureau, sei es

auf neutralem Ort oder gar in den friedlichen Räumen seines homes. Schrecklich! Nein, das thäte er nun und nimmermehr. —

Nämlich: Rosner[1] war hier, hatte den Muth (den ich nie hätte) ihn zu fragen. Er verrieth mir, daß aus Adolfs Antwort ersichtlich gewesen sei: aus Liebe zur Kunst und zu Euch würde er wohl sich dazu entschließen können. Doch — mit Vorbehalt dessen, was ich eben sagte: den Regisseuren und Baron Hofmann lassen, was ihres Amtes ist und von ihm nur das verlangen, wofür er der rechte Mann wäre.

Verzeihen Sie mir diesen freundschaftlichen Rath, auch wenn er zu dreist sein sollte. — Reden Sie, bitte, mit Rosner baldigst. Ich hatte nach der Unterredung mit Rosner die Empfindung: „An Euch liegt's, ihm's in richtiger Form zu bieten." Also allen Segen! —

Jedes Ihrer goldenen Worte über Erdmann habe ich — und ich bin nun stolz darauf — oft gesagt. Ihnen wird er's besser glauben. Darin red' ich ihm zu, so viel ich kann. Ich denke, er macht's gleich und kommt dann baldigst. Drängen Sie ihn nur noch wegen Erdmann etwa amtlich mal zum baldigen Kommen, bitte.

Adolf sagte mir neulich: „Du hast ja ordentlich eine Wuth auf Erdmann." — Denn ich fand, er sei zu wenig menschlich, zu sehr Prediger und Alles Besserwisser.

Ihr Brief hat mich ungemein gefreut; wird auch Adolf freuen; jetzt bringe ich ihn hinauf. — Herzlichste Segenswünsche für Erdmann und die Burg-Sache!

In treuer Verehrung Ihre Auguste.

[1] Leopold Rosner, Schriftsteller, geboren am 21. Mai 1838 in Pest, von 1858 bis 1861 Schauspieler an verschiedenen Bühnen, widmete sich dann dem Buchhandel und gründete 1871 eine eigene Verlagsanstalt in Wien; gestorben in Wien 23. Juli 1903.

Heinrich Laube an Sonnenthal.

Wien, den 6. September 1881.

Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, dann muß der Prophet zum Berge gehn.

Sie hatten, werter Freund, vor etwa sechs Wochen in

Gastein die Freundlichkeit mir zuzusagen, daß Sie am 1. September in Wien zu mir kommen, und sich ein neues Lustspiel nach altem Stoffe zur Lectüre holen würden.

Da Sie nun heute, bis zum 6. September, nicht gekommen sind, muß ich wohl annehmen, Sie haben die Kleinigkeit vergessen. Ich bin aber von dem Verfasser, Harry Grien,[1] — denn ich habe an dem Stücke nur reparirt — arg gedrängt, bei der schon begonnenen Saison mit dem Manuskript nicht länger zu zögern, und zunächst es drucken zu lassen. Dies möcht' ich aber nicht gern eher thun, als bis ich eine Vorstellung gesehn — sie ändert ja immer am ersten Manuskript. Deshalb schicke ich Ihnen nun das Lustspiel mit der Bitte, es in den nächsten Tagen zu lesen. Es ist kurz und liest sich rasch. Meinen Sie dann, es für das Burgtheater nicht brauchen und nicht bald brauchen zu können, so muß ich dem Verfasser nachgeben und es doch drucken lassen, um es versenden zu können.

Ich wiederhole Ihnen, daß es mir wünschenswerth ist, meine Mitthätigkeit mit keiner Silbe erwähnt zu sehen, da sie nur Reparaturen betrifft. Die letzte hat mir den August gekostet. Ich las es vor — meinem Sohne und meiner Pflegetochter — und wir fanden, daß ein Gegensatz des alten Stoffs für die heutige Empfindungsweise des Publikums gemildert werden müßte. Das hat eine Umarbeitung des letzten Aktes nöthig gemacht.

Es ist zwar ganz auf die Hauptvorgänge des alten Stücks gebaut, aber sie sind modern motiviert worden, und dazu mußte doch die Charakteristik der Personen eine neue werden. Von Worten des alten Stücks konnte nichts gebraucht werden. Es ist also vom ersten bis zum letzten Worte neu geschrieben und ist dadurch wohl eine Sorte neuen Stücks geworden.

Es hat dankbare Rollen und den Vortheil, daß es in der Schröder'schen Bearbeitung bis vor dreißig Jahren ein Lieblingsstück im Burgtheater war. Anfangs der fünfziger Jahre hab' ich's noch einmal gegeben, mußte es aber dann verschwinden lassen, da sich die Motivierung als veraltet darstellte.

Ihrer Erwiderung entgegensehend, grüße ich Sie als Ihr

ergebener

Laube.

[1] In der „Vorbemerkung" zum 28. Bande der von ihm herausgegebenen Werke Laubes sagt Houben: „Unter dem Pseudonym Harry Grien ließ Laube 1881 ein vieraktiges Lustspiel ‚Frundsbach' drucken, das er nach Farquhars alter Komödie ‚Sir Harry Wildair' (1771) und nach Schröders Bearbeitung dieses Stückes ‚neuerdings bearbeitet' hatte. ‚Frundsbach' scheint nicht die Bretter betreten zu haben."

Franz Keim[1] an Sonnenthal.

St. Pölten, September 1881.

Hochverehrter Herr und Künstler!

Nochmals herzlichsten Dank für die gütige Nachricht und für Alles, wofür mir die Worte fehlen. Sobald ich auf einen Tag nur die Schulfesseln abschütteln kann, so danke ich persönlich; was bestimmt anfangs Oktober geschieht. Die vortreffliche von Ihnen projektierte Besetzung der Titelrolle legt mir den Gedanken nahe, daß ich mir vielleicht in nächster Zeit erlaube, ein Exemplar des Stückes an Fräulein Wessely zu senden, um mich ihr auf diese Art gleichsam aus der Ferne vorzustellen.

Der Mensch muß bescheiden und genügsam sein, daher bezwinge ich vorläufig alle weiteren Herzenswünsche, deren gewaltigster allerdings darin bestände, daß ich auch in nicht zu ferner Zeit das Glück erleben könnte oder möchte, Ihnen, (meinem wahrhaften Wohlthäter, dem größten Schauspieler meiner Zeit) eine Tragödie und eine Titelrolle widmen zu dürfen.

Also vorläufig bin ich still und bescheiden und träume von keinen Illusionen, obgleich ich nicht leugnen will, daß ich später einmal, wenn „Sulamith"[2] vorüber und glücklich vorüber ist, um die Erlaubnis bitten werde, Ihnen zur Lectüre und Beurtheilung das fünfaktige Trauerspiel „Rodenstein, der wilde Jäger" einsenden zu dürfen. Es wurde bereits im Leipziger Lessingverein von einem Künstler mit größtem Glück recitirt.

Die Götter segnen Sie!

Tausend Dank von Ihrem dankbar

ergebenen

Keim.

[1] Professor Franz Keim, dramatischer Schriftsteller, geb. 28. Dezember 1840 zu Altlambach. — [2] „Sulamith“, Trauerspiel in fünf Akten von Franz Keim, wurde am 3. November 1882 zum erstenmal am Burgtheater aufgeführt. Den Salomon gab Herr Robert, die Sulamith Fräulein Wessely.

Sonnenthal an Dr. August Förster.

Wien, 26. September 1881.

Bester Freund!

Ich komme eben aus der Generalprobe von „Johannes Erdmann“ und trotz meiner Abspannung und Aufgeregtheit (na, Du kennst mich ja) halte ich diesen Moment für den richtigen, Dir für Deine letzten lieben Zeilen zu danken.

Hinsichtlich des Directions-Stuhles magst Du wohl recht haben — er wird für Jeden ein schwerer Posten werden. Trotz alledem hättest auch Du ihn ausgefüllt. Wer ihn einnehmen soll, ist noch nicht entschieden. — Und auf wie lange?! — Ich kann nur sagen, daß es mir sehr nahe geht, denn ich liebe unser Institut und hänge mit allen Fasern meines Seins und Könnens an ihm und der geringste Ruck daran berührt meinen Lebensnerv. Nun, wie Gott will! — —

Ich komme also von der Generalprobe. Über das Stück ein objektives Urtheil zu sagen, fällt mir sehr schwer. Ich bin zu sehr engagirt. Aber nach meinem persönlichen Eindruck zu schließen, muß es einen Erfolg haben, in den zwei ersten Akten sogar einen bedeutenden. Die Furcht eines „peinlichen“ Eindrucks ist hier nicht zu besorgen, wie bei Fabricius, obgleich der Schluß, wenn auch ethisch versöhnend, dramatisch doch unbefriedigt lassen wird. Die Frau stirbt an Gift. — Das Ganze ist aber doch so durchgeistigt und zwischen den erschütterndsten Scenen geht ein so gesunder, origineller, echt Wilbrandt'scher Humor durch, daß man Zeit hat, aufzuathmen. Kurz, ich glaube daran. Es wäre mir leichter gewesen, Dir übermorgen das Factum des Gefallens oder Nichtgefallens einfach mitzutheilen, aber es reizte mich, Dir meinen eigensten Eindruck zu sagen. Das Schicksal wirst Du ja aus den Zeitungen erfahren. Doch mag dies wie immer sein, Wilbrandt

bleibt trotzdem einer der besten dramatischen Schriftsteller, die wir momentan besitzen.

Nun noch eins, denn ich bin jetzt wirklich sehr müde. Du kannst Dir wohl denken, wie unendlich gern ich einmal bei und mit Dir wieder spielen möchte, aber Hamburg hat meine ganze freie Zeit und ich habe nicht einen Tag mehr für mich. Jedenfalls danke ich Dir für Deine liebenswürdige Einladung und grüße Dich und die Deinen aufs Herzlichste als Dein

treu-ergebener

A. Sonnenthal.

Wilbrandt hatte sich um diese Zeit noch nicht zur Annahme der Direktion entschieden und hatte es überhaupt zur Bedingung gestellt sie nur auf wenige Jahre zu übernehmen. Erst am 10. November 1881 erfolgte endlich seine Ernennung zum Direktor des Burgtheaters. Nach langem Schwanken hatte er sich dennoch entschlossen, sein ruhiges beschauliches Dichterleben mit dem aufreibenden und aufregenden Beruf eines Bühnenleiters zu vertauschen. Die Bedingungen, die er der obersten Behörde der Theaterdirektion zur Annahme des verantwortungsvollen Amtes, das ihm anvertraut werden sollte, stellte, wurden akzeptiert. In allen künstlerischen Fragen sollte die selbständige Entscheidung ihm überlassen bleiben, alles Administrative, das er von vorneherein ablehnte, wurde der Mitentscheidung der Generalintendanz eingeräumt. Am 1. Dezember 1881 trat Wilbrandt sein Amt als artistischer Direktor des Burgtheaters an. Am 30. November fand seine Vorstellung und Begrüßung vor dem gesamten Personale des Burgtheaters statt. Sonnenthal mußte krankheitshalber — ein kleines Nachwehen seines überstandenen Leidens — diesem feierlichen Akte fernbleiben.

Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

Wien, 30. November 1881.

Mein Theuerster!

Während ich auf „Schwingen rasch wie der Andacht und der Lieb' Gedanken“ zu Dir stürmen möchte, bin ich leider heute ans Zimmer gefesselt und kann Dir nur mit „bleierner“ Hand meine Grüße senden. Ein Cyclope mit halbem Auge, aber mit ganzem Herzen, bin ich im Geiste bei Dir — und

freue mich dieses Augenblicks, wo uns Dr. Adolf Wilbrandt als Director des Burgtheaters vorgestellt wird, von ganzer Seele.

Heil Dir, Heil uns Allen!

Für immer Dein

treu ergebener

Adolf.

Auguste Wilbrandt-Baudius an Sonnenthal.

Wien, 7. Dezember 1881.

Verehrter Freund!

Nochmals: Dank! — Dank für Alles!

Gern sagte ich Ihnen dies mündlich. Doch ich muß zu Hause bleiben, um das Chaos der neuen Wohnung zu lichten. — Bei diesem Brief hatte ich acht Unterbrüche. Und zwei Briefe zerriß ich gestern und heute, da ich mich verschrieben hatte bei zahllosen Unterbrechungen. —

Viel lieber spräche ich Sie, besuchte Sie armen Patienten. Doch es geht Ihnen, Gottlob, ja fast wieder gut, und bald kommen Zeiten, wo wir ohne Handwerker leben und statt ihrer mit Künstlern. Statt Sägen und Pochen hören wir edle Worte aus Künstlermund, und drücken dann endlich den Freunden die Hand.

Allen Segen den beiden Adölfen!

Seid lange zusammen glücklich!

Ich glaube daran; nicht nur, weil ich es hoffe.

Ihre treu ergebene herzlich grüßende

Auguste Wilbrandt.

1882—1887

Unter Wilbrandts Direktion

Professor Dr. Heinrich Bulthaupt[1] an Sonnenthal.

Bremen, 7. April 1882.

Hochzuverehrender Herr!

Gestatten Sie mir im Namen vieler hiesiger künstlerisch gesinnter Freunde die ergebene Anfrage, ob Sie (selbstredend bei gebührendem Entgegenkommen seitens der hiesigen Direction) während Ihres Hamburger Gastspiels[2] oder nach demselben eine Gastrolle auf dem Bremer Stadttheater geben würden? Das allseitigste wärmste Interesse glaube ich Ihnen verbürgen zu dürfen. Man ist sehr begierig, Sie kennen zu lernen und findet es befremdlich, daß die Direction, wie es scheint, bislang keine Schritte gethan hat, um den Bremern einen so singulären Kunstgenuß zu vermitteln.

Ich selbst reise für die beiden Osterfeiertage nach Hamburg, um Sie als „Narciß" und „Kean" zu sehen. Müßte ich nicht fürchten, daß Sie allzusehr in Anspruch genommen sind, so würde ich mir erlauben, Sie aufzusuchen — so unterlasse ich es lieber. Sollten Sie gleichwohl Zeit finden, mich zu sprechen, so bitte ich um eine Nachricht in's Hotel Belvedere am Alsterbassin. Aufrichtig: es wäre mir eine große Freude, den von mir lange bewunderten Künstler, den einzigen lebenden, vor dem ich alle Waffen senke, kennen zu lernen.

Dabei weiß ich allerdings gar nicht, ob Sie mich kennen und ob Ihnen meine Bekanntschaft nicht vielleicht ganz gleichgültig ist. Vielleicht bin ich Ihnen als Poet und Dramaturg einmal begegnet — vielleicht auch nicht. Jedenfalls thut es

für meine Anfrage nichts zur Sache. Jedenfalls bitte ich, falls ich in Hamburg nicht das Vergnügen habe, Sie zu sprechen, um eine geneigte baldige Antwort an meine hiesige Adresse.

In aufrichtiger Verehrung Ihr

Dr. Heinrich Bulthaupt.
Stadtbibliothekar.

[1] Professor Dr. Heinrich Bulthaupt, Bühnendichter, Dramaturg und Kritiker, geb. 26. Oktober 1849 zu Bremen, gest. 21. August 1905 zu Eilsen. — [2] Vom 25. März bis 30. April 1882 hatte Sonnenthal sein zweites Gastspiel in Hamburg absolviert.

Coquelin[1] an Sonnenthal.

November 1882.

Mon bien cher Sonnenthal!

Comment voulez-vous que je vous remercie, vos camarades et vous, de l'honneur que vous m'avez fait hier soir?[2]

Il n'est pas de parole, qui puisse vous dire mon étonnement, ma gratitude et ma reconnaissance. J'ai été touché jusqu'au fond de l'âme de cette preuve d'estime dont j'apprécie l'inestimable valeur. J'espère revenir en Janvier. J'irai personnellement vous remercier tous, mais je ne puis partir sans vous dire à tous que je vous serre les mains, que je vous embrasse et que je suis bien fraternellement à vous.

Coquelin.

PS. Les portraits que je trouve les seuls bons, vont m'arriver de Paris. Je vous les enverrai aussitôt avec prière de les remettre à vos amies et amis. Encore à vous, mon ami, de tout mon cœur.

Coquelin.

[1] Benoit Constant Coquelin, berühmter französischer Schauspieler, geb. 23. Januar 1841 zu Boulogne, gest. 31. Januar 1909 zu Paris. Im Jahre 1882 — im November — kam Coquelin zum erstenmal als Gast nach Wien, woselbst er sehr gefeiert wurde. U. a. fand am 26. November

im Carltheater zugunsten des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" eine Matinée statt, in welcher Coquelin und Sonnenthal in dem Einakter „Väter und Töchter" von Sigmund Schlesinger zusammen auftraten. Die Töchter wurden von Fräulein Hohenfels und Fräulein Marie Schlesinger dargestellt. — [2] Zum Abschied von Wien wurde Coquelin von den Künstlern des Hofburgtheaters, unter der Führung Sonnenthals, ein silberner Lorbeerkranz überreicht.

Bernhard Baumeister an Sonnenthal.

Wien, 3. April 1883.

Lieber Adolf!

Vor Allem — Glück auf zum neuen Hamburger Fischzug! — Eine Bitte. Sollte in Hamburg oder den umliegenden Orten das Fach der jugendlichen Helden irgendwo erledigt sein, so denk ein wenig an Dein Protektionskind Sch. Er hat leider von Buchholz aus München eine ausweichende Antwort erhalten und es steckt in dem Jungen Zeug genug drin. —

Dir gehts gut, lieber Bruder? Ich höre, du wirst eine großartige Wechselstube errichten, wenn Du nach Wien kommst. Nun, meine Kundschaft ist Dir gewiß. Wir machen hier ausverkaufte Häuser und haben alle Woche ein neues Jubiläum. Der Amerikaner Booth ist hier, scheint aber keine großen Triumphe zu feiern. Mach, daß du bald wieder zu uns kommst. Überall ist's gut, aber zu Hause am besten.[1]

Herzlichen Gruß. Dein alter Freund und Puppenspieler

Bernhard Baumeister.

Sonnenthals drittes erfolgreiches Gastspiel in Hamburg unter der Direktion Pollini begann am 10. März mit „Othello" und endete am 13. April mit „Hamlet". Vorher war Sonnenthal in dieser Saison besonders tätig am Burgtheater gewesen. Am 2. und 3. Januar 1883 vor allem war eine Neueinstudierung des „Faust" I. Teil in der Einrichtung Wilbrandts für zwei Abende und daran anschließend am 4. Januar zum erstenmal überhaupt auch der zweite Teil des „Faust" (an einem Abend) unter unbeschreiblichem Beifalle des Publikums wie der Presse zur Darstellung gelangt. Sonnenthal spielte in diesen wahrhaft großartigen Aufführungen den Faust, Fräulein Wessely das Gretchen, Lewinsky den Mephisto, Frau Wolter die Helena, Fräulein Hohenfels den Euphorion, Gabillon den Erdgeist, Hartmann den Kaiser. Aber auch alle anderen Rollen ohne Ausnahme waren durchwegs mit den

hervorragendsten Künstlern des Burgtheaters in geradezu glänzender Weise besetzt, worunter besonders Frau Kratz als Marthe Schwerdtlein, Thimig als Schüler und Bakkalaureus, Arnsburg als Wagner, Kraftel als Valentin, Helene Hartmann als Hofdame, Zerline Gabillon als Sorge, Meixner als Hofnarr, Ludwig Gabillon als Wanderer, Frau Wolter als Böser Geist genannt sein sollen. — Diese Einrichtung des „Faust" für drei Abende war die glänzendste Tat Wilbrandts als Direktor, diese Vorstellungen gehörten zu den unübertrefflichsten und bisher noch unübertroffenen des alten Burgtheaters, die allen denen, die ihnen beiwohnten, zu einem unvergeßlichen Erlebnis wurden. Der Faustzyklus wurde fünfmal vor Sonnenthals Urlaubsantritt wiederholt, zum letztenmal am 14., 15. und 16. Februar. — Dazwischen fand aber am 27. Januar die Erstaufführung von Bauernfelds dreiaktiger Tragikomödie „Des Alcibiades Ausgang" statt, in der Sonnenthal den Alcibiades spielte, und am 23. Februar ging Wilbrandts Schauspiel in fünf Akten, „Assunta Leoni", in dem Sonnenthal gleichfalls eine hervorragende Rolle darzustellen hatte, mit gutem Erfolg über die Bretter des Burgtheaters und erlebte in rascher Aufeinanderfolge noch fünf Wiederholungen vor Sonnenthals Abreise. Sonnenthal nahm dieses Stück auch in sein diesjähriges Hamburger Gastspielrepertoire auf. — Am 14. April kehrte er wieder nach Wien zurück und trat zwei Tage später als Bolingbroke in Scribes „Glas Wasser" vor das Wiener Publikum. Am 18. April notiert das „Tagebuch" eine Vorstellung des „Fabricius" „in Anwesenheit des amerikanischen Tragöden Edwin Booth." —

Auguste Wilbrandt-Baudius an Sonnenthal.

Wien, 19. April 1883.

Verehrtester!

Edwin Booth[1] — (ich sagte ihm eben Adieu auf der Bahn) — beauftragte mich, Ihnen seine größte Hochschätzung auszudrücken für Ihre herrliche Leistung als „Fabricius". Er sagte: „Nach dieser Leistung traue ich Herrn Sonnenthal das Höchste zu. Ich hätte ihn vor Allem als ‚Antonius' und als ‚Faust' sehen mögen." Er hätte auch in „Othello" mit Sonnenthal spielen mögen. „Das hätte freilich viel mehr Zeit gekostet." — Er freute sich, daß Sie ihn als Jago gesehen hätten und daß, wie ich ihm sagte, Sie applaudirt hätten. — Ich mußte ihm fest versprechen (fließend schweigend, die Hand betheuernd an min Hart) daß ich Ihnen das Alles sagen wolle mit seinem Dank.

Es wird mir auch nicht schwer, denn der Mann hat Recht. Er hat wunderschöne Augen — verzeihen Sie diese unsachliche Abschweifung — er hat auch eine unendlich sympathische Tochter, die Sie noch mehr interessiren würde, als seine Augen, und die auch denselben Eindruck von Ihnen hatte.

Ihren Freund, Dichter und Direktor, der Sie herzlichst grüßt, führte ich eben in den Stadtpark zum ersten Ausgang.

For ever Ihre treu ergebene

Wilbrandt-Baudius.

[1] Edwin Booth, amerikanischer Tragöde, geb. 13. November 1833 in Maryland, gest. 7. Juni 1893.

Oscar Blumenthal[1] an Sonnenthal.

Berlin, den 1. Dezember 1883.

Verehrtester Herr und Freund!

Einliegend mein neues Lustspiel „Der Probepfeil", der zu Weihnachten im „Deutschen Theater" zur Aufführung kommen wird. Ich sende es gleichzeitig mit diesem Briefe officiell an Herrn Direktor Wilbrandt und wäre unendlich glücklich, wenn ich diesmal den Weg ins Burgtheater fände! Die Societäre des „Deutschen Theaters" haben das Stück einstimmig angenommen, obwohl ich es unter dem Pseudonym „Otto Guhl" einreichte und Niemandem meine Autorschaft bekannt war. Alle Welt sagt mir nun, daß es mir geglückt ist, diesmal den Ton des feinen Lustspiels festzuhalten. Alle Welt sagt mir, daß Sie in der Rolle des Barons Leopold von der Egge eine Bereicherung Ihres Gastspielrepertoires erblicken würden — (ein Seitenstück zu Ihrem Dumas'schen „père prodigue") — und so habe ich denn das Lustspiel dem Burgtheater eingereicht, obwohl ich fast (aus persönlichen Gründen) die Besorgnis hegen muß, kein recht willkommener Gast zu sein . . .

Darf ich von Ihrer Freundschaft hoffen, Verehrtester, daß Sie das Stück recht bald lesen und mir darüber schreiben?



Sonnenthal als Faust.
(II. Teil.)

Darf ich hoffen, daß Sie die Annahme befürworten? Darf ich zum Mindesten erwarten, daß Sie sich, wenn man mir nun einmal die Pforten des Burgtheaters vielleicht nicht öffnen will, bei Ihren Gastspielen für die Rolle interessieren? Sie würden durch eine schnell orientierende Zeile aufrichtig und dauernd verpflichten Ihren treuen Verehrer

Oscar Blumenthal.[2]

[1] Dr. Oscar Blumenthal, dramatischer Schriftsteller, Dramaturg und Publizist, geb. 13. März 1852 zu Berlin. — [2] „Der Probepfeil", Lustspiel in vier Akten von Oscar Blumenthal, ging am 20. Oktober 1884 mit großem Erfolge zum erstenmal über die Bretter des Burgtheaters und wurde ein beliebtes Repertoirestück dieser Bühne.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Donnerstag, 20. März 1884.

Ich kann nicht umhin, dem großen Künstler meinen innigsten Glückwunsch zu seinem gestrigen Erfolge auszusprechen.[1] Ihre Leistung als Wallenstein war mustergiltig in jeder Beziehung! Es ist nichts daran auszusetzen — und man hat nur Worte der bewunderndsten Anerkennung. Sie waren so einfach, so edel, so innig, so wahr! Bravo! Bravo! Bravissimo!! —

Wie jammerschade, daß die herrlichen Aufführungen unterbrochen werden müssen!

Feiern Sie Triumphe in Rußland und kehren Sie uns bald, recht bald zurück, lieber Sonnenthal!

Gott befohlen! — Glückliche Reise und glückliche Heimkehr!

Fürstin von Metternich.

[1] Am 17. und 19. März 1884 — unmittelbar vor Sonnenthals Abreise nach Rußland — gelangte die Wallenstein-Trilogie neu einstudiert zur Darstellung am Burgtheater. Sonnenthal spielte zum erstenmal in den beiden Vorstellungen „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" den Wallenstein.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Donnerstag, 20. März 1884.

Meine engelsgute Fürstin!

Mit einem Fuß im Reisewagen kamen mir noch Ihre lieben guten Zeilen zu, die mich als Talisman begleiten mögen. Sie haben mir eine große Freude bereitet, ja Sie haben mich stolz gemacht. Nach Ihren freundlichen Zeilen über „Piccolomini" war ich in noch größerer Aufregung, denn ich wußte was noch nachkam und daß die Entscheidungsschlacht noch bevorstand, und dachte nur immer: wenn nur meine verehrte Gönnerin ihr Lob nicht wird reducieren müssen! — — und nun kommen heute diese beglückenden Worte, die mir aus Ihrem Munde von doppeltem und dreifachem Werte sind. — Gott lohne es Ihnen, meine theure Fürstin, und ich habe zum Abschied nur noch den einen Wunsch: Erhalten Sie mir Ihre freundschaftliche und künstlerische Theilnahme, wie ich ja nie aufhören werde von ganzer Seele zu bleiben meiner hohen Gönnerin treu ergebener

A. Sonnenthal.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Petersburg,[1] den 28. März 1884.

Mein werthester Freund!

Vorgestern erhielt ich von meiner Tochter Ihre Besprechung des Wallenstein.[2]

Sie haben mir schon viele glückliche Stunden bereitet, ich danke Ihnen im Laufe der Jahre so Vieles des Belehrenden, Erhebenden und Begeisternden, aber so künstlerisch stolz bin ich noch nie gewesen, als nach dieser Ihrer Kritik meines Wallenstein. Und warum? weil, wie Sie sehr wahr eingangs Ihrer Besprechung bemerkten, kein Mensch ihn mir zugetraut hat. Schon vor einem Jahr sprach ich mit Wilbrandt darüber und äußerte den Wunsch, den Wallenstein zu spielen — es war das erstemal, daß ich überhaupt eine Rolle verlangt habe. Er

stutzte, sah mich bedächtig an, brachte alle möglichen Gründe vor, die mich schließlich dermaßen einschüchterten, daß ich verdutzt von dannen ging. Nun habe ich aber gerade wo es sich um ernste, schwierige künstlerische Probleme handelt, einen nicht zu bezähmenden Ehrgeiz, und der Friedländer ging mir nicht aus dem Kopf. Zum Schluß der vorigen Saison brachte ich die Wallenstein-Frage vor dem ganzen Regie-Collegium zur Sprache und siehe da — nicht Einer traute mir die Rolle zu. Sie machten geltend, daß wenn ich auch in anderen Charakterrollen schon Glück gehabt hätte, so wäre in diesen immer noch der Liebhaber maßgebend gewesen, während der Wallenstein so ganz und gar außer meiner Individualität läge. Das reizte mich, mehr brauchte man mir nicht zu sagen, um meinen Entschluß unabänderlich zu machen, die Rolle, wenn auch nicht in Wien, so doch auf meinen Gastspielen zu versuchen. Nun denken Sie sich meine Überraschung, als mir zu Anfang der jetzigen Saison Wilbrandt die Mitteilung machte, ich würde nun doch den Wallenstein spielen. Aber anstatt mich über diese Nachricht zu freuen, war ich steinunglücklich; denn jetzt stiegen alle Bedenken des Directors und der Collegen vor mir auf: wenn sie am Ende Recht behielten, wenn ich mich getäuscht hätte, wozu dieses gewagte Experiment? und so weiter. Mein Ehrgeiz war aber doch noch mächtiger — er übertönte alle diese inneren Stimmen, und, nicht rechts nicht links mehr hörend, ging ich dran.

Soll ich Ihnen nun noch erzählen, mit welchem Hangen und Bangen ich die erste Aufführung herannahen sah, wie ich glücklich war, daß diese immer wieder verschoben wurde, und wie viel ich darum gegeben hätte, wenn sie gar nicht dran gekommen wäre — — — und nun diese Worte der Anerkennung von Ihnen, Speidel! — Wohl haben Sie Recht: einen vollkommenen Wallenstein konnte und durfte man nicht das erstemal von mir erwarten, auch nicht das zweite- und drittemal — eine solche Riesenaufgabe muß sich geistig und physisch setzen, man muß vollkommen über der Sache stehen, um sie ganz beherrschen zu können. Aber in Jahr und Tag hoffe ich Ihre Worte nicht Lügen zu strafen: daß aus meinem Wallenstein

noch etwas Ganzes werden kann und wenn es mir gelingt, so habe ich es in erster Reihe Ihren warmen, wohlwollenden, künstlerisch anregenden Worten zu danken. —

Soll ich Ihnen nun auch noch sagen und erzählen, wie gut es mir hier geht, daß die deutsche, russische und französische Presse einstimmig in Lob überströmt, daß das Publikum enthusiasmiert ist, und daß ich oft glaube vor Italienern und nicht vor Russen zu spielen? Ja, es macht mir Freude, einem fremden Publikum zu gefallen, aber ich war dermaßen von Wallenstein preoccupirt, daß ich gar nicht an mein russisches Gastspiel gedacht, noch jetzt ernstlich daran denke, und man konnte mir keine größere Freude bereiten, als daß man heute ohne mein geringstes Hinzuthun Ihre ganze Wallenstein-Besprechung im hiesigen Herold abdruckte. ...

Übrigens nimmt das Gastspiel meine ganze Zeit in Anspruch und von Petersburg habe ich noch eigentlich gar nichts gesehen, doch hoffe ich die nächsten Tage, wo ich nur Wiederholungen habe, das Versäumte nachzuholen ... Dienstag gehe ich mit der ganzen Gesellschaft, die, nebenbei gesagt, sehr tüchtig ist, nach Moskau, um dort aufs Neue zu beginnen.

In den ersten Ostertagen, wills Gott, komme ich nach Hause — ich kanns diesmal kaum erwarten, und wäre es auch nur, um Ihnen persönlich die Hand drücken zu können und Vieles, Vieles mit Ihnen zu besprechen; denn als ich von Ihnen Abschied nahm, wußte ich noch nichts von meiner neuen Würde?! die eigentlich schon vor sieben Jahren unter Dingelstedt contractlich festgestellt wurde, und der ich damals kein weiteres Gewicht, als das einer kleinen Zulage beilegte, die aber jetzt zu einer gewissen Bedeutung erhoben werden soll.[3] Darüber, mein werter Freund, und noch über manches Andere will ich mir Ihren wohlmeinenden Rath erbitten.

Bis dahin aber grüße ich Sie und Ihre liebe Frau und Kinder von ganzem Herzen als Ihr

treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Unter der Direktion Paradies, der mit einer Moskauer deutschen Theatergesellschaft reiste, gastierte Sonnenthal vom 23. bis 31. März 1884 in Petersburg und vom 2. bis 13. April in Moskau. — [2] Abgedruckt in dem Bande „Schauspieler", dem IV. Bande von Speidels gesammelten Schriften. — [3] Am 16. März 1884 erhielt Sonnenthal durch die Generalintendanz der k. k. Hoftheater die Ernennung zum Oberregisseur, in welcher Eigenschaft er, wie es in der amtlichen Zuschrift heißt, „aus dem Turnus der Monats-Regie auszuscheiden, hingegen alle anderen Funktionen der Regisseure beizubehalten, zugleich aber in besonderer Vertrauensstellung als Beirath und Gehilfe des artistischen Directors nach dessen Bedürfnis und Ermessen zu fungiren und im gegebenen Falle denselben zu vertreten hatte". Sonnenthal kehrte am 16. April von seinem russischen Gastspiel zurück und feierte am 18. desselben Monats sein Rentrée am Burgtheater als Wallenstein in „Die Piccolomini". Eine Vorstellung von „Wallensteins Tod" folgte am 20. April. Die Wallenstein-Trilogie gelangte bis zum Schlusse des Spieljahrs 1884 noch dreimal zur Wiederholung.

Ludwig Speidel an Sonnenthal.

Mattighofen, Ob.-Ö., 2. August 1884.

Liebster Freund!

Es wäre schön von Ihnen, wenn Sie mir umgehend einige Bemerkungen über Laube's[1] gleichsam interne Leitung des Burgtheaters schicken würden. Sie kennen ihn ja bis unters Hemd.

Ich und Familie grüßen meinen besten Mitarbeiter vielmals.

Ihr Ludwig Speidel.

[1] Am 1. August 1884 war Laube in Wien gestorben.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Bad-Gastein, 5. August 1884.

Theuerster Freund!

Vor Allem entschuldigen Sie, wenn meine Antwort etwas verspätet eintreffen sollte, allein Sie glaubten mich schon in den blauen Fluten des Grundelsees, während ich noch in der unentschiedenen Farbe des Gasteiner Wassers herumplätschere.

Ihr Brief mußte also eine kleine Gebirgstour machen, ehe er zu mir gelangte.

Also Laube! Und Sie wollen von mir erst etwas über ihn hören? Sie, der Sie ihn hundertmal und so zutreffend charakterisirten? Es ist wahr, Sie haben ihn nicht, so wie ich, in Hemdärmeln bei der Arbeit gesehen und Ihre Frage über den „internen“ Laube hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Ja, der interne Laube! Sie begreifen, wenn ich Laube sage, meine ich das Theater. Das interne Theater, das war sein Element, seine Lebensluft. Der Dichter, der Politiker waren nur Mittel zum Zweck, er nützte sie nur fürs Theater. Dort arbeitete er mit Lust, mit Liebe, mit Leidenschaft, mit Geist und Verstand. Er war, wenn ich so sagen darf, der theoretische Schauspieler und ich glaube, bei einigermaßen äußerer Repräsentation wäre er der größte darstellende Künstler geworden. Ich hatte Gelegenheit im Laufe der Jahre ihn in den heterogensten Charakteren für die jeweilig abwesenden Darsteller die betreffenden Rollen markiren zu sehen und zu hören, und mit welcher Vollendung und mit welcher Leidenschaft that er dies! Es ereignete sich einmal, daß zu einer Duo-Scene der betreffende Herr und die Dame fehlten; die Scene konnte einfach überschlagen werden. Laube ließ sich's aber nicht nehmen, er markirte, vielmehr spielte, beide Rollen; wir traten Alle in die Coulissen und waren entzückt. Und wie arbeitete er in den Proben! Er legte dem Schauspieler erst die Rolle zurecht durch Streichen, Ändern, Umarbeiten des Stückes — er nannte dies: zu Faden schlagen. Dann kam die feinere Ciselirung und da mußte alles heraus, was in der Rolle war, bis aufs letzte I-tüpfelchen. Er war darin keineswegs so eigensinnig, wie man ihm vorzuwerfen pflegte, er trug immer der Individualität des Künstlers Rechnung. Ein Beispiel: Es war in der Probe von „Ella Rose“. Der Dichter Gutzkow war zugegen. Fichtner spielte die Hauptrolle — und Gutzkow erhob gegen Laube Einwendungen gegen Fichtners Auffassung. „Sie mögen Recht haben,“ entgegnete ihm Laube, „aber bitte, den lassen Sie nur selbst machen, er macht es schließlich besser, wie Alle.“ — Wenn nun so ein Stück von Probe zu Probe wuchs

und immer klarer und fertiger heraustrat und er in der letzten Probe das Buch zuklappte, da blieb noch Alles auf der Bühne, bis er aufstand, seinen Hut aufsetzte und in seiner knappen Weise sagte: „Es wird gehen! Guten Morgen!" Wenn er dies sagte, so konnte man in hundert Fällen neunundneunzigmal des Erfolges gewiß sein, ich meine des Erfolges der Darstellung — der sichere Erfolg eines Stückes liegt ja, wie Sie wissen, außerhalb unserer Berechnung.

Wie er mit dem Theater, mit dem Schauspieler lebte, das konnte man so recht am Abend einer Première ersehen. Ich hatte oft Gelegenheit, ihn in solchen Fällen von der Theaterloge aus zu beobachten. Ich glaube, er hatte noch mehr Lampenfieber als wir unten, denn er zagte und zitterte für jeden Einzelnen, er spielte jede Rolle in seiner Loge mit, er war im Theater der Vorlacher und Vorweiner (ja, der Vorweiner — bei einer leisen Biegung der Stimme liefen ihm die hellen Thränen über die Wange, schon in der Probe) und wenn nun gar der erhoffte Applaus ein wenig auf sich warten ließ oder gar ausblieb, da schlug er ungestüm in die Hände so lange, bis das Publikum mit einstimmte und dann stürzte er zum Aktschluß freudestrahlend auf die Bühne, pflanzte sich dort in der Mitte auf, trocknete den Schweiß — manchmal auch den Angstschweiß — von der Stirne, wir gruppirten uns um ihn, wie um einen Feldherrn, um die Parole zu empfangen, und die lautete kurz und bündig: „Gut ist's gegangen!" — Die Zwischenakts-Musik begann, und er saß schon wieder in seiner Loge.

Oftmals aber auch, wenn nur der kleinste Fehler geschah — wie ein Sturmwind sauste er dann auf die Bühne und gleich auf den Betreffenden zu: „Was haben Sie heute? Sind zerstreut, haben eine Pause gemacht!" — „Aber, liebster Direktor, ein Päuschen —" — „Ach, die Scene hat durch Sie ein Loch gekriegt, machen Sie's im nächsten Akt wieder gut" — — und weg war er. Und so Tag für Tag, Abend für Abend, Theater, nur Theater. — Er mußte schon sehr krank sein, wenn er einen Abend fehlte und Alles, auch die kleinste Rolle von dem kleinsten Schauspieler, interessirte ihn, zumal wenn er

sie zum erstenmale spielte. Ich war eines Tages zu seinem gewöhnlichen Empfang zwischen sechs und sieben Uhr in seinem Salon. Um sieben Uhr meldet der Diener, der Wagen sei da. „Was machst Du denn heute im Theater?“ frug seine Frau. „Verstl[1] spielt zum erstenmal den Bedienten.“ Stand auf und ließ uns Alle verblüfft zurück.

Solcher Beweise gibt es zahllose. Nur noch ein kleines Charakteristikon. Sie wissen, wie er mit Löwe stand. Sie haßten sich Beide ehrlich; wer von ihnen die größere Schuld trägt, will ich hier nicht untersuchen. Sie waren Beide meine väterlichen Freunde. Als ich nach Wien kam, zog ich zu Löwe, bei dem ich auch drei Jahre wohnte. Löwe meinte eines Tages, daß mir dies bei Laube keinen Nutzen bringen könnte, wenn ich bei seinem Todfeind wohnen bliebe — Laube dagegen äußerte in Bezug darauf: „Das ist sehr klug von Ihnen, daß Sie bei Löwe wohnen, von dem Mann können Sie viel lernen.“ — Er vergaß also in diesem Augenblick jede persönliche Abneigung und hatte wieder nur das Theater, sein Burgtheater, das Allgemeine vor Augen.

Man sprach auch viel von seinen kühnen Experimenten. Soll ich darüber klagen, ich, der ich gerade seinem kühnen Experimente mit mir (denn Sie erinnern sich ja, wie ich hierher kam) so Vieles, wenn nicht Alles verdanke! Und dennoch kann ich nicht umhin, Ihnen bezüglich darauf eine kleine Episode zu erzählen. Es war im Anfang meiner Wiener Lehrjahre, als ich eines Tages zu Laube ging und mich wegen Mangel an Beschäftigung beklagte. Er hörte mich ruhig und wohlwollend an, dann machte er eine Pause und sah mir lange ins Gesicht. Endlich sagte er ganz trocken: „Studiren Sie den ‚Franz Moor‘.“ — „Aber, Herr Director,“ rief ich erschrocken, „den Franz Moor?“ — „Ja, ich brauche einen Franz Moor.“ (Lewinsky war damals noch nicht bei uns.) „Liebster Doctor,“ erwiederte ich, „ich wollte eben um den Romeo petitioniren und Sie tragen mir den Franz Moor an?“ — „Dann müssen Sie eben noch ein wenig Geduld haben!“ Und mit einem freundschaftlichen Händedruck entließ er mich.

Wie viel könnte ich Ihnen noch von Laube erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, nur Altes aufzufrischen. Nur Eines noch, was Sie vielleicht nicht wissen dürften. Ich gastirte im Jahre soundsoviel[2] (nach einer Karlsbader Kur können Sie kein Zahlengedächtnis von mir fordern) in Leipzig — es war das letzte Jahr von Witte's Direction. Ich war mit Witte sehr befreundet und er animirte mich, sein Nachfolger zu werden und das Leipziger Theater zu übernehmen. Ich entgegnete ihm, daß ich zum Director nicht das geringste Talent in mir verspüre (wie auch heute noch nicht), daß ich ihm aber einen Namen nennen möchte, dem er es getrost übergeben könnte: Heinrich Laube. (Er war eben erst aus dem Burgtheater geschieden.)[3] „Ja, wenn Laube es übernähme!" — Wir wollen sehen. — Ich schrieb sogleich nach Karlsbad, wo sich Laube zur Kur aufhielt, in acht Tagen war er in Leipzig und in vierzehn Tagen war er Director des Leipziger Stadttheaters.[4] Und welcher Zufall! in Karlsbad war es jetzt, wo ich ihm einen Tag vor seiner Abreise zum letztenmale die Hand drückte.

Ich traf ihn in Gesellschaft von Frau Schratt.[5] — Er sah schon damals sehr, sehr leidend aus — sowie aber die Rede aufs Theater kam, gab es ihm einen Ruck, sein schönes blaues Auge blitzte in alter Jugendfrische und er sprach wieder lebhaft und voll sprühenden Geistes. Allerdings fiel er bald wieder in seine frühere Lethargie zurück. Endlich erhob ich mich, drückte ihm die Hand und meinte: „Nun, lieber Doctor, in Wien sehe ich Sie frisch und wohl wieder." „Ich danke für Ihren Trost, lieber Freund," entgegnete er, „aber ich glaube nicht daran!" — Das waren die letzten Worte, die ich von Heinrich Laube gehört. Ich entfernte mich mit der Schratt, wir gingen still nebeneinander her, vielleicht dachten wir dasselbe: daß wir diesen Mann wohl nie wiedersehen würden. Und wir sahen ihn nicht wieder. — — —

Nun, liebster Freund, werden Sie mir aber zugeben, daß ein acht Seiten langer Brief für einen Kurgast in Gastein keine kleine Aufgabe ist; doch diesmal wurde sie mir leicht, galt es doch, Ihrem Wunsche nachzukommen, und wenn Sie

Ein oder das Andere davon brauchen können, bin ich vollkommen befriedigt.

Tausend herzliche Grüße an Sie und die lieben Ihren von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Johann Verstl, Darsteller kleinerer Rollen am Burgtheater. — [2] Vom 3. bis 15. Juli 1868. — [3] September 1867. — [4] Laube berichtet in seiner „Geschichte des Norddeutschen Theaters“ und in seinen „Erinnerungen“ über seine Begegnung mit Witte in Karlsbad, woselbst er sich bereit erklärte, der Nachfolger Wittes in Leipzig zu werden. Die Leitung des Theaters selbst übernahm Laube erst am 1. Februar 1869. — [5] Katharina Schratt, k. u. k. Hofschauspielerin, geb. 11. September 1855 in Baden bei Wien, von 1873 bis 1879 unter Laube am Wiener Stadttheater, von 1883 bis 1900 am Burgtheater in hervorragender Stellung tätig.

Sonnenthal an Eugen Zabel.[1]

Wien, 5. September 1884.

Liebster Freund!

Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen ist Turgenjew endlich in meine Hand gekommen. Ich habe das Stück in einem Zug gelesen und war entzückt davon, wollte Ihnen aber nicht früher darüber schreiben, bis ich Ihnen über sein Schicksal etwas Positives sagen konnte. Nunmehr beeile ich mich, Ihnen im Namen Wilbrandts, der gleichfalls von dem Stück entzückt ist, anzuzeigen, daß er es mit größtem Danke für das Burgtheater angenommen, jedoch die Bedingung daran knüpft, daß es an unserer Bühne zuerst gebracht werden solle; daß dies in unserem eigenen Interesse sobald als möglich geschehen wird, dafür werde ich schon sorgen.

Und nun bitte ich Sie, sich wegen aller weiteren geschäftlichen, wie künstlerischen Details sofort mit Director Wilbrandt ins Einvernehmen zu setzen. Nur Eines möchte ich Sie gleich bitten, damit keine Zeit verloren gehe: uns die Original russischen Namen der Damen des Stückes bekannt zu geben, denn offenbar haben Sie diese ein wenig verdeutscht und ihnen damit das pikante russisch-charakteristische genommen. Man sagt z. B.

einer russischen Dame nicht: Frau Natalie — man fügt doch gleich ihren Familiennamen hinzu, wie etwa: Natalie Feodorowna, oder Wera Paulowna rc. rc. Ist's nicht so? Und diese Namen, wenn sie anders vorhanden sind, möchten wir gerne wieder herstellen.

Über das Stück selbst kann ich nur wiederholen, daß es mich, bis auf ein paar Längen (Wiederholungen), die aber leicht wegzunehmen sind, geradezu entzückt hat, und daß mir lange keine so vornehme und zugleich scharfe Charakteristik, solch geistvoll spannender Dialog und solch liebenswürdiger Parfum, der über dem Ganzen verbreitet ist, und bei alledem so durch und durch dramatisches Leben, in die Hand gekommen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie zunächst an uns gedacht. Im Geiste haben wir es auch schon besetzt. . . . Paul — Baumeister, Natalie — Wolter, Rakitin — Moi, Wera — Hohenfels, Lorin — Hartmann, Schpigelsky — Gabillon, Bolschintzow — Bukovics. Wir versprechen uns sehr viel davon.[2] Also nochmals herzlichsten Dank und tausend Grüße von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Eugen Zabel, Schriftsteller und Dramaturg, geb. am 23. Dezember 1851 in Königsberg i. Pr. — [2] „Natalie", Schauspiel in vier Akten von Turgenjew, wurde am 28. November 1884 zum ersten Male im Burgtheater aufgeführt.

Eugen Zabel an Sonnenthal.

Berlin, 7. September 1884.

Liebster bester Freund!

So belohnt sich alles im Leben, auch wenn man — Gott weiß! — nicht an Lohn gedacht hat. Aber es gibt einen magnetischen Rapport der Seelen. Man versteht sich, auch wenn man sich nicht oft sieht. Daß Sie meine treue und ehrliche Anhänglichkeit so schön belohnt haben, ist mir eine unbeschreiblich angenehme Erfahrung und ich kann Ihnen,

Sie lieber und herrlicher Mensch, nur kurzweg: Dank! sagen.

Zur Sache: Die Längen und Wiederholungen waren mir längst störend. Ich habe auch schon eine neue Redaction des Textes vollendet, die Wilbrandt morgen Früh mit diesen Zeilen erhält. Setzen Sie, Bester, Alles daran, daß die Rollen sofort darnach ausgeschrieben werden, aber nur nach dieser Fassung, die, wie ich behaupten darf, nun keinen fremdartigen Laut für ein deutsches Ohr mehr hat. Am Liebsten wäre es mir, wenn die frühere Bearbeitung auf der Stelle vernichtet würde. Thun Sie mir den Gefallen und lesen Sie das Stück nochmals in der neuen Fassung. Ich bin überzeugt, sie wird noch mehr als die frühere Ihren Beifall haben.

Während ich Ihre lieben Zeilen las, baute sich vor meinen Augen eine Aufführung mit Ihrer Noble-Garde auf, wie sie eben nur auf den Brettern des Burgtheaters zu finden ist. Ich lese den Rakitin mit Ihrer Stimme, die Natalie mit der Seele der Wolter und — lachen Sie mich nicht aus — ich habe das Stück schon in allen Einzelheiten, wie Sie es geben werden, im Traume gesehen.

Aber, lieber verehrter Freund, bis dat qui cito dat! Sehen Sie, daß die gute Theaterzeit das Stück fest im Repertoire sitzend vorfindet. Natürlich reiche ich es nun bei keiner anderen Bühne ein, der Druck erfolgt erst nach der ersten Burgtheater-aufführung. Ich muß den Brief schließen, wenn er noch morgen Früh in Ihrer Hand sein soll. Also nochmals tausend innigen Dank — in Ihnen hat wieder einmal der Poet im Schauspieler gesprochen, der bildende Künstler, der Eigenes zu schaffen weiß und Verwandtes mit dem Blick des Genies erfaßt.

Also lassen Sie die Fahnen des Burgtheaters bald fröhlich und siegreich über dem Stücke des großen unsterblichen Dichters, auf dessen Grabe ich auch in Ihrem und Wilbrandts Namen zu Weihnachten einen Kranz niederlegen werde in Petersburg, rauschen!

Mit treuer Freundschaft Ihr dankbar ergebener

Eugen Zabel.

Sonnenthal an Professor Erich Schmidt.[1]

Wien, 26. September 1884.

Mein hochverehrter Freund!

Halten Sie mich nicht für unartig oder noch Schlimmeres, wenn ich Ihnen nicht sofort nach der liebenswürdigen Zusendung Ihres geradezu sublimen „Lessing-Berichtes"[2] meinen herzlichsten Dank aussprach, allein ich war die letzten Tage durch die plötzliche schwere Krankheit meines Jungen so consternirt, daß ich an nichts Anderes denken konnte. Nun, da, Gott sei Dank, jede Gefahr verschwunden, beeile ich mich, Ihnen nachträglich tausend Dank zu sagen für den wahrhaft glänzenden Bericht und die künstlerische Gerechtigkeit, die Sie dem Burgtheater angedeihen ließen. Unser armes Institut ist ja, wie Sie wissen, in letzter Zeit dermaßen angefeindet worden, daß es unserer Künstlerseele wohlthut und uns erhebt, einmal wieder aus berufenem Munde ein gutes und schönes Wort zu hören. Also im Namen des Burgtheaters doppelt herzlichen Dank und von mir persönlich die wiederholte Versicherung meiner unbegrenzten Verehrung und treuen Ergebenheit.

A. Sonnenthal.

[1] Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Erich Schmidt, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, geb. 20. Juni 1853 in Jena, derzeit Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Berlin. Von 1880 bis 1885 war Professor Schmidt ordentlicher Professor an der Universität Wien, von 1885 bis 1887 Direktor des Goethe-Archivs zu Weimar. — [2] „Minna von Barnhelm im Burgtheater", abgedruckt in der Beilage der (Münchener) Allgemeinen Zeitung 19. September 1884.

Ludwig Speidel an Sonnenthal.

Wien, 27. Dezember 1884.

Theuerster Freund!

Wenn ich Sie zum Weinen gebracht,[1] so habe ich nur Wiedervergeltung an Ihnen geübt, der Sie mir so oft nasse Augen gemacht haben. Glauben Sie mir: die Kritik schwimmt

nicht selten durch Thränen; freilich, wenn sie wieder ans Ufer gelangt ist und langsam trocknet, bleibt ihr Salz an den Fingern hängen.

Mit den herzlichsten Neujahrswünschen von mir und den Meinigen

Ihr

Ludwig Speidel.

[1] Durch das Weihnachtsfeuilleton „Ohne Mutter", abgedruckt in dem Bande „Heilige Zeiten", dem dritten Bande der gesammelten Schriften Speidels.

Professor Erich Schmidt an Sonnenthal.

Wien, 20. Januar 1885.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihre Zeilen, die mich eben erfreuten, lehren wieder, daß „die Menschen nicht nur dann zusammen sind, wenn sie beisammen sind". Wie lieb uns auch Ihre persönliche Gegenwart gewesen wäre, konnten wir doch von vorneherein den müden „Don Juan"[1] nicht ohne unbillige Zumuthung in unserem Kreis erwarten.

Wie groß und fein und vornehm haben Sie Heyses schillernde Figur interpretirt, wie stark und sicher die nicht fest auf den Beinen stehende gehalten, und ich wüßte niemand, der wie Sie das Wagnis des dritten Aktes möglich machen könnte. Als ich am Morgen darauf an Heyse schrieb, brauchte ich die schon früher ihm mitgetheilten litterarischen Bedenken nicht zu wiederholen, sondern nur daneben zu berichten, was die Burg, Sie als Burgwart an der Spitze, für ihn gethan.

Von Herzen dankend und grüßend

Ihr ergebenster

Erich Schmidt.

[1] „Don Juans Ende", Trauerspiel in fünf Akten von Paul Heyse, gelangte am 17. Januar 1885 zur ersten Aufführung am Burgtheater.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Wien, 13. Februar 1885.

Es ist an mir, Ihnen aus vollem, ganzen Herzen zu danken, lieber Meister — und wirklich nicht nur dem Wohlthäter „meiner Kinder",[1] sondern auch dem Künstler. Sie haben mich gestern Abend aus der Gleichgültigkeit des Alltagslebens, zu der uns die wechselnden Eindrücke der Großstadt allmählich abstumpfen, wieder einmal gründlich herausgerissen. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich keine besonders günstige Erinnerung an das schwache haltlose Stück bewahrte, in dem ich zuletzt vor etwa zwanzig Jahren Dawison gesehen. Sie haben aber eine Lenau-sche Stimmung, einen Lenau'schen Hauch über die Gestalt gebreitet, die mich überraschte. Ich weiß nicht, ob bewußt oder unbewußt die Maske des zweiten Aktes mit dem stechenden düsteren Blick so sehr an die Bilder des unglücklichen Dichters der „drei Zigeuner" erinnerte. Es fehlte nur der hohe Kragen und die steife Halsbinde der dreißiger Jahre, um das Bild täuschend zu gestalten. Auch Ihr Spiel entsprach so sehr dem Bild des Unglückseligen, dem das Leben so wohlfeil erschien, daß er es verschlafen, vergeigen, verträumen wollte! Wenn Sie mir in späterer Mußezeit eine große Freude machen wollen, so schenken Sie mir eine Photographie aus diesem Akt. Für die übersandte vorzügliche danke ich herzlichst.

Ihnen allein verdanke ich einen glänzenden Erfolg — und so schließe ich, wie ich angefangen habe, mit innigstem Dank.

Fürstin Marie Hohenlohe.

[1] Am 11. Februar 1885 fand zugunsten des Vereins „Ferien-Kolonien", dessen Protektorin Fürstin Hohenlohe war, im Theater an der Wien eine Vorstellung von Holteis „Lorbeerbaum und Bettelstab" statt.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Wien, 18. Februar 1885.

Sie fragen, wie ich aufkam, theuerster Freund? Durch Zufall, der ja beim Theater immer die Hauptrolle spielt. Laube hatte mich zum Nachfolger Wagners designirt und ließ mich

in dessen anerkannt bester Rolle, als „Mortimer“, debutiren. Das Debut fiel nicht glücklich aus, und dieser Mißerfolg entschied für eine lange Reihe von Jahren. Publikum und Kritik wollten mich lange, lange in der Tragödie und im höheren Drama nicht anerkennen, umsoweniger, als mein zweites Debut als „Geheimer Agent“ (Fichtner's anerkannt beste Rolle), sehr gut und, nach damaligen strengeren Begriffen, sogar glänzend ausfiel. Die Parole lautete: Conversations-Schauspieler.

Ich war 22 Jahre alt, erfüllt von idealen Träumen, begeistert für Darstellung idealer Charaktere. Sie begreifen, daß mich das Alltägliche nicht ganz ausfüllen konnte. Ich spielte wohl die Romeos, Ferdinande, Carlos, rc., aber nur weil kein Besserer da war, und man ließ mich faute de mieux gelten. — Ich ließ aber nicht nach, ich arbeitete für mich selbst und zu meiner eigenen künstlerischen Befriedigung weiter, und so oft ich auf Gastspiele nach auswärts ging, spielte ich vornehmlich meine tragischen Rollen und merkwürdigerweise reussirte ich in diesen weit mehr, als in meinen Conversationsrollen. Dies bestärkte mich und kräftigte mein Selbstvertrauen und — da kam der Zufall. Am 16. September 1863 sollte am Burgtheater Uriel Acosta gegeben werden. Wagner wird unwohl, kann nicht spielen. Ein Theil der Mitglieder spielt in Baden in einer Wohlthätigkeitsvorstellung, die Direction ist in größter Verlegenheit, man kann kein anderes Stück geben. — Laube erinnert sich, daß ich vor sieben Jahren einmal die Rolle in Königsberg gespielt hätte — er schickt um 12 Uhr zu mir, ob ich einspringen könnte; ich sprang, und der Sprung war entscheidend. Von dem Augenblick glaubte man mir auch die tragischen Rollen und von dem Augenblick ging es auch rapid aufwärts. — Fiesco, Egmont, Posa, Collatinus (in „Brutus und Collatinus“) kam in rascher Reihenfolge daran und befestigte mich immer mehr und mehr.[1] Wagner starb; Krastel trat ein, ich gab an Letzteren die jugendlichen Helden ab und erbte von Ersterem einige seiner gesetzten Helden, wie Tell, Hamlet, Othello, Narciß, Faust rc. Dann kam Robert, auch für ihn mußte Raum geschaffen werden. Ich gab sofort Fiesco, Egmont, Posa an diesen ab und legte mich nun ausschließlich

auf die Charakterhelden — und auf diesem Wege sehen Sie mich nun. Der Weg ist weit, sehr weit und es gilt ein rastloses Fortschreiten, um ans Ziel zu kommen — wenn man es überhaupt je erreichen kann!

Sie fragen, wer von den Meistern den größten Einfluß auf mich geübt? Ich könnte keinen Einzelnen nennen, denn jeder Einzelne von ihnen ging in dem Ganzen auf und das Ganze, das Burgtheater, war meine Schule. Und doch, wenn ich Einen herausgreifen soll, war es Ludwig Löwe, der sich privatim viel mit mir befaßte. Als ich nämlich nach Wien kam und bei den Kollegen meine Antrittsbesuche machte, kam ich natürlich auch zur Rettich. Es war von Liebhabern die Rede und die Rettich meinte, es gäbe für sie nur einen Liebhaber auf der Bühne, der eine wirkliche Liebeserklärung machen könnte und dem mans glaubte, und der wäre Löwe. Dieß ging mir nicht aus dem Kopfe. Löwe hatte mich auf seinen Gastspielen in Hermannstadt und Graz, woselbst ich engagirt war, kennen gelernt und lieb gewonnen. Ich suchte ihn auf, er empfieng mich wohlwollend und väterlich und trug mir sogleich an, bei ihm zu wohnen. Ich nahm dies Anerbieten dankbar an, wohnte bei ihm drei Jahre und während dieser Zeit habe ich viel von ihm gelernt. Ich konnte ihn allerdings nicht mehr in seinen jugendlichen Rollen sehen — aber wenn mir der sechzigjährige Mann den Max Piccolomini oder die Balconscene aus „Romeo und Julia“ in seinem türkischen Schlafrock, mit der langen Pfeife, in einem Zimmer, in dem sich kaum zwei Menschen bewegen konnten, vorspielte, da erkannte ich schmerzlich, wie jämmerlich doch unsere Kunst ist, daß sich derlei Eindrücke nicht für alle Ewigkeit fixiren lassen können. Es stünde anders um die Theater, anders um die Künstler!

Daß natürlich Anschütz, La Roche, Fichtner noch einen unmittelbaren Einfluß auf mich übten, ist selbstverständlich. Sie waren noch zu jener Zeit in voller Thätigkeit, standen auf dem Gipfel ihrer Kunst und es war mir vergönnt, in der „Werkstatt“ mit ihnen zu arbeiten. Da hatte ich denn Augen und Ohren weit offen und lauschte ihnen Vieles ab. Vor Allem aber, ich wiederhole es, war es das Ganze, die künstlerische

Tradition des Burgtheaters, die Einfachheit, die Natur, die Wahrheit, die nicht nur mich, die auch alle meine jüngeren Collegen beim Betreten dieser Bühne mit heiliger Scheu erfüllte und noch heute erfüllt. Und mit diesen, ich möchte sagen mit der Muttermilch meines künstlerischen Erwachens eingesogenen, Prinzipien trete ich meine Reise nach Amerika an. Wird das drüben genügen? Ich gestehe, ich bin etwas beklommen. Nun, wenn nicht — ich weiche doch kein Haarbreit von diesen Prinzipien ab.[2]

Und nun, mein Theuerster, sage ich Ihnen, Ihrer lieben Frau und Kindern nochmals ein herzliches Lebewohl und — so Gott will — auf frohes Wiedersehen![3]

For ever Ihr treu ergebener A. Sonnenthal.

[1] In seiner „Geschichte des Burgtheaters" (II, 37) sagt Laube: „Von 1856 an hat sich ein Kreis junger Talente gesammelt, in welchem Herr Sonnenthal, Herr Lewinsky und Fräulein Wolter am hellsten glänzen. Sonnenthal als geistvoller Liebhaber, begabt mit wohltuender Liebenswürdigkeit, mit Feinheit des Herzens und mit den Formen eines edlen Wesens, der erste Schauspieler in diesem reichen Fache, welchen Deutschland jetzt besitzt." — Unter der Direktion Wolff tauchte allerdings wiederholt in den Stimmen der Presse der Zweifel auf, den man in Sonnenthals Begabung für die Darstellung der höheren Tragödie setzte. Allein Wolff mag Recht gehabt haben, als er Sonnenthal damit tröstete, daß man mit diesem Tadel mehr den Direktor als den darstellenden Künstler treffen wollte. — [2] Es ist ein in den letzten Dezennien vielfach verbreiteter und selbst in maßgebenden Kreisen herrschender Irrtum, daß die Schule des alten Burgtheaters, seine Tradition, in der Pflege der pathetischen, auf dem höchsten Kothurn einherschreitenden Deklamation wurzelte. Wer sich die Mühe nehmen will, Laubes „Geschichte des Burgtheaters" aufmerksam durchzulesen, die nicht nur immer die wertvollste Quelle zur Geschichte dieses Theaters bleiben wird, sondern auch eine Fülle der kostbarsten Aussprüche über Schauspielkunst überhaupt enthält, wird mit kristallheller Klarheit erkennen, auf was für ganz anderen Prinzipien diese „Schule" beruhte. „Einfache Wahrheit von geistiger Kraft getragen" — in diese kurzen Worte drängte Laube die Kunstlehre zusammen, die er den jungen Leuten vortrug und durch die er sie auf den ihm einzig richtig scheinenden Weg führte. Diesen Weg hatte vor ihm schon Schreyvogel eingeschlagen, und alle die jungen Talente, die Laube entdeckte und heranbildete, wurden in diesem Sinne von ihm zur Wahrheit und Einfachheit erzogen. „Die Darstellung jeglichen Dramas," sagt er ausdrücklich an einer Stelle, „wird dadurch gewinnen, daß die Schauspieler auch an den Vortrag hoher und ferner Dinge mit der geschulten

Absicht gehen, Sinn und Bedeutung zunächst einfach und klar aufzufassen und dann erst an die Erhöhung des Tons, an die Steigerung der Empfindung bis zu poetischer Höhe vorzudringen." In dieser Kunst des einfachen und zugleich erhabenen Vortrags fand er in Anschütz, der unter Schreyvogel ans Burgtheater gekommen war, den genialsten Interpreten. „Er erklärte den Gedanken mit logischer Sicherheit," schreibt er über ihn, „er gruppierte die Rede mit ordnendem Verstande und warf den starken Hauch des Schwunges nur dahin, wohin er gehörte." — Aus alledem geht hervor, daß „die alte Schule des Burgtheaters" die Schule der Wahrheit und Einfachheit war. „Wie oft spotten sie über die Einfachheit im Burgtheater," ruft Laube an einer Stelle unwillig aus, „und ahnen gar nicht, daß diese Einfachheit unschätzbar ist für das Wesen des Schauspiels." — In dieser Einfachheit, dieser Bescheidenheit des Schauspielers, konnten ihm die jungen Künstler gar nicht genug tun. „Das Endziel schauspielerischer Begabung," sagt er an anderer Stelle, da er über Dawisons beginnendes Virtuosentum klagt, „ist uns das ganze Gemälde, nicht aber die einzelne Figur. Das Stück als Kunstwerk soll ganz hervortreten, und das gelingt nicht, wenn der einzelne Schauspieler sich ungebührlich vordrängt oder wohl gar aus dem Rahmen springt.... Der Kern eines guten Schauspielers ist: im Ganzen eigen, aber für das Ganze hingebend zu wirken.... Künstlerische Begrenzung ist kein Verlust, sondern eine Sicherstellung des Gelingens." Unter diesen Grundprinzipien, in denen Laube sich eins wußte mit den gereiften Künstlern, die er bei seinem Eintritte ins Burgtheater vorgefunden, wurde der junge Nachwuchs herangebildet, der seinerseits diese Lehren an die Nachfolgenden weitergab. Und so entstand die „Tradition des Burgtheaters". — „Diese einfachen Kunstgesetze aufrechtzuerhalten," sagt Laube, „ist die Lebensbedingung eines ersten Theaters, eines maßgebenden Schauspiels. Ihre Kraft ist unauslöschlich.... Das einfache Wort, das intime Schauspiel, die keusche Klassizität, welche jedem sinnigen Menschen verständlich — sie sind die Grundelemente des Burgtheaters. Dafür hat es Kaiser Josef gegründet." — —
[3] Am 22. Februar verabschiedete sich Sonnenthal vor seiner ersten Amerikareise als „Wallenstein" vom Wiener Publikum und verließ Wien am folgenden Tage. Am 24. spielte er in Bremen noch den „Uriel Acosta" und schiffte sich am 25. Februar auf dem Dampfer „Elbe" des „Norddeutschen Lloyd" ein.

Aus Briefen Sonnenthals an seine Kinder.

Dampfer Elbe, Nordsee, den 25. Februar 1885.

Ja, meine Theuren, auf dieser schwimme ich momentan und bis jetzt, unberufen, fühle ich mich so wohl, wie die Fische unter mir, und von all' den Beschreibungen, die man mir

machte, traf bis jetzt nur jene Hartmanns zu, daß es über alle Beschreibung groß und erhaben und der erste Eindruck ein ganz gewaltiger ist. Allerdings bin ich so vom Wetter begünstigt, daß mir's die Wassernixen gar nicht schöner zusammenblasen konnten. Freilich, der erste Tag und die Nordsee! Morgen erst fahren wir in den Kanal ein und das soll nach dem Ausspruch der Wasserratten die unangenehmste Partie sein, denn auf dem Ocean solls wieder famos werden. Aber wenn auch — ich bin in den wenigen Stunden, die ich an Bord bin, so sicher geworden, daß ich auch einen Sturm nicht scheue.

Das Schiff ist herrlich. Denkt Euch das feinste eleganteste Hotel, der Damensalon von blauem gepreßtem Sammt, Bronzen ringsherum, hohe Spiegel, Lusters, die eben durch elektrisches Licht taghell beleuchtet sind. Und dementsprechend die Einrichtung des ganzen Schiffes.[1] Der Capitän, ein liebenswürdiger Mensch, zeichnet mich aus — ich habe meine Cajüte für vier Personen ganz allein neben der seinigen und Rickl hat seine Cajüte auch auf dem ersten Platz.

In Bremen war ein glänzender Abend — nach dem Theater gab mir Freund Rohland ein herrliches Souper und heute Morgen begleitete er mich nach Bremerhaven, zwei Stunden von Bremen per Eisenbahn. In Bremerhaven erwartete mich eine Überraschung: der dortige Theaterdirector mit seiner ganzen Gesellschaft erwartete mich beim Schiff — großes Bouquet, überreicht von der ersten Liebhaberin, Ansprache des Directors, Hurra des ganzen Personals — und unter Tücherschwenken und Hochs und Musik lichtete das Schiff die Anker und — wie gesagt — da schwimme ich nun wohlgemuth und heiter und sende Euch tausend herzliche Grüße und Küsse.

[1] Die „Elbe“ fiel im Jahre 1892 einer der furchtbarsten Schiffskatastrophen zum Opfer. Bei einer Fahrt nach Amerika wurde sie im Kanal von einem Schiff gerammt und ging mit Mann und Maus zugrunde.

New-York, 8. März 1885.

Um zehn Uhr Abends kamen wir in Sandy-Hook an und warfen Anker, um die Nacht über liegen zu bleiben. Rechts und links die beleuchteten Ufer und nicht aussteigen dürfen —

ein schreckliches Gefühl! Wir krochen also ruhig in unsere Cabinen hinab. Ich schlief die letzte Nacht schlechter als je. Um zwei Uhr wachte ich schon auf, dann jede Stunde, bis ich endlich um fünf Uhr aus den harten Federn sprang und aufs Deck eilte. Der erste Anblick des nahen Landes war ein unbeschreiblicher. Mit uns lagen noch vier andere Schiffe vor Anker, die alle die Ankunft des Arztes erwarteten, denn früher darf kein Schiff in den Hafen einlaufen; die vom Zwischendeck müssen sogar ein Impfzeugnis vorweisen.

Stunde um Stunde verrann, endlich zeigte sich ein Schiff von ferne, das auf uns lossteuerte. Alles lief auf Deck in der Meinung, es käme der Arzt; aber je näher es kam, desto mehr sahen wir unsern Irrthum ein. Es war nicht der Arzt, dafür aber hörten wir schon auf eine halbe Meile Entfernung ein fürchterliches Gejohle, das von dem kleinen Schiff herübertönte. Es kommt immer näher und jetzt erkennen wir die Wimpeln und Fahnen — es sind österreichische und ungarische Flaggen. Das Schiff gilt einzig mir: es ist Conried[1] mit einer Schaar von Schauspielern und Österreichern, die mich empfangen. Nun sind sie ganz nahe und ein tausendstimmiges Hurra ertönt; ich trete an die Brüstung unseres Schiffes, ich werde erkannt, und nun hat der Jubel kein Ende. Aber- und abermals Hurra! und Hüteschwenken und Tücherwehen; dann beginnt ein Chor, dann wieder Quartett und endlich singen zwei bekannte Wiener Couplet-Sänger die feschesten Wiener Lieder! Nun war meine Mannheit zu Ende — ich heulte wie ein Kind! — So lagen wir beinahe eine Stunde uns gegenüber, ohne zu einander kommen zu können, der arme Conried bei der fürchterlichen Kälte im Frack und weißer Kravatte. Endlich kommt auch das Schiff mit dem Doctor, die sanitätliche Untersuchung ist beendet und meine Freunde dürfen zu uns herüberkommen. Was nun folgte, spottet jeder Beschreibung. Der Jubel hatte kein Ende. Um 8½ Uhr lichteten wir die Anker und nun fuhren wir ein.

Der erste Eindruck war ein großartiger, das läßt sich nicht beschreiben — ich habe überhaupt noch keinen großen Seehafen gesehen und der New-Yorker zählt mit zu den größten und schönsten. Es war geradezu überwältigend!

Um neun Uhr landeten wir. Das kleine Schiff, das uns immer zur Seite fuhr, war früher gelandet, und nun erwarteten mich alle Freunde schon auf dem Lande. Die Brücke wird angelegt, und ich bin der Erste, der sie überschreiten darf. — Und nun hat der Jubel den höchsten Grad erreicht, als ich den Fuß auf festen Boden setzte — Männer, Weiber, Alles drängte sich an mich heran, nur daß ich nicht in die Höhe gehoben wurde. Dieser Moment wird mir unvergeßlich bleiben....

[1] Heinrich Conried, geb. 3. September 1855 in Bielitz, Charakterschauspieler und hervorragender Bühnenleiter. In den achtziger Jahren hatte Conried zusammen mit Amberg die Direktion des Thalia-Theaters zu New-York geführt, 1892 übernahm er die Leitung des Irving-Place-Theaters in derselben Stadt und wurde später mit der Direktion der Great Metropolitan Opera betraut, die er krankheitshalber nach wenigen Jahren niederlegen mußte. Conried starb zu Meran im Mai 1909.

New-York, 11. März 1885.

... Ich schloß meinen letzten Brief damit, daß ich den Fuß auf dies merkwürdige Land gesetzt, und was ich seit dieser Stunde bis zu diesem gegenwärtigen Augenblick erlebte, war eine Reihe von Überraschungen, die ich erst in meinem Gehirne ordnen muß, wenn Ihr anders ein klares Bild empfangen sollt. Also gehen wir zurück, Schritt für Schritt.

Nachdem der Jubel der Menge beim Empfange verhallte, und ich mich den Umarmungen und Händeschütteln entzogen hatte, wurde ich in die Office geführt zum Zollbeamten, wo ich beschwören mußte, daß ich nichts zu verzollen hätte, und hier erlebte ich sofort die erste Überraschung. Der Zollbeamte, ein alter würdiger Mann, saß in seinem Bureau, den Hut auf dem Kopfe, über seine Bücher gebeugt. Ein anderer Beamter führte mich ihm vor und rief laut meinen Namen. Der schreibende Beamte wendet sich um, sieht mich an, steht auf, nimmt seinen Hut ab, legt ihn neben sich, setzt sich wieder nieder und fertigt einstweilen die Urkunde aus, die ich zu unterschreiben habe. Ich unterschreibe sie und schwöre und will gehen. Da steht der alte Mann nochmals auf, drückt mir kräftig die Hand und sagt: „Mr. Sonnenthal, I say you wel-

come in our country!“ — Ich war sprachlos — ein Zollbeamter, der mitten im Trubel seiner Geschäfte — Tausende warteten noch auf Erledigung — sich Zeit nimmt, einen Künstler zu begrüßen! Und das ist das praktische Volk?! Ich gestehe Euch, wenn mir das ein Anderer erzählt hätte, ich hätte es nie und nimmer geglaubt; dieser kleine unbedeutende Vorfall hat mich derart überrascht, daß ich Mühe hatte, meine Rührung zu verbergen. Doch es sollte noch anders kommen.

Nun wurde mein Gepäck aufgeladen, ich selbst in einen Wagen gehoben, noch ein tausendstimmiges Hurra und wir fahren davon. Was ich bei der Einfahrt in die Stadt durch die geschlossenen Fenster — denn, nebenbei bemerkt, es war eine grimmige Kälte — sehen konnte, hat mich entzückt und betäubt. Die Bauart der Straßen und Häuser ist nämlich so ganz verschieden von unseren europäischen Einrichtungen, so ganz und gar originell, wie man sie in keiner zweiten Stadt wiederfindet, und hier fiel mir sofort doch auch gleich das „praktische“ Volk auf. Außer unserem Wagen nämlich begegneten wir auf der ganzen einstündigen Fahrt kaum einem zweiten — Alles fährt hier Tramway oder Stadtbahn (Dampflocomotive), die auf schmalen schlanken Pfeilern, die bis zum zweiten Stock der Häuser reichen, sich durch die Straßen zieht. Alle drei Minuten saust so ein Zug über Eure Häupter hin, zur rechten und linken je zwei Tramwaygeleise, auf denen die Wagen mit rapider Schnelligkeit an Euch vorüber rennen, dazwischen das Gewühl der Fußgänger — es ist geradezu betäubend. Und all’ dies geschieht mit einer Geschicklichkeit, eins weicht dem andern aus oder wird mitgeschoben, ohne Geschrei, ohne Lärmen. Jedes kennt genau seinen vorgeschriebenen Weg. Man hat den Eindruck, als ob eine einzige große Maschine das Ganze leiten würde, und diese Maschine ist die Intelligenz des Volkes.

Endlich kommen wir vor unserem Hause an. Ein Negerbursche öffnet uns das Hausthor und Conried führt mich in meine Zimmer. Das erste, ein kleiner Salon, geschmackvoll eingerichtet. Daneben ein geräumiges Schlafzimmer, hinter diesem ein Arbeitszimmer — Alles wie aus dem Schächtelchen....

Nun bat ich aber um einen Augenblick der Ruhe — ja Prosit! — Ein Reporter nach dem anderen kam und ich wurde interviewt. Ich saß auf Kohlen — aber was war zu machen? Ich mußte Rede stehen. Die Berichte nun sind klassisch. Ich habe sie Euch alle gesammelt und Ihr werdet staunen: die Breite meines Pelzkragens und die Farbe meiner Handschuhe sind angegeben. Meine Nase, Augen, Mund, Alles wird bis ins kleinste Detail erzählt. – Endlich entfernt sich der letzte Reporter und man erlaubt mir, eine Stunde zu schlafen, denn ich muß mich für den Abend stärken; der Deutsche Liederkranz, die vornehmste deutsche Gesellschaft, hat mich für den Abend eingeladen und mir zu Ehren eine außerordentliche Versammlung angesetzt.

Der Abend kommt. Ich warte in full dress. Um acht Uhr holt mich Conried ab, sagt aber so nebenher, erst müßten wir noch ins Thalia-Theater, damit ich mir doch das Theater ansehe, in dem ich spielen würde. Schön. Wir fahren vor und ich steige aus. Am Wagenschlag steht eine Deputation der Schauspieler in Frack und weißer Kravatte, die Front des Theaters ist taghell erleuchtet und mit elektrischer Flammenschrift: „Willkommen Sonnenthal!" Dazwischen österreichische und ungarische Fahnen. Ich stutze, doch läßt man mich nicht zur Besinnung kommen. Unter Vorantritt der Schauspieler werde ich in die Prosceniumsloge geführt, ich trete an die Brüstung vor, und das ganze Publikum bricht in einen frenetischen Beifall aus, dazwischen das Orchester mit einem dreifachen Tusch. Ich stand wie angewurzelt, verbeugte mich dann gegen das Publikum — erneuerter Jubel. Nun, dachte ich, ist es vorüber und will mich niedersetzen. Da tritt aus den Coulissen der Director des Theaters, Herr Amberg, und hält von der Bühne aus zu mir hinauf eine große Anrede, die von dem Publikum bei jedem passenden Stichworte acclamirt wird. Der Director tritt ab. Die erste Liebhaberin tritt auf, begrüßt mich im Namen der Collegen; hierauf der Regisseur des Theaters und nach diesem der Komiker, der in einer reizenden humoristischen Ansprache den Schluß bildet. In letzterer wurde auch Hartmann's erwähnt mit seiner Devise: „Speel Du man goot, min Jung!"

Endlich ist die Ovation zu Ende und ich muß aus meiner Loge herab zu den Collegen, zum Publikum sprechen. Was ich gesagt, weiß ich nicht — ich weiß nur, als ich zum Schluß sagte: ich wolle die Fahne meines geliebten Burgtheaters hoch halten, der Jubel kein Ende nehmen wollte. Immer wieder mußte ich vortreten und mich verbeugen, bis mich Conried energisch beim Arm ergriff und mich fortführte. Mir war, als hätte ich Haschisch getrunken — ich war berauscht, so unerwartet, so plötzlich kam mir das Alles. Ich kam nicht zu mir selbst. In diesem Zustande fuhr ich zum „Liederkranz". Der Vorstand erwartet mich im Vestibule des prachtvollen Gebäudes, Eigenthum des Vereines, und geleitet mich in den Festsaal. Über zweitausend Menschen sitzen an langen Tafelreihen und, so wie ich erblickt werde, ein endloser Jubel, der sich nicht früher legte, als bis ich meinen Ehrensitz neben dem Präsidenten eingenommen. Hierauf ertheilt der Präsident dem Festredner das Wort und ich werde in einer langen schwungvollen Rede angefeiert. Hierauf eine schüchterne Ansprache von mir, die von dem ganzen Verein mit einem dreimaligen gesungenen „Hoch soll er leben!" beschlossen wird. Nun gehts an die Vorstellungen. An der Tafel neben mir sitzen die ersten Schauspieler der vornehmsten englischen Bühnen, die mich Alle begrüßen. Der Nestor der amerikanischen Schauspieler, Mr. Gilbert, hält einen längeren Speech und begrüßt mich im Namen seiner Collegen und legt zum Schluß seine Hand in die meine, was einen unbeschreiblichen Jubel hervorruft. Dann werden Telegramme verlesen von Booth, Irving, Lawrence Barett, die mich auf amerikanischem Boden willkommen heißen. Dann folgen die Vorträge, an denen sich beinahe alle der anwesenden englischen Schauspieler beteiligten: Clavier und Gesangsvorträge, ernst und heiter. Es ist inzwischen Mitternacht geworden und ich war nun ganz mürbe gekocht. Ich winkte Conried und wir brachen auf, nachdem der Präsident noch einmal ein dreimaliges „Hoch soll er leben" von der Versammlung anstimmen ließ. Endlich durfte „die Taube fliegen", und ich flog auch hinunter in den Wagen und nach Hause und ins Bett und — konnte natürlich

vor Aufregung kein Auge schließen. So endete der erste Tag. —

Nun kam aber die eigentliche verhängnisvolle Stunde — mein Debut! Nun, ich brauche Euch nicht meinen Zustand zu schildern. Ihr kennt ihn ja vor einem Debut bei normalen Verhältnissen, geschweige in solcher Lage, wo so viel vorhergegangen war, wo alle Zeitungen einstimmig — englische und deutsche — auf das wichtigste Ereignis der Season, auf mein Debut, aufmerksam machten und die Erwartungen des Publikums auf das Höchste gespannt waren. Der Abend kam, — meine Scene kommt — ich werde gemeldet: ein dumpfes Rauschen geht durch das Haus. Ich trete in die Scene und — ich habe schon manchen Beifall gehört, aber einen solchen noch nie. Immer wieder von Neuem brach es los. Ich stand gebeugten Hauptes mindestens zehn Minuten. Endlich kam ich zu Wort — und nun endlich war ich im Fahrwasser. Ich will Euch nicht länger mit den Details ermüden, ich kann Euch nur sagen, ich habe den „Uriel“ noch nie so gut gespielt, und der Erfolg war ein noch nicht dagewesener. —

Der zweite Abend: „Vater und Sohn“. An diesem Abend war ich leider stimmlich indisponirt. Es war ja kein Wunder. Nach all' den physischen und moralischen Fatiguen mußte ja eine Reaction kommen — aber nichtsdestoweniger war das Publikum zufrieden und die englische Kritik sagt heute, „daß man zum erstenmale einen wirklichen Gentleman auf der Bühne gesehen hätte“. — Conried versprach mir, Euch einstweilen einige Recensionen zu schicken, aber ich bringe Euch alles, was über mich erscheint, in einer Sammlung mit, denn ich selbst habe jetzt kaum die Zeit, nur den zehnten Theil davon zu lesen. Conried liest mir nur immer beim Ankleiden den New-York Herald, das vornehmste Journal, vor. Das Übrige wollen wir zu Hause gemüthlich zusammen lesen. . . .

Meine gestrige Indisposition ist, Gott sei Dank, vorüber — heute wiederhole ich „Vater und Sohn“, morgen „Fabricius“. Das Haus allabendlich bis unterm Giebel voll . . .

Edwin Booth an Sonnenthal.

Boston, March: 15 1885.

Herr Sonnenthal,
Dear Sir —

It is my misfortune to be absent from New York during your engagement there, but I hope to see you before you leave America — to grasp your hand in welcome, and in grateful remembrance of what your generous countrymen did for me.

The pleasant project proposed by Mr. Conried I fear cannot be accomplished — I refer to our acting together as Othello and Jago — for I have but one free week between the 28th of this and the 6th of next month; this will give us no opportunity for rehearsels if, as understood, you must leave America on Wednesday, April 1st.

I yet hope that our managers may arrange some plan by which we will be brought together, but if it is not possible now I shall look forward for that pleasure either in Vienna or here when you re-visit us, as I hope you will.

With sincere regards and hearty congratulations on your triumphs,

I am cordially yours

Edwin Booth.

Aus einem Briefe Sonnenthals an seine Kinder.

New York, 18. März 1885.

... Eine Minute der Ruhe, mehr habe ich nicht, um Euch von hier aus den letzten Brief zu senden. Ich bin im Taumel, ich bin trunken. Darauf war ich nicht vorbereitet. Es überwältigt mich, ich komme nicht zu mir selbst — ich kann auch gar nicht ruhig darüber schreiben ... es ist toll, toll, toll! ... und es gehört meine ganze moralische Kraft dazu, um nicht übermüthig zu werden.

Doch jetzt das Erfreulichste: den 25. d. M. schiffe ich mich ein und hoffe, wills Gott, längstens 6. April zu Hause zu sein. Conried sprach natürlich von Verlängerung — ich will aber

nicht eine Stunde über meinen gesetzlichen Urlaub wegbleiben. Ich setze was darein, mein Programm genau einzuhalten, trotzdem es für mich eine Affaire von 30.000 Gulden wäre. — Die letzten Tage werden allerdings eine große Plage für mich sein, denn ich habe mich herbeigelassen, Montag und Dienstag auch in Matinées zu spielen. Aber ich habe ja dann wieder zehn Tage absolute Ruhe und hoffe, ich werde es durchführen.

Und nun tausend, tausend Küsse und auf Wiedersehen, auf frohes Wiedersehen! . . .[1]

[1] Sonnenthal kehrte programmgemäß am 5. April nach Wien zurück und schrieb am folgenden Tage an Wilbrandt: „Gott zum Gruß, mein Theurer! Gestern um 3 Uhr Nachmittags angekommen. Ha! Ha! bin nie so pünktlich gewesen!“ ...

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Wien, Freitag 10. April 1885.

Meine beste Fürstin!

Tausend, tausend Dank für den prachtvollen herrlichen Blumengruß! — Es war dies gestern ein erhebender Moment,[1] wie es deren wenige in einem langen Künstlerleben gibt!

's gibt halt do nur a Wien!

Und mein geliebter Kaiser!! — Es war zu schön![2]

Nochmals tausend Dank und auf baldiges Wiedersehen!

For ever Ihr treu ergebener
A. Sonnenthal.

[1] Erstes Auftreten Sonnenthals nach dem amerikanischen Gastspiel in „Ein Attaché“. — [2] Seine Majestät Kaiser Franz Josef wohnte dieser Vorstellung bei.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Freitag, den 10. April 1885.

Lieber Sonnenthal!

Für Ihre liebenswürdig-freundliche Erinnerung meinen besten besten Dank! — Das „Menu“ hat mich sehr amusirt und hebe ich es auf als eine Erinnerung an Ihre Triumph-Fahrt. Es

muß gar nicht „nie—der—träch—tig“ gewesen sein und haben wir uns Alle, und ich insbesondere, über Ihre großen und verdienten Erfolge gefreut.

Wir haben Sie doch gestern bei Ihrem ersten Auftreten im „Attaché“ famos angejubelt, nicht wahr? — Hoffentlich sehe ich Sie recht bald und freue ich mich, von Amerika erzählen zu hören!

Truly yours, dear Sir!

Fürstin von Metternich.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Wien, 22. Mai 1885.

Ich kann nicht umhin, Ihnen einen Glückwunsch zu senden zu der neuen künstlerischen That, zu der Sie jede neue Rolle gestalten, um unser liebes altes Burgtheater zu bereichern. Als gediegener maître de forges[1] haben Sie aus etwas bröckeligem wälschem Metall ein echtes deutsches Kunstwerk geschmiedet!

Dafür Ihnen und Ihrer lauteren unverfälschten Kunst Heil und Segen!

Fürstin Marie Hohenlohe.

[1] Die Première von Ohnets vieraktigem Schauspiel „Der Hüttenbesitzer“ fand am 20. Mai 1885 im Burgtheater statt.

Friedrich Haase an Sonnenthal.

Berlin, 5. Juni 1885.

Hochverehrter Freund!

Unser gemeinschaftlicher Brunnengenosse von Witte, der nun auch zu den Vätern versammelt wurde und also glücklicher ist, als wir tastenden Erdenwürmer, sprach mir wenige Tage vor seinem Tode in Karlsbad von einem Stück, welches er vor etwa zwanzig Jahren Meister La Roche empfahl. Witte hatte es aus Paris importirt, dort in demselben Regnier gesehen und meinte, daß es mehr als lohnende Aufgabe wäre, sich die

betreffende Rolle anzueignen. La Roche soll nach Paris gefahren sein, das Stück im Théâtre Français gesehen und erklärt haben, die Rolle nicht spielen zu wollen, weil er sie nicht wie Regnier anzupacken vermöchte und sich eine andere Auffassung nicht wohl zu denken vermochte. — Ich habe Regnier nun nicht gesehen, zudem schreiben wir 1885, wo die Frechheit bei teutschen Bühnen ja ungleich heimischer ward, und so möchte ich an Sie, lieber verehrter Freund, die ergebene Bitte richten, mir gütigst auf kurze Zeit die für La Roche fürs Burgtheater damals bereits gefertigte Bearbeitung von „Moi“ (so heißt das Stück) zur Lectüre anvertrauen zu wollen. Es wird gehegt und gepflegt werden, wie es der Titel schon anempfiehlt, und getreulich an Sie zurückgelangen. —

Über Ihre Excursion nach Amerika hab' ich viel zu wenig in Berlin gelesen und spräche gar gern eingehend mit Ihnen darüber. Spielen Sie denn nicht bald einmal wieder in Berlin? Hätte eine herzliche Freude darüber!! —

Schließlich noch eine ergebene Mahnung. Sollten nicht alle Bühnenangehörige von Namen, welche Karlsbad zu gebrauchen pflegen, im nächsten Jahre bei Einweihung des neuen Musen-Tempels mitthätig sein, um sich dankbar zu zeigen, weil sie es ja wohl auch meistentheils sind?

Mit herzlichem Gruß und getreuer Anhänglichkeit Ihr

Friedrich Haase.

Sonnenthal an Friedrich Haase.

Wien, 8. Juni 1885.

Ihrem Wunsche, der mir ja immer Befehl ist, nachkommend, theuerster Freund, sende ich Ihnen „Moi“ im Original-Text. Ich habe unsere Bibliothek von oberst zu unterst stürzen lassen, um die Übertragung in unser geliebtes Deutsch zu finden, allein vergebene Mühe; doch fand man in den alten Urkunden, daß drei Bücher „Ich“, von Schuselka-Brüning[1] eingeschickt, an dieselbe retournirt wurden. Vermuthlich hat die Dame eine Bearbeitung gemacht und es kann Ihnen nicht schwer werden,

diese aus Paris, wo die Schuselka lebt, zu bekommen. Für alle Fälle haben Sie jetzt das Original und wer weiß, ob Sie nach der Lectüre desselben noch nach der Bearbeitung verlangen, denn mit der „Frechheit auf den teutschen Bühnen“ ist auch der Geschmack ein anderer geworden, und was Sie vor dreißig Jahren reizend fanden, würden Sie heute kaum mehr goutiren. Übrigens weiß ich nicht, ob dies auf „Moi“ zutrifft, denn ich kenne das Stück nicht.

Mich über Amerika mit Ihnen auszuplaudern, wäre mir nicht nur eine Freude, es brächte mir auch Gewinn, denn ich habe es nur von der sonnigsten Seite kennen gelernt. Ich war auch zu kurze Zeit dort — sechzehn Tage, an denen ich achtzehnmal spielte. Sie begreifen, daß man dabei wenig Zeit finden kann, Land und Leute kennen zu lernen, aber was ich gesehen habe, hat mich entzückt, und künstlerisch ist es mir wohl ergangen, über mein Verdienst — ich habe also in jeder Beziehung nur die angenehmsten Eindrücke mit mir genommen. Aber es mag ja auch dort eine Kehrseite der Medaille geben.

In Berlin möchte ich selbst wieder einmal für mein Leben gern spielen, doch könnte dies nur auf dem Hof- oder Deutschen Theater geschehen, die ein gemischtes Repertoire cultiviren; an irgend einem anderen Theater ein sogenanntes Zugstück zwanzig- bis dreißigmal abwerkeln, das brächte zwar Gewinn, macht aber durchaus keine Freude, und wenn ich jetzt wieder einmal vor dem Berliner Publikum erscheine, möchte ich auch, daß es mich ganz kennen lerne, gut oder schlecht — bisher habe ich mich immer nur einseitig präsentiren können. Sie verstehen mich doch?

Ihre Karlsbader Idee theile ich von ganzem Herzen — Magen und Leber müßte ich hinzusetzen — verzeihen Sie den harten Spaß. Aber es dürfte schwer werden, diese Vorstellung unter einen Hut zu bringen, da die diversen Ferien sehr auseinander liegen und wir doch nicht Alle zu gleicher Zeit dort eintreffen könnten; doch wollen wir noch darauf zurückkommen. Ich bin für alle Fälle dabei.

Und nun, mein Theuerster, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß es mich sehr sehr freute, wieder ein halbes Stündchen mit

Ihnen plaudern gekonnt zu haben — wenn auch nur schriftlich — und ich grüße Sie und Ihre liebe Frau von ganzem Herzen als Ihr

treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Ida Schuselka-Brüning, geborene Wohlbrück, Schauspielerin und Schriftstellerin, geb. 15. Januar 1817 zu Königsberg i. Pr., gest. in Baden bei Wien 15. November 1903.

Friedrich Haase an Sonnenthal.

Berlin, den 17. Juni 1885.

Theurer Freund!

Zuschriften von Ihnen wirken allzeit auf mich wie Maienduft — frisch, erquickend, belebend! Das mag wohl daher kommen, weil es in Ihnen allzeit sproßt und die machtvolle Stellung, welche Sie sich durch Talent und weisen Sinn zu gestalten verstanden, Sie immerdar schaffensfreudig und thätig sein läßt und gehoben durch Erfolge, welche Sie zumeist auf sich selbst zurückführen dürfen. Bei Ihnen freut mich solche Erfahrung doppelt, weil ich Sie lieb habe, weil ich Ihre Entfaltung gleichsam mitdurchlebte und zwar ohne Bitternis, weil's auch mir gut erging und ich drum in meiner Wertschätzung gerechter und ehrlicher war — leider „drum!" denn man stammt ja vom Fleische! —

Das französische Exemplar „Moi" besaß ich, kannte also das Stück ganz und völlig. Nur daß ich die mir vom seligen Witte empfohlene deutsche Bearbeitung kennen lernen mochte, die er seiner Ansicht nach in der Bibliothek des Burgtheaters bestaubt vorhanden wußte. Nun, er hat sich geirrt — das hat ja nichts zu sagen — irrte er doch in größeren Annahmen — auch daß er z. B. sehr alt werden würde. Nun lächelt er mit uns wohl selbst über all das — vielleicht vom Orion — und denkt: kommt nur erst hierher, dann denkt Ihr noch anders über „moi" — in allen Sprachen.

Das Buch folgt wieder anbei mit bestem Dank. — Darf ich denn eines Tages Herrn von Hülsen[1] wegen eines Gastspiels

Ihrerseits interpelliren? Er ist mir wohlwollend gesinnt und besucht mich auch ab und zu. Darf ich irgendwie nützlich werden, soll's mir Festfreude sein. Meine Frau grüßt herzlichst und ich bleibe immer in Treue und Verehrung

Ihr

Friedrich Haase.

[1] Botho Graf von Hülsen-Haeseler, Kgl. Kammerherr, Generalintendant der Kgl. Theater zu Berlin, Kassel und Wiesbaden, geb. 10. Dezember 1815 zu Berlin, gest. 30. September 1886.

Sonnenthal an Friedrich Haase.

Bester Freund!

Daß Sie mir gut sind und mich ein wenig lieb haben, das wußte ich längst. Sie hätten es mir gar nicht zu sagen brauchen und das konnte auch gar nicht anders kommen, mußten Sie doch fühlen, daß diese Liebe, oder besser diese Achtung, auf Gegenseitigkeit beruht und darin, mein Freund, habe ich ein Doublet voraus, denn meine Liebe zu Ihnen stammt noch aus einer Zeit, wo es mir noch gar nicht „gut ging" und ich trotzdem ohne Scheelsucht zu Ihnen aufblickte. Und soll ich Ihnen sagen, was mich zu Ihnen hinzog? — das war, nächst der eminenten Künstlerschaft, die ja schließlich Jedem einleuchtet, auch der Mensch in Ihnen, der leider so oft in dem Künstler aufgeht und über diesen so oft vernachlässigt wird. Ihr vornehmes Wesen zog mich an — verstehen Sie mich wohl, ich meine die Vornehmheit des Herzens und Geistes, denn die äußeren Allüren nachzuahmen gehört ja mit zur Künstlerschaft. Das können Viele und thun auch Viele, aber — grattez l'artiste! — Und darum finden sich die Wenigen immer noch zusammen, denn um mich eines Ausspruchs Speidels zu bedienen: „Das Bedeutende zieht das Bedeutende an —" und darum müssen die Wenigen eng zusammenhalten zur Ehre des Standes!

Für Ihre liebenswürdig projektirte Intervention bei Excellenz Hülsen danke ich Ihnen bestens, kann sie aber momentan nicht in Anspruch nehmen, denn er könnte möglicherweise „ja" sagen, und ich wäre dann Ihnen gegenüber gebunden. Ich

könnte nur mit einem positiven Zeit-Vorschlag an ihn herantreten und ich meine auch direkt an ihn. Zugleich würde ich aber auch Sie von meinem Vorhaben präveniren; sagt er dann „nein“, nun, dann habe ich wenigstens sein directes Refus und erspare Ihnen das Mißliche an der Sache, obgleich ich speciell nichts Mißliches darin sehe. Maurice zum Beispiel hat mich dreimal refusirt und ich trug mich ihm noch ein viertesmal an, ohne angenommen zu werden. Als ich dann später am Stadttheater spielte, gestand er mir freilich, daß er zwei dumme Streiche in seinem Leben gemacht: den Einen, daß er seinerzeit das Talent der Raabe nicht erkannte, den Zweiten, daß er mich nicht an seinem Theater spielen ließ. — Wenn es also an der Zeit ist, werde ich Sie benachrichtigen.

Für jetzt, mein Theuerster, sage ich Ihnen und Ihrer lieben Frau ein herzliches Lebewohl. Meine Koffer sind gepackt, sie gehen heute Abend mit mir nach Karlsbad. Nachdem ich gestern noch bei 30 Grad Hitze im Schatten den „Antonius“ performirte, muß jetzt der Moor in Karlsbad das Seinige thun, um mich für die Winter-Campagne zu stärken. Als Ferien-Zerstreuung habe ich den „Lear“ in die Reisetasche gesteckt — als ob ich ihr spitzestes „Oho“ hörte! —

Also nochmals, lebt wohl, meine lieben Freunde, und behaltet ferner lieb Euren treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Wien, Gott sei Dank 30. Juni 1885.

Aus Briefen Leopold Freiherrn von Hofmanns an Sonnenthal.

Ischl, August 1885.

Lieber Sonnenthal!

Ende d. M. wird außerhalb Ischls eine Festvorstellung vor Ihren Majestäten stattfinden, wobei ich diesmal auf Mitwirkung von Kräften des k. k. Hofburgtheaters rechne. Selbstverständlich würde zunächst auf Ihre Mitwirkung, dann auf jene der Wolter gerechnet. Dauer wäre aber höchstens 1½ Stunden. Nur müßten Sie, verehrter Freund, die Güte

haben, die Leitung des Ganzen zu übernehmen ... Überlegen Sie sich die Sache und telegraphiren Sie mir dann Ihre Ansicht in ein paar Worten. Vielleicht haben Sie hinsichtlich der Auswahl des Stückes einen Vorschlag zu machen. Nur bedenken Sie, daß etwas Leichtes gewünscht wird und uns höchstens anderthalb Stunden zu Gebote stehen ...

Die Sache selbst ist schon bekannt, so viel Mühe man sich auch gab, sie noch längere Zeit zu verheimlichen. Wir spielen nach den bisherigen Dispositionen vor Ihren Majestäten und den russischen Herrschaften am 25. August d. J. im Schloßtheater zu Kremsier ...

Wilbrandt wird von mir aus officiell benachrichtigt, sobald die a. h. Genehmigung eingetroffen ist ...

Die Zusammenkunft in Kremsier wird überaus glänzend und für Alle eine historische Erinnerung werden ...

Freundschaftlich und mit besten Grüßen an Ihre Kollegen

Hofmann.

Aus Briefen Sonnenthals an seine Kinder.

Reichenau[1], 28. August 1885.

„Les jours de fêtes, ils sont passés!"[2] Und es waren wirkliche Festtage, die Jedem, der sie mitgemacht, unvergeßlich bleiben werden. Das Charakteristikon dieser Festtage war nicht etwa Pracht oder große historische Eindrücke, nein, nichts anderes, als echte unverfälschte Wiener Gemüthlichkeit. Jeder und Jedes fühlte sich wohl und behaglich. Wir waren Alle, Groß und Klein, Hoch und Niedrig, Czar und Schauspieler, des Kaisers Gäste, und er war als Wirt von solch bezaubernder hinreißender Liebenswürdigkeit, daß sich Jeder zu Hause fühlte. Ihr fragt mich nach den Hauptmomenten? Ja, es gab deren so viele oder eigentlich gar keine, denn jeder Moment für sich war ein farbenreiches, interessantes abgeschlossenes Bild, und doch nur wieder Staffage zu dem großen historischen Gemälde; man kann, wie bei einem gelungenen Abend im Burgtheater, nicht von einzelnen Scenen, sondern nur vom Ensemble reden, und dieses war in allen Theilen irréprochable. Ich

habe selten oder noch nie eine so schwierige, heikle, delicate Aufgabe, wie diese Entrevue war, so genial gelöst gesehen. Vom Kaiser bis zum letzten Bediensteten in der Hofküche hat Jeder seine Schuldigkeit gethan und — mit Liebe gethan, und diese Liebe, diese Herzlichkeit oder, wie ich es eingangs nannte, diese Gemüthlichkeit war die Signatur des ganzen Festes.

Was nun speciell unsere Aufgabe betraf, so wurde sie glänzend gelöst. Die Allerhöchsten wie Hohen Herrschaften drückten wiederholt ihr Entzücken über den gelungenen Abend aus und diesen Erfolg verdanken wir zunächst dem Czaren, denn er durchbrach die Etiquette, indem er der Erste das Zeichen zum Beifall gab und gleich nach der Scene der Wolter[3] wie ein bezahlter Claqueur klatschte. Ah, dachte ich mir, jetzt sind wir im Fahrwasser! und ich spielte mein Stückchen[4] mit einem Übermuth, wie noch nie, und es wurde auch noch nie so viel und so laut gelacht, wie an jenem Abend, und zwar so, daß wir oben Pausen machen mußten, um die Lachsalven vorüber tönen zu lassen. Die beiden Majestäten wischten sich immer die Augen vor Lachen.

Tags zuvor wurde uns schon vom Fürsten Hohenlohe die Einladung des Kaisers zum Thee, und ich bat nur gleich um Entschuldigung, daß wir später in den Saal kommen würden wegen des Umzuges, und wir sind wirklich beinahe eine halbe Stunde später eingetreten; aber der ganze Hof, die ganze Gesellschaft blieb ruhig am Tische sitzen, bis wir abgespeist hatten, trotzdem sie schon fertig waren. Dann gab die Kaiserin das Zeichen zum Aufbruch. Alles stand auf und blieb bei seinem Tische stehen. Der unsere war der nächste dem der Majestäten. Der Kaiser schritt sofort auf die Wolter zu, die beiden Kaiserinnen auf mich, doch ließ unsere Kaiserin der Czarin den Vortritt. Diese sprach mich nun in der liebenswürdigsten Weise an: wie sehr sie bedauert hätte, mich in Petersburg nicht gesehen zu haben, und wie sehr sie sich freue, dies hier nachholen gekonnt zu haben. Darauf wendete sie sich um und sah, daß unsere Kaiserin wartete, um mich anzusprechen, und trat zurück. Diese schritt nun auf mich zu und sprach so lange über Amerika und über die Fahrt, über alle Details, daß Baron Nopcsa hinzu-

trat und sie unterbrechen mußte, damit sie auch zu den Andern gehe. Hierauf trat der Kaiser an mich heran, sagte mir, daß er mich schon in Gastein, trotz der Dunkelheit, erkannt und gratulirte mir zu meinen Erfolgen in Amerika. Ich erwiderte, daß das Burgtheater diesen Erfolg errungen, und er replicirte, daß es ihn freue, daß ich bei jeder Gelegenheit das Burgtheater in den Vordergrund treten lasse. Zum Schlusse sagte er noch: „Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, Ihnen zu sagen, wie sehr mich Ihr Wallenstein entzückte — ich habe schon viele Wallensteins gesehen und gehört, aber so vollkommen hat ihn noch Keiner — Keiner (er wiederholte dies zweimal) dargestellt." — Ihr könnt Euch denken, wie mich dies freute! Ich stotterte einige unverständliche Worte und wurde nur durch ein gnädiges Kopfnicken des Kaisers aus meiner beengenden Situation befreit. — Hierauf trat der Kronprinz zu mir, reichte mir die Hand, frug mich zunächst wie es Hartmann ginge, und war sichtlich erfreut, als ich ihm sagte, daß es täglich besser gehe;[5] auch nach Leitenberger frug er mich, nach Szeps, nach dem Grundelsee etc. Auch über Amerika sprach er viel mit mir — und endlich kam auch Erzherzog Karl Ludwig auf mich zu, sagte, sie wären schon eilig, aber er wollte nicht fortgehen, ohne mich zu begrüßen und indem er sich wendete, da der Hof bereits aufbrach, rief er mir noch zu: „Sie werden schon in Reichenau bei Herrn Fränkel erwartet — viel Vergnügen dort!" — Also kurz, es war ein Ehrenabend für Alle und diese Auszeichnung war wohl die glänzendste, die uns zu Theil werden konnte.

Ich hätte Euch nun noch eine ganze Masse von heiteren Episoden zu erzählen, das behalte ich mir aber für mündliche Mittheilungen vor, weil ich heute die Post nicht versäumen möchte . . .

[1] Sonnenthal war von Kremsier aus zu Freunden nach Reichenau gefahren. — [2] Die Festvorstellung im Schlosse des Kardinals Fürstenberg zu Kremsier fand in Anwesenheit des österreichischen und russischen Kaiserpaares programmgemäß am 25. August 1885 statt. Es wirkten mit: Die Hofschauspielerinnen Wolter, Schratt und Wessely und die Hofschauspieler Baumeister und Sonnenthal. — [3] Aus „Sappho". — [4] „Er experimentiert", Lustspiel in einem Akt von Hollpein. — [5] Hartmann war im Sommer dieses Jahres an einer schweren Pleuritis erkrankt.

Wien, den 3. September 1885.

Ich habe nun schon wieder gespielt und weiß kaum mehr, daß es Berge und Seen gibt, die man besteigen und befahren kann. Den ganzen Tag sitze ich am Schreibtisch und als mich neulich jemand frug, ob ich auch hier so fleißig spazieren gehe, da erwiderte ich ganz ernst, wie Thimig im Hexenmeister: „Kann man denn das?"

Beim Erzherzog war ich über eine Stunde.[1] Er führte mich in alle Zimmer, zeigte mir seine Sammlungen und als ich an seinen Schreibtisch kam, fand ich mein Bild darauf und der Erzherzog meinte: „Nicht heute erst hingestellt." — Er erzählte mir auch vom Grundelsee, sein Abenteuer bei Greil, daß er mit Hartmanns Aussehen sehr zufrieden war, daß er auch unser Häuschen gesehen und daß er uns nächstes Jahr, wenn ich dort sein würde, aufsuchen wolle. Den andern Tag, als ich schon in Wien war, schickte er seinen Sekretär zu mir, daß ich mich in sein Album einschreibe, worin ich auch die Namen unserer Majestäten, der Erzherzoge, der Prinzessinnen und sonst auch vornehme Gesellschaft traf — mit einem Wort, er war überaus gnädig und liebenswürdig gegen mich . . .

[1] Auf Schloß Wartholz in Reichenau.

Coquelin an Sonnenthal.

Samedi, 5 Sept. 1885.

Mon cher Sonnenthal.

Voulez-vous me permettre de vous demander un petit service? Je voudrais avoir une bonne notice biographique sur votre La Roche — si vous pouviez y ajouter quelques mots de votre appréciation personnelle sur lui vous me ferez grand plaisir. Il était d'origine française, le général Rapp lui avait offert de le faire travailler pour entrer à la Comédie Française. J'ai entendu dire à Vienne qu'on soupçonnait Gœthe d'être son père. Je voudrais avoir quelques détails sur ce point, car je veux faire une petite nouvelle qui m'est demandée depuis déjà quelque temps, et il me semble qu'elle serait intéressante avec La Roche pour son héros.

Je sais, mon cher ami, que vous avez été conquérir en maître le nouveau monde, que vous avez eu grand succès ces jours derniers devant un bas d'empereurs et d'imperatrices réunies. Voulez-vous aussi me donner quelques détails sur votre réception par tous ces grands particuliers et grandes particulières, j'en voudrais bien parler un peu aussi.

Je vais avoir un hiver très laborieux. — Je vais créer plusieurs rôles très importants : entre autre un qui vous plaira et vous ira comme un gant. C'est le Chamillac d'Octave Feuillet, sur lequel je vous engage à avoir l'œil. J'aurai aussi un Socrate de Th. de Banville qui est ravissant. — Pardonnez-moi, mon cher ami, si je dois vous déranger, mais vous avez été pour moi si fraternellement bon et dévoué que j'aurais trouvé très mal à moi d'hésiter à faire appel à votre bonne grâce.

Vous savez peut-être que j'ai toujours la ferme intention de jouer Méphisto. Or puisque je ne puis arriver à faire venir Faust au Théatre Français je lui ferai faire un tour d'Amérique et je compte bien qu'au retour, on le prendra. — Serait-il possible d'avoir la pièce telle que vous la jouiez autrefois, avant d'avoir mis tout le poëme à la scène? Est-ce imprimé tel qu'on le donnait au Burg-Théâtre? Vous serez bien gentil de me renseigner aussi là-dessus.

Rappelez-moi au souvenir de vos collégues et amis — je n'oublierai jamais l'accueil que tous vous m'avez fait ...

Pour vous, mon cher Sonnenthal, permettez-moi de vous embrasser de tout cœur.

Coquelin.

Sonnenthal an Coquelin.

September 1885.

Mein theurer Freund!

... Also von La Roche wünschen Sie einiges zu erfahren? Ja, mein Bester, es cursirten so viele Fabeln über ihn, daß es schwer hält, das Wahre herauszufinden. So zum Beispiel gehört es ins Fabelreich, daß er ein Sohn Goethes gewesen

sei; wahrscheinlich hat man dies aus der zufälligen Ähnlichkeit mit dem großen Dichter resultiert. La Roche war 1822 in Weimar engagirt, woselbst er mit Goethe bekannt wurde und unter dessen Anleitung den Mephisto studirte — das ist das einzig Wahre, alles Andere ist Erfindung und müßige Combination. La Roche wurde am 14. Oktober 1796 zu Berlin geboren (so sagt der Lexicon) doch glaubt man, daß es einige Jahre früher gewesen sein muß, denn 1812 war er schon Regisseur in Danzig (mit 16 Jahren also, das wäre kaum glaublich) und dort war es auch, wo er während der Belagerung den General Rapp kennen lernte, und es ist wohl möglich, daß Rapp ihm den Antrag fürs Théâtre Français gemacht hat — er selbst sprach nie davon. Als Mensch war La Roche eine vornehme Natur und als Künstler möchte ich ihn in seinen späteren Jahren Regnier vergleichen. Bis zum Jahre 1860 spielte er aber auch in der hohen Tragödie und ich selbst habe noch Rollen wie Mephisto, König Philipp (Don Carlos), Cromwell, Mohr (Fiesco) von ihm gesehen, die er genial und ungemein realistisch darstellte. Seine Hauptforce blieb aber immer das Lustspiel und Rollen, wie in „Une chaîne“, „La camaraderie“, „Michel Perrin“, „L'Avare“ — (um Ihnen nur französische Stücke zu nennen) — waren für die deutsche Bühne mustergültig. In seinen jüngeren Jahren sang er auch in der Oper, z. B. Leporello und spielte vornehmlich in derben Lustspielen, sogenannten Farcen. Später war er prädestinirt für die pères nobles. Welche Wandlungen solch' ein Künstlerleben aufzuweisen hat, wie? Für das Burgtheater ist er ein unersetzlicher Verlust. —

Ihren Vorsatz, lieber Freund, den Mephisto zu spielen, wollen Sie nun ausführen? Bravo, ich freue mich dessen, umsomehr, als wir Ihnen hier die erste Anregung dazu gegeben. Ich leugne nicht, daß es für Sie — ich meine rücksichtlich Ihres Publikums — eine doppelt und dreifach große Arbeit sein wird, denn „Faust“ ist ein specifisch deutsches Stück. Sie selbst als Mephisto werden noch leichtes Spiel haben, denn der Teufel paßt für alle Nationen und „der Geist der stets verneint“ zieht sich durch die ganze Welt — aber das Gretchen,

dieses rührende Urbild eines deutschen Mädchens, und zumal Faust selbst! — Ich habe bei dem Studium desselben Blut geschwitzt, denn philosophische Probleme lassen sich nicht dramatisch darstellen und Goethe hatte vollkommen Recht, als er sich Anfangs gegen die Aufführung sträubte. Es sind ja Scenen darin von unerreichter dramatischer Kraft und Größe — aber bis man zu diesen gelangt! Wird Ihr Publikum diese Geduld und vor Allem die Pietät für den deutschen Dichter mitbringen? Ich verspreche Ihnen, zur Première im Théatre Français hinzukommen — es wäre für mich zu interessant, schon des ersten Eindrucks auf das Publikum wegen. Es versteht sich von selbst, daß Sie nur den ersten Theil geben dürfen und auch diesen mit Hinweglassung des Vorspiels und einiger allzulanger philosophischer Tiraden und Monologe des Faust. Wir haben sogar früher auch das Vorspiel im Himmel und die Walpurgisnacht weggelassen, aber Ersteres möchte ich um alles in der Welt nicht missen — es ist das rührendste und poetischeste, was ich je auf der Bühne gesehen. Also frisch daran, mein wackerer Freund, und bonne chance!

Übrigens wollen Sie ja die Rolle und das Stück erst in Amerika versuchen und dort werden Sie großen succès haben, sowie in Ihren anderen Kunstleistungen, denn man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß das Publikum nur „starke Kost“ vertragen kann. Sie werden staunen wie man Ihren feinsten Nuancen folgen wird, und mit einem Verständnis, mit einer Empfänglichkeit, daß Sie sich ins Théatre Français versetzt wähnen werden, ebenso wie ich vor meinem Publikum zu spielen glaubte. Es gibt eben nur *eine* Kunst und diese kommt zur Geltung in jeder Sprache, vor jeder Nation.

Über Amerika selbst weiß ich Ihnen nur wenig zu sagen; ich war sechzehn Tage in New-York und in diesen sechzehn Tagen habe ich achtzehnmal gespielt. Sie begreifen also, daß mir wenig Zeit übrig blieb, um das Land kennen zu lernen. Ich habe also nur wenig gesehen, aber dieses Wenige hat mich geradezu überwältigt und es wird Ihnen gewiß auch so gehen, trotzdem Sie in Paris leben.

Und nun, mein Freund, Glück auf! Meine besten Wünsche

begleiten Sie und Sie würden mich unendlich erfreuen, wenn Sie bei Ihrer Rückkehr ein Wort hören ließen.

Für jetzt umarme ich Sie von ganzem Herzen als

Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Wien, 11. Januar 1886.

Liebster Freund!

Deinen trefflichen Rath benützend — wenn auch wohl, meiner Individualität gemäß, in anderer Ausführung, als Dir vorgeschwebt haben mag — bin ich Verfasser eines Vorspiels zu meinem „Meister von Palmyra" geworden, und habe das Stück, mit vielen Änderungen (und Kürzungen), dieser Änderung angepaßt. Thu mir die Liebe, mein Theurer, dieses Vorspiel zu lesen! und von dem Andern wenigstens so viel, daß Du den Einfluß verspürst, den das Neue auf das Alte gehabt hat.

Ewig dankt Dir dann

Dein getreuer

Adolf Wilbrandt.

Wie bisher unter dem Siegel der Verschwiegenheit!

Ernst Hartmann an Sonnenthal.

Meran,[1] 21. Januar 1886.

Lieber, lieber Adolf!

Ich bin ganz erfüllt von Deiner treuen Freundschaft! Daß auch Du bisweilen den Umgang mit einem Menschen entbehrst, der freilich Idealist ist, zu heftig und zu weich, der allzuoft, ich täusche mich nicht, wie Du hörst, nicht genügend talentvoll ist um sein Wollen künstlerisch richtig auszudrücken, der aber immer von heiligem Ernst erfüllt ist und durchdrungen, sobald die Kunst in Frage kommt, der stets die große Sache des Burg-

theaters höher stellt, als sein persönliches Interesse — daher der Name Idealist — das zu hören hat mir sehr wohlgethan. Man kommt nur dazu so etwas auszusprechen, wenn Zeit- und Raumentfernung die Scham überwinden hilft. Ich danke Dir herzlich.

Wie die Meraner Sonne auch meine Seele erfrischt hat, fühle ich deutlich, wenn ich die Deine von Sorgen und Mißmuth angekränkelt sehe. ... Und Wilbrandt? Wie viel hat man mir schon geschrieben über seine Abdankungsgelüste! — Vor einigen Tagen kam Teschenberg[2] zu mir und plauderte mir alle Combinationen aus. Unter dem Siegel seiner Verschwiegenheit plaudere ich sie Dir weiter. Also hier das Programm! Intendant: Baron Teschenberg! Bedenkzeit bis Anfang März.[3] „Auf keinen Fall nehme ich es an, obwohl es ja viel für sich hat; meine intimen Beziehungen zu vielen Schauspielern hindern mich indessen nicht zum wenigsten an der Annahme." — Directoren sind drei in Aussicht genommen! Claar, Förster und Werther! Es soll nämlich kein Litterat sein, sondern ein praktischer Bühnenleiter, welcher Geld einnimmt. Claar sehr beachtenswert — nur wegen seiner Frau noch einige Bedenken; Förster, einige Bedenken; — Werther[4] noch nicht genügend bewährt — einige Bedenken. So Teschenberg! Ich entgegnete: Zwei Dinge haben dem Burgtheater stets die Überlegenheit über andere Bühnen gegeben; daß es, erstlich, stets von einem Litteraten geführt wurde, denn es bedarf des geistigen Adels, siehe Schreyvogel, Laube, Dingelstedt, Wilbrandt. Von Wolff schweigen wir; er hatte den completesten Personalbestand und nie war das Burgtheater tiefer gesunken. Also ein Litterat und zweitens — die Tradition! Kann ein Routinier diese erhalten? Schauspielern imponirt nur höhere Bildung, als sie selbst haben — wo bleibt ein Director, der nur das kann, was seine besten Schauspieler können? — Es ist schade, ihn zu engagieren. Es ist nur verlorene Zeit, verlorenes Geld. — So sprachen wir, oder doch so ähnlich. —

Weshalb will Wilbrandt gehn? Verträgt es sich mit seinem Gewissen, seine gute Sache so zu verlassen, um persönlichem Ärger auszuweichen? Das schlimmste Jahr, welches nur ein

Burgtheaterdirector haben kann, hat er ganz großartig wunderbar überstanden — und nun das Schlimmste bald vorbei ist, die kranken Mimen wieder einzurücken beginnen, will er gehn? Die Ernte nicht selbst einholen, die seiner ehrlichen Saat doch endlich ersprießen muß? Das darf er nicht. Freilich, ein wenig muß er bei all seiner unabhängigen Selbstheit doch auch dem Geschmack Rechnung tragen ... Eine fertige Salondame, eine Heldenmutter und eine echte Naive muß er finden. Suchen wenigstens, d. h. sichtbar suchen, gastiren lassen. Was gut und theuer ist in diesen Fächern muß er dem Publikum vorführen, die Beste, d. h. die am meisten gefällt, nehmen. So hat's auch Laube gemacht. Talente zweiten Ranges, die daneben engagirt werden, müssen aber mindestens hübsche Menschen sein. Das geht, das kann er und er wird das Publikum im Flug erobern. Gib ihn nicht auf — dann wird er's auch selbst nicht thun ...

Doch wie viel habe ich Dir vorgeschwatzt vom Theater und wie es sein könnte; verzeih' — ich sprach ja noch mit Niemand seit Monaten.

Ich bin hier, leider muß ich hinzufügen, eingelebt, als wäre ich ein Native. Es wimmelt von Bekannten und ich wäre nicht verlegen, jeden Tag meiner Woche anders zu verwerten. Tarock-, Whist- und Bézigue-Partien so viel ich will. Auch Theater ist hier zweimal die Woche. Sehr anständig — so weit ichs beurteilen kann. Gäste ersten Ranges gehen über unsere schmalen Kunstbretter; die Geistinger und — Clara Heese. Freitag spielt sie in „Feenhänden". Eine nicht glückliche Wahl. Das Theater hier ist nämlich kein Theater; es sind nicht Bretter, die die Welt bedeuten, sondern Bretter, die ein Theater bedeuten. Eigentlich ein Saal, in dem ein Liebhabertheater von Michely[5] aufgeschlagen wurde. Seltsamerweise will Jauner hier mit den „Wiener Walzern" gastiren.

Daß ich an allen Ecken fehle, wie Du mir schreibst, freut und schmerzt mich. Es zeigt meine Nützlichkeit und die Verlegenheit, in welche meine Krankheit das Repertoire stürzt. Allein ich habe gegenwärtig so sehr das Gefühl, daß ich bald wieder spielen kann, daß ich eigentlich jetzt schon spielen könnte, daß die kurze Spanne — hoffentlich kommt kein Rückfall —

auch überwunden wird. Ich hab in meinem Repertoire sehr wenig Rollen, die das Stück tragen, es sind meist nur schwierigere Begleitrollen; ich fühle das am lebhaftesten, wenn ich gastiren gehe, und so dachte ich nicht, daß meine Abwesenheit so bemerkt würde, denn alle diese Rollen kann man besser — und auch schlechter freilich — spielen, — aber sie putzen nur weniger oder mehr das Stück auf, sie können es nicht heben aber auch nicht werfen. Ich nehme, wie gesagt, einige, aber doch nicht mehr wie circa zehn oder zwölf Rollen aus.

Daß Du meinethalb Dein Gastspiel in diesem Jahre aufgibst thut mir herzlich leid. Ich hoffe aber, daß es Dir reiche Früchte trägt, wenn Du dafür im nächsten Jahre desto länger in Amerika bleiben und einen recht großen Posten Geld mitbringen kannst. Nach solcher Philosophie, nämlich aus allem Bösen das Gute herauszuholen — und ich halte sie für die einzig richtige — mußt Du mir und meiner Pleuritis eigentlich noch sehr dankbar sein. Nach solcher Weltweisheit muß man immer und immer dankbar sein, und ich habe Gelegenheit, täglich meinem Schöpfer zu danken, daß ich nicht bin, wie die, an denen ich vorüber gehe ...

Weitere Thatsachen, die Dich interessirten, aus meinem Leben habe ich nicht zu vermelden und mit Betrachtungen, die ich freilich ins Endlose fortsetzen könnte, hab ich Dich nun wohl lange genug — Du siehst ich bin nicht mal bescheiden, ich hätte ja auch schreiben können „zu lange" — aufgehalten. Ich sag Dir Lebewohl für heute. Nicht ich, nur mein Brief hört auf, sich mit Dir zu beschäftigen. Ich danke Dir nochmals herzlichst für den Beweis Deiner Freundschaft, denn an diese selbst habe ich immer fest geglaubt. Es gibt Gefühle, die so stark sind, daß sie erwidert werden müssen — ich wußte, daß meine Empfindungen für Dich Dich ein wenig für mich beeinflussen mußten.

In treuer Freundschaft

Ernst Hartmann.

[1] Hartmann war zur Erholung nach seiner schweren Krankheit für den ganzen Winter nach Meran geschickt worden. Erst im April 1886 feierte er als Benedikt in „Viel Lärm um Nichts" sein Rentrée am Burgtheater. — [2] Ernst Freiherr von Teschenberg, k. u. k. a. o. Gesandter und bevoll-

mächtigter Minister, geb. 21. Mai 1836 zu Ödenburg, gest. 25. Februar 1886. — [3] Baron Hofmann war am 24. Oktober 1885 gestorben. Zu seinem Nachfolger wurde am 1. November 1885 vorerst provisorisch, sodann definitiv Josef Freiherr von Bezecny ernannt. — [4] Julius von Werther, Geheimer Hofrat, Dramatiker und Bühnenleiter, geb. 20. Mai 1838 zu Roßla am Harz, gest. 23. Juli 1910 als Kgl. württembergischer Generalintendant a. D. — [5] Inspizient des Burgtheaters.

*

Die Gerüchte über Wilbrandts Amtsmüdigkeit sprachen wahr. Seine Demission wurde indessen nicht sogleich angenommen und ihm vorerst von der obersten Theaterbehörde nur ein längerer Erholungsurlaub bewilligt, von dem er — wie man hoffte — erfrischt und mit erneuter Arbeitslust wiederkehren würde. Für die Dauer seiner Abwesenheit wurden Sonnenthal die Agenden der Direktionsführung übertragen.

Sonnenthal an Ferdinand von Saar.[1]

Wien, 13. Februar 1886.

Hochverehrtester Herr!

Ihre hohe und geistvolle Beschützerin, Frau Fürstin Hohenlohe, interpellirte mich jüngst hinsichtlich Ihres „Thassilo" und ob das Stück am Burgtheater angenommen würde? Ich erwiderte, wenn es von mir abhinge, ganz gewiß; denn ich halte es für ein hochpoetisches und zugleich dramatisch wirksames Werk und habe mich auch in diesem Sinne Director Wilbrandt gegenüber ausgesprochen. Noch vor dessen Abreise sprach ich mit ihm darüber und er entgegnete mir, daß er das Stück trotz mancher dramaturgischer Bedenken angenommen und daß er es Ihnen bereits mitgeteilt hätte. Fürstin Hohenlohe schien aber daran zu zweifeln und meinte, daß Sie von dieser Mittheilung noch keine Kenntnis hätten. Ich erlaube mir daher die Frage, geehrtester Herr, ob Sie wirklich von der Direction noch keine derartige Mittheilung erhalten, was nur im geschäftlichen Drang der Abreise des Directors versäumt worden wäre. —

Mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung und Verehrung

Ihr ganz ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Ferdinand von Saar, lyrischer, epischer und dramatischer Dichter, geb. 30. September 1833 zu Wien, gest. daselbst den 24. Juli 1906.

Ferdinand von Saar an Sonnenthal.

Blansko in Mähren, 16. Februar 1886.

Wahrhaft hochverehrter Herr!

Vor Allem lassen Sie mich Ihnen aufs innigste danken für Ihren so überaus freundlichen und theilnahmsvollen Brief, den ich umsomehr zu schätzen verstehe, als ich weiß, welche Last von angestrengter und anstrengender Arbeit jetzt auf Ihnen liegt. Was nun meine Tragödie „Thassilo" betrifft, so erlaube ich mir, Folgendes zu bemerken:

Herr Director Wilbrandt hatte sich anfänglich gegen die Annahme des Stückes ausgesprochen, jedoch beigefügt: er wolle dasselbe noch Ihnen, hochverehrter Herr, zur Einsicht und Beurtheilung übergeben. Als ich nach einiger Zeit mit ihm in Gesellschaft zusammentraf, theilte er mir zu großer Freude mit, daß Ihnen mein Drama sehr gefallen habe; er werde es daher, um eine Entscheidung treffen zu können, noch einmal lesen. Im November, da ich erschienen war, um Abschied zu nehmen, sagte er, daß er bis jetzt noch nicht dazu gelangt sei, meine Arbeit neuerdings durchzusehen; worauf ich erwiderte, daß es ja damit keine Eile habe, da ich in Blansko zu überwintern gedächte und es daher vielleicht überhaupt am besten wäre, wenn das Stück erst zur nächsten Saison zur Aufführung gelangte. Es ist nun immerhin möglich, daß Herr Director Wilbrandt hiemit die Angelegenheit in einem *mir günstigen* Sinne erledigt glaubte; aber eine bestimmte Erklärung der Annahme hat er in keiner Weise an mich ergehen lassen.

Ich kann mir nicht versagen, hier noch Einiges über meine Tragödie beizufügen. Die Titelrolle wurde im eigentlichsten Sinne des Wortes für Sie, hochverehrter Meister, geschrieben und sie hat sich im Laufe der Arbeit vor meinem geistigen Auge bis in die feinste Nuance hinein mit Ihnen identificirt — sowie die Gestalt Luitberga's mit der künstlerischen Individualität der Frau Wolter. Was ich mir von einem solchen Zusammenspiel erwartete, können Sie sich denken! Als das Werk beendet vor mir lag, kam mir allerdings der Gedanke, ob Jemand, gleich Ihnen, den König Karl zu spielen vermöchte, der ja gewisser-

maßen wie ein Strahl von oben, Alles durchleuchtend und verklärend, in die Tragödie fällt. So hatte ich denn schließlich die Empfindung, daß Sie eigentlich beide Rollen übernehmen sollten — was nun freilich nicht angeht. Gesprächsweise habe ich Herrn Gabillon für den König zu interessiren versucht. Für Wittekind hatte ich Herrn Lewinsky, für den Rothao Herrn Robert ins Auge gefaßt, welch Letzterer, meinem Gefühl nach, die zwar kleine, aber bedeutsame Rolle ungemein zur Geltung bringen könnte. Überhaupt kann ich mich des Glaubens nicht entschlagen, daß mein Stück trotz aller Compositionsmängel (und ich bin mir derselben vollkommen bewußt!) eine starke Wirkung zu thun vermöchte, wenn es mit Wohlwollen für den Dichter in Angriff genommen und mit allseitiger Lust und Liebe dargestellt würde. Sie, Edelster, sind bereits warm für mein Stück eingestanden — und hängt es doch eigentlich nur von Ihnen ab, ob die Aufführung zu Stande kommt oder nicht. Lassen Sie sich also mein Schicksal ans Herz gelegt sein! Vielleicht könnte der Bojoarenherzog sogar noch in dieser Saison die Bühne beschreiten! Der Mai ist ja noch ein ganz guter Theatermonat, und wenn die Première etwa Ende April stattfände, so könnte sich für mich Alles aufs günstigste gestalten. Bemerken will ich nur noch, daß ich Änderungen nicht vornehmen könnte — und zwar keineswegs aus Starrsinn oder Unlust. Das Stück ist nun einmal im Laufe der Jahre so entstanden, wie es vorliegt, und jedes Einzelne hängt mit dem Ganzen aufs nothwendigste zusammen. Nur an der Titelrolle würde ich (wie ich schon meiner hohen Gönnerin, der Fürstin Hohenlohe, schrieb, die mir in dieser Hinsicht außerordentlich feine und verständnisvolle Winke gegeben) dasjenige herauszuarbeiten mich bemühen, was Sie, hochverehrter Meister, daran vermissen sollten.

Und nun noch einmal: innigsten Dank! Was immer auch Sie beschließen mögen, überzeugt können Sie sein, daß ich stets war und bin

Ihr tief ergebener

Ferdinand von Saar.



Sonnenthal als Wallenstein.



Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

Wien, den 8. März 1886.

Mein Theuerster!

Ob ich Dir nicht manchmal fluche, fragst Du? Nein, dazu bin ich zu gut erzogen, aber daß ich Deine Rückkehr segnen werde, das ist gewiß; — aber bald muß es geschehen, sonst ist Dein „Vertreter“ auch vertreten.

Schauspieler, Regisseur und Director in einer Person, c'est plus fort que moi. Daß es dennoch geht, das liegt nur an meinem verfluchten Pflichtgefühl, das am Ende noch stärker ist. — Und, merkwürdig, es geht sogar sehr gut; freilich muß ich mir einige Stunden der Nacht zu Hilfe nehmen; denn diese unseligen und unzähligen Anfragen, Wünsche, Forderungen — berechtigte und unberechtigte — wenn ich auch nur die Hälfte davon beantworte, erfordern mehr Stunden im Tag, als sie die weise Zeiteintheilung uns zur Verfügung stellt. — Auch meine Nerven halten sich wacker, nur wenn eine Absage kommt, da fährts mir in die Beine und ich könnte den Absager mit kaltem Blute morden. Wenn jeder Director dies Gefühl hat, dann schwöre ich, nie mehr absagen zu lassen.

Von dem eigentlichen Getriebe will ich Dich verschonen, aus dem einfachen Grunde, weil mir die Zeit dazu fehlt, Dir Alles ausführlich zu berichten. Die Hauptsache: am 18. will ich mit „Tropfen Gift“[1] herauskommen und dann an „Vasall und König“ gehen. „Georgette“ haben wir für diese Saison abgesetzt. Wir fanden Alle nach der deutschen Lectüre des Stückes, daß zwei Stücke wie „Denise“ und „Georgette“ in einer Saison und so rasch hintereinander zu stark sind. Um Sardou zu entschädigen, habe ich „Die alten Junggesellen“ hervorgeholt. Außerdem die Wolter bewogen, daß sie bei ihrer Rückkehr die Volumnia spielt. „Braut von Messina“ konnte ich vor ihrer Abreise nur einmal geben — das zweitemal sagte sie ab.

Von älteren Sachen habe ich „Veilchenfresser“ mit Thimig (brillant) gegeben, „Die Eine weint, die Andere lacht“ mit Kraftel, „Gönnerschaften“ mit Devrient, „Meeres und der

Liebe Wellen“ mit Krastel (Naukleros), Robert (Leander). Nebstdem habe ich „Kaufmann von Venedig“, „Clavigo“ (mit mich),[2] „Wallenstein-Trilogie“, „Leben ein Traum“ in Vorbereitung. „Denise“, „Was Ihr wollt“, „Letzte Liebe“, „Hüttenbesitzer“ ziehen nach wie vor — kurz, wir schwimmen im Geld.

Was unsere Marodeure betrifft, so geht es Thimig weit besser; die beiden großen Erfolge in „Was Ihr wollt“ und „Veilchenfresser“ haben sehr wohlthätig auch auf seine Nerven gewirkt. Dagegen gefällt mir Schöne noch immer nicht. Hartmann fährt fort zu gesunden, Schreiner schrieb mir gestern, daß es ihm weit besser gehe und stellt seine nahe Rückkehr in Aussicht, und über die Barsescu[3] habe ich durch Lorey, an den sie geschrieben, erfahren, daß sie in der Nähe von Paris weilt; dagegen macht mir die Wessely neuerdings Sorge. Sie sieht elend aus und wird über kurz oder lang ausspannen. Heute hat sie mir beispielsweise „Was Ihr wollt“ abgesagt — um das ausverkaufte Haus zu retten, habe ich die Rolle der Bauer gegeben, die sie von Mittag bis zum Abend übernommen.

Baron Westenholz[4] in Hamburg schrieb mir von einem Fräulein Reinhold,[5] über welche er mit Dir schon gesprochen haben will. Ich schrieb ihm, er solle sie mir augenblicklich schicken — sie soll Probe, eventuell auch Abend, spielen. Vielleicht ist was dran. Vorsehen muß man sich jedenfalls, sonst sitzen wir auf dem Trocknen.

Nun kann ich aber nicht weiter, und es bleibt mir nur noch eine Minute, um Dir zu sagen, wie es mich und uns Alle hoch erfreut, Dich auf dem Wege der Besserung und ergo auf dem Wege nach dem Michaelerplatz zu sehen. Komm' uns nur recht bald und recht gestärkt wieder! es erwarten Dich die offenen Hallen des Burgtheaters und die offenen Arme Deiner Freunde und die alleroffensten Deines

Adolf.

[1] Von Blumenthal. — [2] In Abwesenheit Hartmanns übernahm Sonnenthal nach langer Zeit wieder einmal diese Rolle. — [3] Agathe Barsescu, geb. 9. September 1861 in Bukarest, war von 1883 bis 1890 als Helden-

liebhaberin Mitglied des Hofburgtheaters. — [4] Österreichisch-ungarischer Generalkonsul in Hamburg. — [5] Babette Reinhold, k. und k. Hofschauspielerin, geb. zu Hannover, wurde im Jahre 1887 — zum Teile als Ersatz für die schon schwer erkrankte Josefine Wessely — dem Burgtheater als naive und sentimentale Liebhaberin gewonnen und 1894 zur wirklichen Hofschauspielerin ernannt. Im Jahre 1895 vermählte sich Fräulein Reinhold mit ihrem Kollegen, dem Hofschauspieler Max Devrient.

Oscar Blumenthal an Sonnenthal.

Berlin, 23. März 1886.

Lieber verehrter Freund!

In der Eile der Abreise war es mir nicht einmal vergönnt, Ihnen zum Abschied die Hand zu schütteln. Es ist voll und ehrlich gemeint, wenn ich Ihnen immer wieder mein Entzücken über Ihren Lothar ausspreche. Das heißt wirklich, eine Gestalt schauspielerisch wiederzeugen. In einer so kunstvollen und so behutsam ausgeglichenen Farbenmischung alle Widersprüche des Charakters versöhnt zu finden, — die Heiterkeit unter einem so reizvollen Flor der Schwermuth, die leichtblütige Frivolität des Weltmanns mit so warmen Herzenstönen gepaart zu sehen ... es wird mir eine dauernde, prächtige Erinnerung sein.

Hoffentlich bleibt der „Tropfen Gift“[1] seßhaft im Burgrepertoire und Sie finden noch oft Gelegenheit, in der Hauptscene des dritten Akts alle Herzen zu erobern. Ihr „Lassen Sie mich fort, fort!“ ... Ihr Gleichnis vom Reh ... Ihr „Da werden Sie aber lachen, gnädige Frau!“ ... wenn ich's doch nur sogleich wieder hören könnte!

Ihr inniger und dankbarer Verehrer

Oscar Blumenthal.

[1] „Ein Tropfen Gift“, Schauspiel in vier Akten von Blumenthal, wurde am 20. März 1886 zum ersten Male mit großem Erfolge am Burgtheater aufgeführt und blieb ein beliebtes Repertoirestück dieser Bühne.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Wien, 6. April 1886.

Ich kann nicht umhin, lieber Herr von Sonnenthal, Ihnen unsere Huldigung darzubringen nach den gestrigen tiefen, mächtigen Eindrücken.[1] Ein Künstler, wie Sie, wird niemals fertig — deshalb erschien mir Ihre gestrige Leistung vollendeter, vertiefter und abgerundeter wie früher. Gerade die berühmte Erzählung von der Lützener Schlacht, die wir besprochen, erhielt diesmal eine mystische Färbung, die zur Vervollständigung von Wallensteins Individualität nothwendig gehört. Dieser Zug muß nicht nur angedeutet, er muß hervorgehoben werden — und diesmal haben Sie es meisterhaft gethan. Meine Tochter ist glücklich, Geschichte lernen zu dürfen aus so mächtigen, prächtigen Bildern, wie sie das Burgtheater an diesen beiden Abenden vor unseren Augen entrollte!

Ihnen für Wallenstein von ganzem Herzen dankend

Fürstin Marie Hohenlohe.

[1] Das „Tagebuch" verzeichnet am 5. April 1886 eine Vorstellung von „Wallensteins Tod".

Emil Claar[1] an Sonnenthal.

Frankfurt am Main, 22. April 1886.

Hochverehrter Herr und Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich mir gestatte Ihnen diese Zeilen zu schreiben, mit der ernsten Bitte: dieselben in Freundlichkeit zu Ende zu lesen! Ich schreibe Ihnen nach manchem Zögern, und nur mit Überwindung. Aber es gibt ja Situationen, in denen völliges Schweigen auch zu einem Fehler werden kann. Man muß sich manchmal melden, selbst gegen das eigene Gefühl. Und so melde ich mich bei Ihnen, hochverehrter Freund, lediglich bei Ihnen, um von Ihrer Güte eine offene Meinung zu empfangen in der Burgtheaterfrage. Mein Name wurde in

dieser Woche in den Blättern genannt. Ohne mein Wollen, wie Ihnen bekannt sein wird. Ich war froh, als es nicht mehr geschah. Aber ich höre nun neuerdings, daß Wilbrandt, den ich seit Jahren kenne und hochschätze, doch und freiwillig seine Stellung verläßt, um ganz seiner Muse zu leben. Ich höre weiter, daß die Absicht besteht, eine technische Kraft für das Burgtheater zu gewinnen, gleichviel unter welchem Namen und Titel; eine Kraft, die nicht darstellerisch wirkt und also, außerhalb des Rahmens stehend, den ganzen künstlerischen Apparat bewegen und leiten soll. Man sprach von Förster, ja von anderen Regisseuren auswärtiger Theater. Nach und nach ist der Gedanke in mir fester geworden, daß es vielleicht ein Unrecht sei, nicht ein Wort in dieser Sache selbst zu reden. Würden Sie, hochverehrter Freund, die Zügel in die Hand nehmen wollen, wie Sie ja jetzt schon die Seele der Burg sind, und bleiben, so würde jedes Wort zwecklos sein.

Aber es ist so natürlich, daß Sie Ihre erlesene Künstlerschaft nicht belasten wollen mit aller Schwere der Directions-Führung, mit all' den täglichen Sorgen und Ärgernissen! Eine technische Kraft — außerhalb der Darsteller — wird also nothwendig sein. Wie würden Sie nun denken, hochverehrter Freund, wenn ich Ihnen meine Person vor das Auge rückte? Das Burgtheater ist keine Protections-Sache! Von keiner Seite. Die Sache selbst und ihre innere Stichhaltigkeit kann nur entscheidend sein. Die Berechtigungsfrage tritt also in den Vordergrund. Gestatten Sie mir, hochverehrter Freund, in Kürze hinzuweisen auf meine fünfzehnjährige Thätigkeit, unter Laube in Leipzig, als sein Dramaturg, Regisseur u. s. w., in Weimar als Regisseur des Hoftheaters, dann in Prag und Berlin, endlich auf meine (siebenjährige) Wirksamkeit in Frankfurt, wo ich speziell das Schauspiel zu einem hochangesehenen in Deutschland zu machen mit Erfolg bestrebt war. Die hiesigen Inscenirungen klassischer Stücke und ernster Novitäten (meine besondere Domäne) sind allgemein bekannt. Vielleicht ist Ihnen das Vertrauen auch bekannt worden, welches Laube zu mir hatte. Die Einrichtung, die Umarbeitung und Feilung aller Novitäten überließ er stets mir allein. Noch am Stadttheater

in Wien benützte er meine Einrichtungen. Ich möchte, hochverehrter Freund, daß Sie Gelegenheit hätten, einmal hier in Frankfurt einige meiner Inscenirungen (Hamlet, Faust, Wallenstein-Trilogie u. s. w.) aus eigener Anschauung zu beurtheilen. Vielleicht würden Sie die Überzeugung gewinnen, daß das Burgtheater einer technischen Kraft dieser Art bedarf.

Es ist recht schwer sich selber zu loben! Gestatten Sie mir deshalb nur noch auf meine langjährigen literarischen und dramaturgischen Studien hinzudeuten.

Fast wage ich es nicht auszusprechen, daß Sie einmal nach Frankfurt kommen sollen, um einige Vorstellungen zu sehen! Vielleicht benützen Sie einen kurzen Urlaub und spielen hier den Hamlet und den Wallenstein! Sie würden einen Einblick in das Wesen meiner Thätigkeit gewinnen, der vielleicht entscheidend wäre für Ihre Ansicht in dieser Sache.

Ich möchte Sie, lieber Freund, nicht ermüden! Ich danke im Voraus für Ihre Aufmerksamkeit, und bitte Sie meine Darlegung wohlwollend zu prüfen!

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß ich hier eine außerordentliche Stellung habe in mancher Beziehung! Nicht äußerliches Interesse ist es also, das mich drängt, sondern tiefere und sachliche Antheilnahme! Erwägen Sie dies Alles, verehrter Freund, ergänzen Sie selbst oder fragen Sie mich offen, wo Ihnen ein Zweifel auftaucht und denken Sie sich vor Allem in mir einen hingebenden, treuen und rastlosen Mitarbeiter!

Ich würde glücklich sein, wenn Sie mich mit einem Worte der Klärung erfreuen würden!

Indem ich Sie bitte, diese lange Epistel zu vergeben, bleibe ich in Verehrung und mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ganz ergebener

Emil Claar.

[1] Emil Claar, geb. 7. Oktober 1842 in Lemberg, ehemals Charakterschauspieler, von 1876 bis 1879 Direktor des Berliner Residenztheaters, seit 1879 Intendant des Stadttheaters zu Frankfurt a. M.

Sonnenthal an Emil Claar.

Wien, 29. April 1886.

Mein werthester Freund!

Von einem kurzen Gastspiel-Ausflug aus Prag zurückgekehrt, finde ich Ihren Brief und beeile mich denselben sofort zu beantworten. — Vor allem lassen Sie mich Ihnen für das Vertrauen danken, das Sie in mich setzen, indem Sie eine so heikle Sache so rückhaltlos mit mir besprechen, und ich kann dasselbe nicht mehr ehren, als indem ich eben so offen gegen Sie bin.

Also zunächst die Burgtheaterfrage quand même!? — Gibt es eine solche? Nein und abermals nein. — Von Zeit zu Zeit liebt man es, gegen unser Institut zu keifen — ich sage keifen, denn es ist nichts Anderes als Keiferei, kleinliche Nörgelei, hohles Geschwätz, und rückt man diesen Schreiern energisch an den Hals, so endigen sie gewöhnlich damit, einzugestehen: daß das Burgtheater unter den gegebenen Verhältnissen — ich meine damit die dramatisch produktionsarme und die schauspielerisch reproduktionsärmere Zeit — nicht besser geleitet werden kann und sowohl die künstlerischen wie pekuniären Erfolge noch immer auf der Höhe des alten Burgtheaters stehen. Daß nun eine ideal angelegte Natur wie Wilbrandt durch dieses Keifen, Nörgeln und Raisonniren schließlich verstimmt wurde, ist nicht zu verwundern. Er wurde ernstlich krank darüber und mußte für einige Zeit ausspannen. Dazu kamen noch die ganz abnormen Krankheits-Verhältnisse im Personal, was man wieder ganz unlogischer Weise dem Director in die Schuhe schob. Aber hat das Burgtheater nicht gerade in diesem Jahr seine Tüchtigkeit bewiesen? Denken Sie, erste Mitglieder wie Hartmann, Baumeister, Thimig, Schöne, Schreiner, die Wessely, auf Monate lang brach gelegt und wir spielen Tag für Tag und die Einnahmen waren nie so glänzend, als gerade in diesem Jahr. Und da muß man von Verfall und weiß Gott noch was hören! Aber Sie kennen ja uns Österreicher — wir lieben nichts so sehr, als unser eigenes Nest zu beschmutzen, und kommt Einer „vom Reich“ zu uns, ist er entzückt und findet nicht genug

Worte des Lobes, zumal über dies arg verschrieene Burgtheater.

Aber, Liebster, das geschieht nicht erst heute. Was hat nicht Alles Laube, dessen Zeit man heute als die goldene preist, bei Lebzeiten anhören müssen — und erst Dingelstedt! Aber Beide waren Lederhäute, an denen die giftigen Pfeile abprallten. Wilbrandt war eben nicht so widerstandsfähig und es ging ihm an die Nerven. — Heute hat er sich aber wieder erholt und geht mit neuer Kraft an die Arbeit und unsere Aufgabe ist es, ihn mit allen Kräften zu stützen und zu halten und, so weit mein Einblick in die Sache reicht, denkt man an maßgebender Stelle nicht anders. — Wenn aber doch, wenn er wirklich fort will, was ich nicht glaube — nun, dann muß die Sache eben an uns herankommen. Ich, für meinen Theil, spreche nicht mehr drein, auch wenn ich gefragt würde. Ich habe einmal bei Wilbrandt gesprochen, man verbittert ihm und uns das Leben — das ist eine undankbare Aufgabe, glauben Sie mir. — Die wirklichen Freunde des Burgtheaters merken nur zu sehr die Absicht und werden verstimmt — aber gründlich. Wenn also Ihr Name genannt wird, lieber Freund, an mir sollen Sie keinen Gegner finden — ich hätte auch nicht das kleinste Recht, die geringste Ursache hiezu; ich selbst habe Sie ja nie in der eigentlichen Werkstatt gesehen, ich kann Sie nur nach Ihrem Rufe beurteilen und dieser ist vortrefflich. Also abwarten! —

Für jetzt aber danke ich Ihnen nochmals und grüße Sie herzlichst als Ihr

treu ergebener

A. Sonnenthal.

Emil Claar an Sonnenthal.

Frankfurt a. M., 2. Mai 1886.

Hochverehrter Freund!

Nehmen Sie meinen herzlichsten und aufrichtigsten Dank für die offene Beantwortung meiner delicaten Anfragen. Seien Sie überzeugt, ich kenne jene unaufhörliche Nörgelei und Ärgerei

an Allem. Jedes große Institut hat daran zu leiden. Aber ich kenne auch speciell die landesübliche Verkleinerungs-Manie bei uns — (ich bin ja auch Österreicher!) — die in dem Ausschnitt, den Sie mir gütigst sandten, so treffend charakterisirt wird. Ich kenne ja seit Jahrzehnten fast die Wiener Verhältnisse und Persönlichkeiten, namentlich die dortigen Theater-Vorgänge, die Presse und Alles, was drum und dran hängt.

Wenn ich das Wort „Burgtheaterfrage" gebraucht habe, so geschah dies wahrlich nicht in Folge jener Nörgeleien. Es können wenige Menschen das Burgtheater bis zum heutigen Tage mehr schätzen, als ich! Nur wer vom Handwerkszeug selbst etwas Rechtes weiß, kann das Burgtheater ganz würdigen. Die Leistungsfähigkeit des Burgtheaters ist ja auch nicht lediglich von einer Person abhängig, sie kann nicht ohne Weiteres gegeben und genommen werden; sie ist ein historisches Produkt. Diese Leistungsfähigkeit wird ein starkes Selbstleben ausstrahlen, vom Kerne aus, gleichviel welche Persönlichkeit kommt, oder geht. Wenn ich also von einer „Frage" sprach, so geschah dies mit directem Hinblick auf ein freiwilliges Scheiden Wilbrandts, von dem ich hörte. Die Wahl eines technischen Leiters wäre immerhin eine bedeutsame Frage. Ist Wilbrandt von einer solchen Idee weit entfernt, dann ist ja die Sache erledigt, und Ihr Bestreben, gerade diesen Mann zu stützen und zu halten, kann nur die wärmste Sympathie erwecken. Dies, hochverehrter Freund, ist mein innerster Ernst!

Also, abwarten! So sagen Sie selbst, werther Freund! Nehmen Sie nochmals innigsten Dank für Ihre wohlwollende Gesinnung und vergessen Sie nicht uns einmal einen kurzen Urlaub zu schenken. Es würde uns hoch erfreuen.[1]

Ihr hochachtungsvoll und ganz

ergebener

Emil Claar.

[1] Ein Gastspiel in Frankfurt a. M. kam schon im nächsten Jahre — März 1887 — zustande.

Theodor Reichmann[1] an Sonnenthal.

Wien, 13. Juni 1886.

Großer Meister!
Über Alles verehrter College!

Gestern hatte ich nach langer Zeit einmal wieder das Glück, Sie zu sehen,[2] und es drängt mich mit der ganzen Kraft meiner Seele, Ihnen aus vollem Herzen zu danken für die Stunden reinsten ungetrübten Genusses, die mir Ihre unvergleichliche Kunst gewährte. Wer kann sich Ihnen an die Seite stellen, hochverehrter College?! Kein Franzose, kein Engländer! — Ich war in einer Aufregung, daß ich mir wegen meiner Umgebung den größten Zwang auferlegen mußte und noch den ganzen Abend standen mir bei Nennung Ihres Namens die hellen Thränen in den Augen. Es gibt keinen Dank für so eine Gabe, die Sie gestern boten, und wenn Ihnen der größte Maler sein bestes Bild dafür gäbe, Sie könnten nicht entschädigt werden und auch nur annähernd den Genuß empfinden, den Sie selbst uns bereitet. Da heißt es, sich in den Staub beugen, vor dieser überwältigenden Macht.

Innigsten herzlichsten Dank, mein großer Meister! Alles Gute und Herrliche, was je einen Menschen beglückt, möge Sie belohnen für die unsagbaren Freuden, die Sie in unser Herz legen.

In tiefster Ergebenheit und größter Verehrung und Vergötterung

Ihr dankbarer

Theodor Reichmann.

[1] Theodor Reichmann, k. und k. Kammersänger, geb. den 18. März 1850 zu Rostock in Mecklenburg, hervorragender Bariton und Heldensänger, gastierte als Mitglied des Münchener Hoftheaters 1881 und 1882 in Wien und wurde 1883 Mitglied des k. k. Hofoperntheaters zu Wien, dem er — mit einer kurzen Unterbrechung — bis zu seinem Tode angehörte. Reichmann starb am 22. Mai 1903 zu Marbach am Bodensee. — [2] Sonnenthal spielte am 12. Juni 1886 den Mortemer in Sardous „Die alten Junggesellen".

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Friedstein, 30. September 1886.

Lieber Herr von Sonnenthal!

Ich benütze meine hiesige Muße, um Altes und Neues zu lesen. So kam mir neulich unter den Händen das klassische russische Lustspiel „Der Revisor“ von Gogol. Da fiel mir's auf, wie wenig das Stück veraltet ist. In meiner Phantasie schmiegte es sich förmlich an das Burgtheater — ich sah das ménage Gabillon und Thimig als köstliche Repräsentanten der Hauptcharaktere des Stücks, des Gouverneur-Ehepaars und des verblüfften Jünglings, der sich so schnell in die ihm aufgedrungene Rolle hineinfindet. Ich übersende Ihnen das Stück; lesen Sie es und zeigen Sie es Ihrem Director, der ja gerne Meisterwerke fremder Litteraturen bringt, was einer Bühne, wie der unsrigen, wohl zusteht. Überdies glaube ich, daß das Lustspiel auf einen populären Lacherfolg rechnen kann, wie „Krieg im Frieden“. Es hat seinerzeit eine förmliche Revolution in der russischen Litteratur hervorgerufen. Trotz der Wuth der Beamtenwelt duldete es Kaiser Nikolaus auf seiner Bühne und lachte selbst dazu. Deshalb ist keine Gefahr, daß unsere Allianz mit Rußland durch die Aufführung gefährdet werden könnte ...

Meine Freiwilligen haben eben ihre Officiersprüfung ziemlich glänzend bestanden. Konrad kam als Fünfter heraus, trotz der strengen Kommission. Morgen fahren sie nach Wildalpen, um die trockenen Bücher mit dem Gewehr zu vertauschen. Wenn ihre Mordluft gesättigt ist, erwarte ich sie noch hier. Unsere Berge sind noch ganz herrlich im sanften Glanz des Herbstes und ich genieße die milden Tage in ruhiger Beschaulichkeit!

Mit herzlichstem Gruß dem ganzen lieben Burgtheater, in welches meine kühnen Träume mich oft versetzen, und ihrem würdigsten Interpreten

Fürstin Marie Hohenlohe.

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Wien, den 5. Oktober 1886.

Meine gnädigste Fürstin!

Gestatten Sie mir zunächst, Ihnen herzlichst zu danken für die liebenswürdige Übermittlung der hochinteressanten Lectüre des „Revisors“ und auch für die begleitenden reizenden Zeilen. Es ist etwas ganz Eigenthümliches — und ich fühle mich gedrängt, es hier auszusprechen — Ihre Briefe athmen immer einen solchen Duft von zarter sinniger Weiblichkeit, die für mich etwas Wohlthuendes, Herz und Seele erquickendes, Erhebendes hat, mögen Sie nun über die Meisterwerke unserer Dichter-Heroen sprechen oder als liebende Mutter, als sorgsame Hausfrau in Ihrem friedlichen Home sinnig waltend dahinschreiten. Die Schilderung Ihrer Friedstein-Idylle war wieder über alle Beschreibung anmuthig und anziehend, und ich kann nur wünschen, daß Sie sie noch lange, lange im Kreise Ihrer Lieben heiter und froh genießen mögen!

Was den „Revisor“ betrifft, so hat er mich, wie gesagt, hoch interessirt. Ich habe selten oder noch nie einen eigentlich an und für sich trockenen Gegenstand mit so viel Charakteristik, Satyre und wirklichem Humor behandelt gefunden. Man glaubt, lauter Hogarth'sche Figuren vor sich zu sehen. Nach diesem Muster glaube ich es auch, was man mir in Rußland wiederholt sagte, daß die dortigen Schauspieler in der Darstellung bürgerlicher und Bauernrollen uns deutsche Schauspieler weit überragen sollen — und so weit ich während der kurzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes Land und Leute studiren konnte, ist die Gogol'sche Charakterisirung geradezu meisterhaft. Ich habe das Stück natürlich sofort Wilbrandt gegeben und er teilt meine Ansicht über dessen ästhetischen Wert vollkommen, nur meinte er — und hierin kann ich mich seiner Ansicht nicht ganz verschließen — wäre es im gegebenen „politischen“ Moment äußerst delicat, ein solch eminent antirussisches Stück auf dem Burgtheater aufzuführen — dazu müßten wir sehr befreundet oder auch sehr befeindet uns gegen-

überstehen. Nun, in unser Aller Interesse wollen wir doch lieber die erstere Situation abwarten. Aber als Stück quand même kann ich mir z. B. für den Fasching nichts heitereres und wirksameres denken und ich danke Ihnen nochmals, gnädigste Fürstin, daß Sie mir die Lecture desselben gütigst verschafft haben, denn es war mir bis jetzt ganz und gar unbekannt.[1]

Mit der Versicherung meiner unbegrenztesten Verehrung verbleibe ich Euer Durchlaucht

treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] „Der Revisor", Komödie in fünf Akten von Nikolaus Gogol, deutsch von W. Lange, gelangte am 18. Mai 1887 zur ersten Aufführung am Burgtheater, erlebte aber nur vier Vorstellungen.

Josefine Wessely an Sonnenthal.

Karlsbad, 20. Oktober 1886.

Mein lieber Muster-College!

Warum ich Ihnen schreibe? Nehmen Sie an, daß es mir eine Freude macht zu wissen, daß Sie meine Zeilen lesen und ferner, daß ich, in der Zeit meiner traurigen Verbannung, von dem liebsten, werthesten meiner Collegen nicht vergessen sein will! Da bleibt mir also nichts übrig, als ihn an mich zu mahnen.

Sie können denken, wie sehr ich mich in dieser, allerdings bei diesen herrlichen Tagen paradiesischen, Einsamkeit nach Ihnen Allen sehne! Wie ich mich zusammennehmen muß, um die Sehnsucht, die mich erfaßt, als nicht curgemäß zu verbannen!

Es ist jetzt so herrlich hier, wie man sich's nicht vorstellen kann, wie man im Sommer bei dem Gewühl der vielen Menschen gar nicht so empfinden kann, als jetzt, wo nichts als die liebe schöne Natur redet! Diese Wälder mit ihrer herbstlichen Farbenpracht, mit ihrer heiligen Ruhe und Stille — es ist entzückend! Eigentlich bin ich zu beneiden, wenn es nicht ein

so trauriger Anlaß wäre, der mich diese Ruhe, diese Schönheit genießen läßt!

Nun bin ich bald acht Tage hier und bei aller Fürsorge sehe ich nicht besser aus.

Ich wohne bei so reizenden Menschen in meiner lieben alten Wohnung, „Villa Milton“, — Alles ist schön und friedlich um mich herum, ich gebe mir alle Mühe, auch Friede im Innern zu haben — und doch, und doch! Was werden meine „guten Freunde“ wieder alles erzählen! Die Einen werden sagen, ich muß mich von dem Durchfall der „Maria“[1] erholen — die Anderen vielleicht noch Schlimmeres! Wenn man nicht Zeit zu den Grillen hätte! Ich bin wirklich krank, denn ich glaube, alle Welt haßt mich!

Denken Sie freundlich meiner, lieber bester College! Grüßen Sie mir Director Wilbrandt herzlich und alle, die mich ein wenig lieb haben, und behalten auch Sie ein wenig lieb Ihre Ihnen herzlich ergebene

Josefine Wessely.[2]

[1] „Maria und Magdalena“, Schauspiel in vier Akten von Paul Lindau, war am 5. Oktober 1886 zum erstenmal am Burgtheater gegeben worden, verschwand aber bald vom Repertoire. Am 1. Oktober schrieb Sonnenthal an Lindau: „Mein bester Paul! Ich komme soeben aus der Generalprobe von ‚Maria und Magdalena‘ und bin so voll des Eindruckes, den das geist- und poesievolle Stück neuerdings auf mich gemacht, daß ich nicht umhin kann, Dir wenigstens im Geist die Hand zu drücken. Ich bedaure nur, daß Du diese Freude nicht selbst unmittelbar genießen kannst, denn Du hättest wirklich eine große Freude! Das Stück wird in allen Theilen, von Laurentius-Hartmann bis zum Diener-Nötel magnifique gespielt ... Es wird ein schöner Abend des Burgtheaters werden und wir könnten die letzte Saison in dem alten Hause nicht besser und würdiger inauguriren.“ — Lindau antwortete am 8. Oktober: „Liebster Adolf! Dein außerordentlich warmherziger Bericht über den Verlauf der Generalprobe und die Eindrücke, die Du dabei gewonnen hast, hat mir eine tiefe Freude bereitet. Leider ist der hinkende Bote hinterdrein gekommen. Du scheinst Dich getäuscht zu haben. Ich habe zwar keine einzige Kritik gelesen und werde auch keine lesen, denn die Kritiken tragen weder zu meiner Belehrung, noch zu meiner Erheiterung bei, aber ich habe von einem guten Freunde, der ein sehr kluger und verständiger Mensch ist und genau das sagt, was das gute Publikum des Burgtheaters im Großen und Ganzen empfindet, eine Schilderung erhalten, die wesentlich von Deinen entzückten Auslassungen

über die Vorzüglichkeit der Darstellung in einigen wichtigen Rollen abweicht. Unstreitig verstehst Du mehr als mein Berichterstatter, aber, lieber Freund, darauf kommt ja hienieden nichts an. Die Stimmung ist Alles." — Lindaus Freund sollte recht behalten. Nach der vierten Aufführung — 11. Oktober — telegraphierte Wilbrandt dem befreundeten Autor: „Bin sehr unglücklich. Die Schlacht ist verloren." — [2] Nach kurzer scheinbarer Erholung mußte die junge Künstlerin, ihres schweren Leidens wegen, im Frühling 1887 abermals einen Krankheitsurlaub nehmen, von dem sie nicht mehr zurückkehren sollte. Sie starb am 12. August 1887 in Karlsbad, wo sie ein letztes Mal vergebens Heil und Genesung gesucht hatte.

Professor Erich Schmidt an Sonnenthal.

Weimar, 22. Januar 1887.

Hochverehrter Freund!

Gestern theilte mir Serenissimus auf dem Hofball die frohe Botschaft mit, daß wir hart vor meinem Weggang aus Weimar Sie hier begrüßen und bewundern sollen. Niemand kann durch diese Aussicht entzückter sein, als ich, der ich, recht fern von dem ziemlich monotonen Nachleben des Weimarer Bühnen-„Stils", elegisch in großen Burgtheatererinnerungen ruhte. Ich habe Ihnen schon in Wien gesagt, wie tief ich es beklage, Sie nicht mehr als Clavigo gesehen zu haben. Sollte dieser Verlust unwiederbringlich sein? Da legte ich denn gestern los und machte auch dem Großherzog und Baron Loën [1] den Mund wässerig nach dieser Frucht. Wenn ein bischen Überredungskraft in mir wohnt, so lassen Sie sich erflehen und setzen an die Stelle des Marquis von Villemer den spanischen Archivarius! Der Großherzog würde den Tausch mit Freude begrüßen, unsere hohe Patronin aller auf Vergegenwärtigung Goethes gerichteten Leistungen ein Gefallen geschehen. Sie brächten so den beiden Weimarer Großen eine vollwichtige Huldigung, wenn Sie Clavigo zum Friedländer gesellten und riefen mich mit vielen andern in eine hohe Schule des Schönen. Warum auf immer von dem Abschied nehmen, was man vermag wie Keiner? Lassen Sie den Münchener Triumphabend nicht den letzten sein! Baron Loën, der den Marquis erst einstudiren

müßte, erklärt sich mit dem Tausch einverstanden. Also Ja — nicht wahr, verehrtester Meister? Und lassen Sie mir ein Wörtlein zukommen, damit ich mich an der Vorfreude weiden kann. Hoffentlich darf ich Ihnen ein bischen den Cicerone im Goethe'schen Revier machen und auch einige papierene Schätze zeigen. Auch meine Frau jubilirt über Ihr Kommen.

Treue Grüße an das Burgtheater, wo ich so reich genossen und gelernt habe. In steter Verehrung Ihr

Erich Schmidt.

[1] August Friedrich Oger, Freiherr von Loën, geb. 27. Januar 1828 zu Dessau, gest. 28. April 1887 zu Jena. Von 1867 bis 1887 Generalintendant des Großherzoglichen Hoftheaters und der Hofkapelle zu Weimar.

Sonnenthal an Professor Erich Schmidt.

Wien, 24. Jänner 1887.

Hochverehrtester Freund!

Um gleich mit Clavigo zu antworten: „Kein Vorschlag in der Welt konnte mir erwünschter sein" — mit tausend Freuden stimme ich zu, sobald es den Hoheiten und Baron Loën genehm ist. Ich hatte ja auch den Clavigo unter den vorgeschlagenen Stücken, aber nachdem die Auswahl einmal getroffen war, wollte ich keine Einsprache erheben. Also abgemacht: statt Villemer Clavigo und ich bitte Sie nur, werthester Freund, Seine Exzellenz zu verständigen, daß ich vollkommen einverstanden bin.

Und nun lassen Sie mich Ihnen sagen, wie froh ich erschrak, als ich Ihren lieben Namen las. Ich wagte ja gar nicht zu hoffen, Sie noch dort zu finden, ich hätte Ihnen sonst gewiß eine Zeile geschrieben. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, welch' lebhaften freudigen Antheil ich, wir Alle, an Ihrer Übersiedlung nach Berlin nehmen, denn Sie haben sich, wie man so sagt, in unsere Herzen ordentlich eingefressen und wir zählen Sie zu den Unseren. Und nun soll ich dort einige Tage mit

Ihnen künstlerisch verleben können — ich freue mich unendlich darauf.[1]

Also auf Wiedersehen und tausend herzliche Grüße an Ihre liebe Frau und an Sie von Ihrem Sie wahrhaft verehrenden

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Sonnenthal absolvierte vom 8. März bis 7. Mai 1887 eine Gastspieltournée, die ihn nach Breslau, Frankfurt a. M., Weimar, Prag, Bremen, Hannover und Budapest führte. Am 31. März schrieb er aus Weimar: „,Da wär' ich nun in Griechenland — Ich fühlte gleich den Boden wo ich stand!' Jawohl, ich fühlte ihn, denn ich habe den Wallenstein noch nie mit solcher Weihe gespielt, wie hier, und habe auch nirgends einen solchen Erfolg errungen. Der Großherzog beschied mich nach dem dritten Akt in seine Loge, dankte mir im Namen Weimars, daß ich gekommen und namentlich, daß ich seinen Schauspielern ,ein leuchtend Muster' sei — kurz, es war ein großer Erfolg, für mich der schönste. Gestern hatte ich Ruhetag, den ich benützte, um das Schiller- und Goethehaus und namentlich auch die Fürstengruft zu sehen. Ich bringe von allenthalben Erinnerungen mit. Professor Schmidts sind beide über alle Maßen liebenswürdig. Heute spiele ich hier den „Uriel" — der „Clavigo" muß nämlich wegen Krankheit einer Schauspielerin ausfallen. Schade! — ich hätte ihn gerade hier gerne gespielt."

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Berlin, den 17. Mai 1887.

Lieber Freund!

Seit Hans bei mir eingetroffen ist und mir erzählt hat von Deinem ihm so thatkräftig bewiesenen Edelmuth, habe ich Dir schreiben wollen, um auch meinerseits Dir meinen herzlichsten Dank zu sagen für das Gute, das Du meinem Sprößling erwiesen hast.[1]

Immer ward ich verhindert. Du kannst Dir denken, wodurch. Bald Probe, bald Vorstellung, heute Geschäftsbriefe, morgen Künstlerbesuche, Früh Sitzungen, Abends Regiearbeit am Schreibtisch, hie und da auch ein unaufschieblicher Skat — Du kennst ja die Hindernisse, die sich einem geplagten Theatermenschen in den Weg stellen.

Dann kamen die Wolter-Tage.[2] Da, dacht' ich, fehlt dem Hörenden das Ohr und so fehlte auch dem Sprecher die Sprache.

Nun sind sie vorbei und nun wäre es also die höchste Zeit. Da kommen wieder die Wilbrandt-Notizen in den Zeitungen.[3] Will er sich am Ende wieder in Erinnerung bringen? Der Verdacht, daß mein Schreiben also gedeutet werden könnte, läge nicht allzu fern.

Indes wäre es falsche Scheu, wenn mich diese Rücksicht länger schweigen ließe. Du bist ein so hochdenkender, gesinnungsvoller Künstler, daß ich von Dir Mißdeutung nicht zu fürchten habe, um so weniger, als ich auch Dir als ein anständiger Kerl von geradem Sinne seit lange bekannt bin.

Also schreib' ich und sage Dir Dank, herzlichsten Dank, lieber Adolf, für die großmüthige Gewissenhaftigkeit, mit der Du ein meinem Sohne gegebenes Versprechen eingelöst hast. Deine That war ihm nicht nur ihres materiellen Gehaltes halber werthvoll, auch ihre moralische Wirkung hat sie geübt, wurde sie doch in einer Zeit gethan, in welcher die unliebsamsten Differenzen mit Herrn Lesser Hans so schwer erschüttert hatten. Nun, wir sprechen darüber noch ausführlich in Gastein. Denn dort sehe ich Dich doch hoffentlich wieder, wie in den letzten Jahren?

Also auf Wiedersehen! Ich bin in alter Freundschaft mit dankbarer Gesinnung, die die Lessing'schen Worte sich Dein gedenkend, immer ins Gedächtnis ruft, Dein

treu ergebener

August Förster.

[1] Sonnenthal hatte Försters Sohn Hans, welcher zu jener Zeit am Deutschen Theater zu Budapest (Direktion Stanislaus Lesser) engagiert war, versprochen, anläßlich seines Gastspiels dort, das in den Tagen vom 25. April bis 7. Mai 1887 stattfand, an einem Abend zu seinem (Hans Försters) Benefiz zu spielen. Dies geschah denn auch am 29. April, an welchem Tage Sonnenthal als Philipp Derblay im „Hüttenbesitzer" auftrat. — [2] Am 15. Mai 1887 war das fünfundzwanzigjährige Burgtheaterjubiläum Charlotte Wolters gefeiert worden. — [3] Wilbrandt war endgültig direktionsmüde geworden und trat auch bald darauf — Ende Juni 1887 — von seiner Stelle als Direktor des Hofburgtheaters zurück.

Sonnenthal an Dr. August Förster.

Wien, 19. Mai 1887.

Liebster Freund!

Es war ein kleiner Freundschaftsdienst, den ich Hans erweisen konnte, er fiel zu seiner Zufriedenheit aus und ich freute mich dessen vielleicht mehr, als er selbst — basta!

Doch bin ich sehr froh, daß Du mir geschrieben, denn es legt mir die Pflicht auf, Dir zu antworten, was ich sonst vielleicht noch eine Weile hinausgeschoben hätte. Also, es wird Ernst. Wilbrandt geht definitiv und die große Frage wird nun an Dich herantreten, wenn es nicht schon geschehen ist. Du wirst Dich vielleicht des Umstandes erinnern, und er muß Dir gewiß aufgefallen sein, daß ich während unseres letzten Zusammenseins in Gastein mit keiner Silbe Deiner eventuellen Kandidatur erwähnte. Die Sache war eben damals gegenstandslos geworden und Du kennst mich, ich bin kein leerer Schwätzer, ich rede gern zur Sache, aber dann auch ordentlich, und das habe ich auch diesmal gethan, und man hörte auf mich und die Aufforderung wird wahrscheinlich dieser Tage an Dich ergehen, wenn sie, wie gesagt, nicht schon erfolgt ist.

Verhaltungsmaßregeln bedarf es Dir gegenüber nicht — Du kennst Wien, Du kennst das Burgtheater. Die materielle Frage ist einzig und allein Deine Sache. Vogue la galère!

Wie sichs auch immer entscheiden möge, zähle auf Deinen treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Josef Freiherr von Bezecny[1] an Sonnenthal.

Karlsbad, 13. Juni 1887.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Ich erlaube mir, heute auf ein Gespräch zurückzukommen, welches wir vor längerer Zeit, und zwar unmittelbar darauf, nachdem Wilbrandt seine Demission gegeben hatte, miteinander geführt haben. Ich habe Sie schon damals gebeten, eventuell die provisorische Leitung des Burgtheaters zu übernehmen und Sie hatten die Güte, mir dies zuzusagen.

Heute wiederhole ich nun officiell dieses Ersuchen, zu welchem ich von maßgebendster Seite ermächtigt bin. Am liebsten würde ich Sie als definitiven Director sehen: aber der Vortheil, der dem Burgtheater hieraus erwüchse, würde durch den Nachtheil, den es durch den Verlust Ihrer schauspielerischen Künstlerschaft erlitte, paralysiert.

Daß wir uns untereinander gut verstehen werden, davon bin ich überzeugt. Ich habe jetzt schon die Probe davon. Director Wilbrandt wird mir gewiß das Zeugnis geben, daß ich alles Mögliche gethan habe, um auch mit ihm das beste Einvernehmen stets zu erhalten.

Ich komme in den letzten Tagen Juni nach Wien, wo wir das Nothwendigste noch besprechen können.

Mit den freundlichsten Empfehlungen und Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Bezecny.

[1] Josef Freiherr von Bezecny, geb. den 5. Februar 1829 zu Tabor, gest. den 17. Juni 1904 zu Wien. Vom 1. November 1885 bis 14. Februar 1898 Generalintendant der k. k. Hoftheater.

*

Mit Ende der Theatersaison 1887 war Wilbrandt als Direktor aus dem Verbande des Burgtheaters geschieden. Über die Motive seines Rücktritts spricht er sich in einem Briefe an Rudolf Lothar (Lothar, „Das Wiener Burgtheater") folgendermaßen aus: „Warum ich die Direction niederlegte? Im Grunde doch nur darum, weil ich müde war, und wieder ganz dem Schaffen leben wollte. Daß es damit enden würde, hatte ich vorausgesehen, was kein Kunststück war, da ich mich doch kannte. Fünf bis sechs Jahre hatte ich, ehe ich's annahm, mir und anderen gesagt; so war schon damals mein Gefühl. So ist's auch gekommen. Hätte ich eine ideale Existenz als Director gehabt, ohne Verheirathung mit einer oft beengenden und immer zeitraubenden vorgesetzten Behörde — wenn auch die eigentliche künstlerische Leitung ganz mein war — so hätte ich vielleicht länger Lust und Laune behalten. Aber die Hauptsache bleibt, daß der Dichter den Director von seinem Stuhle herunterzog."

Die Berufung Försters zum Nachfolger Wilbrandts scheiterte daran, daß Förster sein Gesellschaftsverhältnis zum „Deutschen Theater" in Berlin, dem er seit dessen Gründung als Sozietär angehörte, derzeit nicht zu lösen vermochte, und so wurde denn Sonnenthal am 29. Juni 1887 zum provisorischen Direktor des Burgtheaters ernannt.
